

Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 23, Juni 2016

Herausgegeben vom
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Prof. Dr. Bernd Oberdorfer (Geschäftsführender Direktor)
Prof. Dr. Mathias Mayer (Direktor)
PD Dr. Ulrich Niggemann (Direktor)
Prof. Dr. Lothar Schilling (Direktor)
Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp (Direktorin)

Redaktion: Prof. Dr. Bernd Oberdorfer (bernd.oberdorfer@phil.uni-augsburg.de)
Prof. Dr. Gregor Weber (gregor.weber@phil.uni-augsburg.de)
PD Dr. Ulrich Niggemann (ulrich.niggemann@iek.uni-augsburg.de)
Dr. Benjamin Durst (benjamin.durst@iek.uni-augsburg.de)
Tobias Ranker, M. A. (tobias.ranker@iek.uni-augsburg.de)

Anschrift der Redaktion:
Sekretariat
Susanne Empl
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg
Tel.: (0821) 598–5840, Fax: (0821) 598–5850
E-Mail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de

Satz: Tobias Ranker, M. A.
E-Mail: publikationen@iek.uni-augsburg.de
Druck: MaroDruck, Augsburg (<http://www.marodruck.de/>)

Umschlaggestaltung: Pressestelle der Universität Augsburg

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 1437-2703

Die Mitteilungen können zu einem Preis von € 2,- über das Institut für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden:
<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/>

Inhalt

EDITORIAL 9

AUFSÄTZE

LISA SCHUHMAIR

Das Beziehungsnetz der württembergischen Hofjudenfamilie Kaulla zu Beginn des 19. Jahrhunderts – Rekonstruktion anhand des Stammbuchs von Magdalena Kaulla aus München aus den Jahren 1812 bis 1823 15

WOLFGANG E. J. WEBER

Christian Thomasius zwischen Staatsräson, Individualinteresse und erneuerter Normativität. Ein Diskussionsbeitrag 69

KAY EHLING

Die Erweckung der Tochter des Jairus. Markus 5, 21–43, Gabriel v. Max und Albert v. Keller 83

FUNDSACHE

THEO STAMMEN

Montesquieu in Augsburg (1728/1729) 119

MISZELLE

RICHARD ROHRMOSER/JOHANNES SCHNEIDER/VIVIAN SEIDEL

Tagungsbericht „Kollektive Akteure“ und Gewalt. Macht und Ohnmacht im 20. Jahrhundert 131

VORTRAG

ANDREAS WIRSCHING

„Vom Nutzen der Geschichte“ 141

MELDUNGEN AUS DEM IEK

Neuer Geschäftsführender Direktor 153

Neuer Direktor und Geschäftsführender Wissenschaftlicher Sekretär 153

Neuer Direktor 153

Neuer Wissenschaftlicher Koordinator 154

Das IEK verabschiedet 154

Mark Häberlein/Stefan Paulus/Gregor Weber (Hg.):
Geschichte(n) des Wissens. Festschrift für Wolfgang E. J. Weber
zum 65. Geburtstag 155

 Impressionen vom Festakt 156

In memoriam 162

AKTUELLE FORSCHUNG

MARKUS STADTRECHER

Die katholische Kirche und die Vertriebenenintegration.
Das Beispiel Bistum Augsburg 165

BENJAMIN DURST

Onlineveröffentlichung von Materialien zur historischen Friedens-
und Konfliktforschung 169

Neuerscheinungen aus dem IEK

Johannes Burkhardt/Kay Peter Jankrift/Wolfgang E. J. Weber (Hg.):
Sprache. Macht. Frieden. Augsburg. Beiträge zur Historischen
Friedens- und Konfliktforschung (DAP 1) 172

 Impressionen von der Bücherpräsentation 173

Stefanie Schoene: Neue Heimat Augsburg. Selbstzeugnisse
deutsch-türkischer Augsburg. hrsg. von Wolfgang E. J. Weber (DA 25) 176

 Impressionen von der Bücherpräsentation 177

Gerhard Seibold: Das Album Amicorum 180

Sven Schmidt (Hg.): Das Gewerbebuch der Augsburgers Christoph-
Welser-Gesellschaft (1554–1560) 182

BUCHREZENSIONEN

August 2014 – 2000 Jahre Tod des Kaisers Augustus
(GUNTHER GOTTLIEB) 187

Christoph Jamme/Stefan Matuschek (Hg.): Handbuch der Mythologie
(WOLFGANG E. J. WEBER) 191

Arnold Clapmarius: De Arcanis Rerumpublicarum libri sex. Edition zur Frühen
Neuzeit 4, 12. Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Ursula Wehner
(WOLFGANG E. J. WEBER) 192

Leopold von Ranke – Grundlegung eines biographischen, werk- und
wirkungsgeschichtlichen Neustarts.
Zugleich Besprechung von Günter Johannes Henz: Leopold
von Ranke in Geschichtsdenken und Forschung. Bd. 1:
Persönlichkeit, Werkentstehung, Wirkungsgeschichte
(WOLFGANG E. J. WEBER) 194

Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit.
Erinnerungskultur und Geschichtspolitik
(WOLFGANG E. J. WEBER) 198

Lauro Martines: Blutiges Zeitalter. Europa im Krieg
1450–1700. Aus dem Englischen von Cornelius Hartz
(WOLFGANG E. J. WEBER) 200

Annette Gerstenberg (Hg.): Verständigung und Diplomatie
auf dem Westfälischen Friedenskongress.
Historische und sprachwissenschaftliche Zugänge
(BENJAMIN DURST) 202

Assmann, Aleida: Das neue Unbehagen an der
Erinnerungskultur. Eine Intervention //
Assmann, Aleida: Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des
Zeitregimes der Moderne
(CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE) 206

RÜCKBLICK

Colloquium Augustanum

Wintersemester 2014/15

- PROF. DR. VOLKER DEPKAT (REGENSBURG): Das Alte Reich und die Geburt des amerikanischen Föderalismus 215
- DR. ULRICH HOHOFF (AUGSBURG): Die erfundenen Bücherkataloge der Frühen Neuzeit. Ein ungewöhnliches Medium der Zeitkritik in Deutschland 216
- PROF. DR. FRITZ PETER KNAPP (HEIDELBERG/WIEN): „Von der wälsche in diutsche zungen.“ Kleine Blütenlese aus dem sechsbändigen Handbuch zur ‚theodisken‘ Dichtung à la française 217
- PROF. DR. BERND GREINER (HAMBURG): „You ain't seen nothing yet!“ Perspektiven der Forschungen zum Kalten Krieg 217
- PROF. DR. RENE PFEILSCHIFTER (WÜRZBURG): Kosmas der Indienfahrer. Christliche Welterklärung in der Spätantike 218

Sommersemester 2015: Das Wetter –

Wahrnehmungen und Wirkungen im historisch-kulturellen Wandel

- PROF. DR. CHRISTIAN PFISTER (BERN): Der Schwarze Schwan von 1540. Wie Europa die Megadürre von 1540 erlebte und welche Bedeutung sie für die Gegenwart hat 218
- PROF. DR. STEFAN EMEIS (GARMISCH): Klimawandel – brauchen wir eine neue Aufklärung? Überlegungen zur Wahrnehmung des Klimawandels 219
- PD DR. CORNELIA LÜDECKE (HAMBURG/MÜNCHEN): Aussichten: heiter bis wolkgig. Eine Wissenschaftsgeschichte der Wolken seit 1800 219
- DR. URS BÜTTNER (HANNOVER): „Philosophie [...] ist das freiwillige Leben in Eis und Hochgebirge“. Nietzsches Wetterkunde 220
- PD DR. JOHANNES STÜCKELBERGER (BERN): Landschaft als Luftschafft. Wolkenbilder in der Kunst 221

**Wintersemester 2015/16 –
Ludwig XIV. und Europa**

- DR. LEONHARD HOROWSKI (BERLIN): Warum man in Marly vom Regen nicht nass wird. Das seltsam logische Hofleben von Versailles (1682–1789) 222
- PROF. DR. DIETRICH ERBEN (MÜNCHEN): Antike und Affront. Antikenrezeption und Gewaltkultur in der französischen Hofkunst unter Ludwig XIV. 222
- PROF. DR. MARTIN WREDE (GRENOBLE): Die Marke Ludwig. Von Größe, Grenzen und Mythen des Sonnenkönigs 223
- PROF. DR. CHRISTOPH KAMPMANN (MARBURG): Kaiser Leopold I. (1658–1705) – der mächtigste Kaiser des Reichs? Das neue Bild des großen Rivalen Ludwigs XIV. 224
- PROF. DR. ANDREA GREWE (OSNABRÜCK): „Vergnügungen mit sehr vielen Unannehmlichkeiten“ – Sophie von Hannover am Hof Ludwigs XIV. 225

Stadtkolloquium des IEK im Sommersemester 2015

Orient in Augsburg

- PROF. DR. WOLFGANG E. J. WEBER (AUGSBURG): 1530/936. Der Orient im Umfeld des Augsburger Reichstages 226
- PROF. DR. MARK HÄBERLEIN (BAMBERG): „Allerhand seltsame und denckwürdige Sachen“: Was der Augsburger Leonhard Rauwolf während seiner Orientreise 1573–1576 sah und an den Lech zurückbrachte 226
- DR. HELMUT GRASER (AUGSBURG)/ PROF. DR. ANN TLUSTY (BUCKNELL UNIVERSITY, LEWISBURG/USA): „Der teußfellige Machomett“: Türkenphobie in der Augsburger Handwerkerschaft im Jahr 1583 227

ANSCHRIFTEN DER AUTOREN 228

Editorial

Nach 20 Monaten liegt nun wieder ein neues Heft unserer Zeitschrift vor. Es spiegelt die großen Veränderungen wider, die das Institut für Europäische Kulturgeschichte im vergangenen und im aktuellen Jahr geprägt haben und künftig prägen werden, steht aber auch für Kontinuität und Konstanz.

Hier ist zunächst die Verabschiedung des langjährigen Direktors und Geschäftsführenden Wissenschaftlichen Sekretärs Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber zu nennen. Im Rahmen eines Festakts, der am 31. Juli 2015 anlässlich seines 65. Geburtstags in den Räumlichkeiten des IEK stattfand und zu dem zahlreiche Kollegen, Freunde, Weggefährten und Familienmitglieder gekommen waren, wurde dem Jubilar eine umfangreiche Festschrift überreicht, deren Titel ‚Geschichte(n) des Wissens‘ den Fokus und die Weite seines Forschungsinteresses schön umreißt (vgl. dazu Näheres unten S. 155). Den Festvortrag unseres langjährigen Mitglieds und derzeitigen Direktors des Instituts für Zeitgeschichte in München, Professor Dr. Andreas Wirsching, dürfen wir dankenswerterweise in einer mit bibliographischen Nachweisen versehenen Form in diesem Heft abdrucken (vgl. unten S. 141–150). Festakt, Festvortrag und Festschrift stehen zusammen für das unermüdliche, innovative und weit reichende Wirken Wolfgang Webers, dem damit auch ein würdiger Dank abgestattet werden sollte; mit weiteren Projekten und Ideen wird er freilich dem IEK weiterhin verbunden bleiben.

Umso erfreulicher war dann der Umstand, dass die Hochschulleitung der Wiederbesetzung dieser Stelle zustimmte und die Findung eines Nachfolgers Wolfgang Webers in einer Weise gelang, die in Organisation, Lehre und Forschung einen quasi nahtlosen Übergang gewährleistete. Mit Herrn Priv.-Doz. Dr. Ulrich Niggemann, der zuletzt an der Universität Marburg wirkte, konnte ein Kollege gewonnen werden, der nicht nur das für den Auftrag des IEK so wichtige Teilfach der Geschichte der Frühen Neuzeit vertritt, sondern auch über langjährige Organisationserfahrung sowie ein breites Themen- und Methodenspektrum verfügt, um der Arbeit des Instituts neue Impulse zu verleihen. Wir heißen ihn nochmals sehr herzlich willkommen und wünschen ihm für die vielfältigen Aufgaben alles Gute.

Einen Wechsel gab es auch auf der Stelle des Wissenschaftlichen Koordinators: Dr. Markus Stadtrecher, der seit 1. Oktober 2013 am IEK beschäftigt war und dem wir für sein umsichtiges und zuverlässiges Agieren auf verschiedenen Feldern danken, wechselte nach Ulm, um dort eine neue berufliche Herausforderung anzunehmen. Als sein Nachfolger fungiert seit dem 1. März 2016 Dr. Benjamin Durst, der unlängst im Fach Europäische Kulturgeschichte an der Universität Augsburg promo-

viert wurde und mit den Gegebenheiten des Instituts sowie den Herausforderungen der universitären Studienorganisation bestens vertraut ist. Auch ihm wünschen wir für seine Tätigkeit gutes Gelingen.

Neben den neuen personellen Vorzeichen sind auch neue inhaltliche Akzente zu verzeichnen: Für die Kontinuität stehen die Vorträge im Rahmen des Stadtkolloquiums zum ‚Orient in Augsburg‘, während wir am Ende eines längeren Diskussionsprozesses im Direktorium und in der Mitgliederversammlung übereingekommen sind, das ‚Colloquium Augustanum‘ in seiner bisherigen Form mit vier bis fünf Abendvorträgen nicht mehr in jedem Semester anzubieten. Dies ist zum einen dem Umstand geschuldet, dass – bei gleichbleibendem Publikumspotential – in den letzten Jahren immer mehr Vortragsreihen an der Universität hinzu gekommen sind, zum anderen dem mehrfach geäußerten Wunsch, thematisch konzentrierter vorzugehen. Deshalb wird am 29. Juni 2016 erstmals ein ‚Tag der Europäischen Kulturgeschichte‘ stattfinden, auf dem durch Vorträge und eine Ausstellung das Thema „Himmel“ kulturwissenschaftlich erschlossen, zugleich aber auch die Arbeit des Instituts mit seinen Publikationen und Forschungsinteressen vorgestellt wird. Für das Wintersemester 2016/17 ist jedoch wieder das übliche ‚Colloquium Augustanum‘ geplant, das sich voraussichtlich dem großen Jubiläumsthema „Reformation“ widmen wird.

Auch im neuen Heft spiegelt die Vielfalt der Beiträge, Fundstücke, Rezensionen, Rückblicke und Mitteilungen das breite Spektrum der Forschungsinteressen und Aktivitäten am Institut wider. Exemplarisch sei nur auf die Aufsätze hingewiesen: Lisa Schuhmair führt nicht nur allgemein in Geschichte und Methodik der Stammbuchforschung ein, sondern zeigt anhand des Stammbuchs von Magdalena Kaulla aus München auch auf, wie fruchtbar diese Forschungsrichtung sein kann, indem sie aus den Stammbucheinträgen das Beziehungsnetzwerk einer jüdischen Hofjudenfamilie im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert rekonstruiert. Wolfgang E. J. Weber lenkt den Blick darauf, welche Abstoßungsbewegungen ein machiavellistisch geprägtes Machtkalkül noch im naturrechtlich orientierten Denken der Frühaufklärung im Umkreis von Christian Thomasius auslöste; überraschenderweise wurde der Machiavellismus aber bereits früh im medizinischen und juristischen Professionsdiskurs aufgegriffen. Kay Ehling nimmt die didaktische Beobachtung, dass Bilder den Umgang mit Texten fördern, zum Anlass, Leben und Werk der Münchener Maler Gabriel von Max und Albert von Keller vorzustellen und ihre beiden Versionen der biblischen Erzählung von der Erweckung der Tochter des Jairus (Markus 5) miteinander zu vergleichen. Lokalhistorisch reizvoll ist auch das Fundstück von Theo Stammen: ein Bericht Montesquieus über seinen Aufenthalt in Augsburg 1728/29.

Diese wenigen Hinweise mögen genügen. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre des vorliegenden Heftes.



Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read "Gregor Weber".

Prof. Dr.
Gregor Weber



Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read "Bernd Oberdorfer".

Prof. Dr.
Bernd Oberdorfer

AUFSÄTZE

Das Beziehungsnetz der württembergischen Hofjudenfamilie Kaulla zu Beginn des 19. Jahrhunderts – Rekonstruktion anhand des Stammbuchs von Magdalena Kaulla aus München aus den Jahren 1812 bis 1823

LISA SCHUHMAIR

1. Das Stammbuch Lenchen Kaulas aus den Jahren 1812 bis 1823 im Kontext der Forschung

1.1 Stammbücher als Quellen der Kulturgeschichte

Ebenso wie das Stammbuch selbst kann auch die Stammbuchforschung auf eine lange Geschichte zurückblicken. Bereits im 17. und 18. Jahrhundert erkannte man den Sammelwert der Stammbücher als Quellen der Gelehrten- und Personengeschichte und es entstanden große private Sammlungen von Gelehrten- und Studentenstammbüchern, deren Wert sich über die Popularität des Besitzers und der Inskribenten definierte. Den Stammbüchern von Frauen, die keine vergleichbaren historischen Akteure waren, wurde eine solche archivalische Aufmerksamkeit nicht zuteil, obwohl die ältesten Formen von Frauenstammbüchern wohl aus der Zeit um 1500 stammen.¹ Während viele der Gelehrten-Philotheken in den Besitz von Museen oder großen Archiven übergingen, blieben die Frauenstammbücher oft in Privatbesitz. Der Direktor der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Franz Patzer, geht davon aus, dass bis heute ca. 25 000 bis 30 000 Stammbücher in Bibliotheken, Archiven, Museen und Privatbesitz erhalten sind, darunter Gelehrten-, Studenten-, und Frauenstammbücher.²

Bedingt durch diese Quellensituation zugunsten der Gelehrten- und Studentenstammbücher hat auch die Forschung die Geschichte des Stammbuchs lange Zeit als

¹ Christine Göhmann-Lehmann: „Freundschaft – ein Leben lang...“. *Schriftliche Erinnerungskultur für Frauen*, Cloppenburg 1994, S. 14.

² Vgl. Franz Patzer (Hrsg.): *Auf die Freundschaft windet Kränze. Wiener Stammbücher aus fünf Jahrhunderten*, (Wiener Stadt- und Landesbibliothek: Wechseiausstellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Bd. 209), Wien 1987, S. 11f.

eine Geschichte der Gelehrtenkultur, der Aufklärung und des Humanismus, allenfalls noch des Adels, geschrieben.³ Die erste wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Stammbuch vollzog 1712 Michael Lilienthal. 1893 verfassten Robert und Richard Keil einen Band zu den deutschen Stammbüchern des 16. bis 19. Jahrhunderts,⁴ der lange Zeit als Standardwerk der Stammbuchforschung galt, der aber die Frauenstammbücher nicht berücksichtigt. Entscheidend ist dabei nicht nur, dass Frauen nicht als historisch bedeutende Akteure wahrgenommen wurden, sondern dass das Frauenstammbuch mit seiner die Freundschaft verklärenden Romantik als minderwertige Poesie und Verflachung der Stammbuchsitte betrachtet wurde.⁵ Erst in den 1980er Jahren erfuhr die Stammbuchforschung einen „Aufmerksamkeits Schub“⁶ auf multidisziplinärer Ebene und befasste sich in diesem Zuge auch mit den Stammbüchern von Frauen, die hauptsächlich im 18. und 19. Jahrhundert entstanden waren. Die erste explizite Studie zum Frauenstammbuch verfasste Hans Henning 1988.⁷ Darin bezeichnet er das Stammbuch als „kulturgeschichtliche Quelle ersten Ranges“,⁸ an der man die

„Beziehungen der Menschen untereinander, das Verhältnis der Geschlechter, das Bedürfnis des Reisens und des Kennenlernens anderer Länder, die Bekanntschaft mit Adelskreisen, das Leben in den Städten, der Umgang in Universitätskreisen – kurz die Kommunikation und gesellschaftliche Situation der Menschen vom 16. Jahrhundert an“⁹

ablesen könne. So wurden die 1980er Jahre zu einer Zeit, in der vom Stammbuch als einer „vernachlässigte[n] Quelle der Kulturgeschichte“¹⁰ gesprochen wurde. In Folge dessen kam es zu einer Hochphase der inter- und multidisziplinären Stammbuchforschung in der Geschichtswissenschaft, Literaturwissenschaft, Heraldik, Genealogie, Kunstgeschichte, Kulturwissenschaft, Philosophiegeschichte, Theologiegeschichte,

³ Zur Geschichte der Stammbuchforschung vgl. Werner Wilhelm Schnabel: *Das Stammbuch. Konstitution und Geschichte einer textsortenbezogenen Sammelform bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts*, (Frühe Neuzeit, Bd. 78), Tübingen 2003, S. 715, sowie Christiane Schwarz: *Studien zur Stammbuchforschung in der Frühen Neuzeit. Gestaltung und Nutzung des Album amicorum am Beispiel eines Hofbeamten und Dichters, eines Politikers und eines Goldschmieds (etwa 1550 bis 1650)*, (Mikrokosmos. Beiträge zur Literaturwissenschaft und Bedeutungsforschung, Bd. 66), Frankfurt a. M. 2002, S. 1326, und Göhmann-Lehmann: „Freundschaft – ein Leben lang...“, S. 11f.

⁴ Robert Keil/Richard Keil: *Die Deutschen Stammbücher des sechzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts*, Hildesheim ²1975.

⁵ Vgl. Schnabel: *Das Stammbuch*, S. 584.

⁶ Ebd. S. 15.

⁷ Hans Henning: *Blätter der Erinnerung. Aus Stammbüchern von Frauen des 18. und 19. Jahrhunderts*, Leipzig 1988.

⁸ Henning: *Blätter der Erinnerung*, S. 16.

⁹ Ebd.

¹⁰ Jörg-Ulrich Fechner: *Stammbücher als kulturhistorische Quellen. Einführung und Umriss der Aufgaben*, in: ders. (Hrsg.): *Stammbücher als kulturhistorische Quellen*, (Wolfenbütteler Schriften, Bd. 11), München/Wolfenbüttel 1981, S. 721, hier S. 7.

Lokalgeschichte und der Buch- und Bibliothekswissenschaft. Ziel der verschiedenen Ansätze war dabei auch, wie Werner Wilhelm Schnabel betont, eine umfassende Geschichte des Stammbuches zu schreiben, bei der es nicht angesagt sei, „die minder geachteten Stammbuchformen des 19. und 20. Jahrhunderts aus der Betrachtung auszuschließen und sich auf die (im Übrigen ganz unterschiedlich definierten) „Blütezeiten“ der Sitte zu beschränken“.¹¹

Trotz der Vielzahl der Forschungsansätze ist die historische Entwicklung des Stammbuchs in den verschiedenen Disziplinen unumstritten.¹² Die These der Brüder Keil, das Stammbuch habe seinen Ursprung in den mittelalterlichen Wappenbüchern von Angehörigen des Adels und des Ritterstands,¹³ gilt mittlerweile als überholt. In der neueren Forschung steht die Entstehung des Stammbuchs im direkten Zusammenhang mit der Reformation und dem Humanismus, denn das älteste erhaltene Stammbuch stammt aus dem Jahr 1545 aus Wittenberg.¹⁴ Ursprünglich von Studenten zum Nachweis erbrachter Leistungen und zur Sammlung von Widmungen verwendet, diente das Stammbuch schnell zur Verbreitung des „humanistische[n] Kult[s] um die amicitia“.¹⁵ Demnach wurde dem Stammbuch bereits im 16. Jahrhundert die Funktion der Erinnerungstiftung und der Sammlung von Andenken zugeschrieben, die durch die Reisen der Studenten noch verstärkt wurde:

„So wurde die Freundschaft zu einem bislang unbekanntem Ideal, dessen man sich anhand der schriftlichen Zueignungen in seinem Stammbuch stets vergewissern konnte. Zugleich hoffte man, dem unaufhaltsamen Lauf der Zeit ein sichtbares Zeichen entgegenzusetzen, indem man seinen Namen in das Buch eintrug.“¹⁶

Der Begriff des „Stammbuch“ selbst etablierte sich erst Ende des 17. Jahrhunderts, vorher waren unterschiedliche Bezeichnungen üblich, wobei die häufigste „Album amicorum“ war.¹⁷ Im Verlauf des 17. Jahrhunderts erfuhr das Stammbuch einen enormen Aufschwung, der zu einer „Stammbuchwirtschaft“ in Form von vorgedruckten Seiten und Zeichnungen und zur Edition von Spruchsammlungen für das Stammbuch

¹¹ Schnabel: *Das Stammbuch*, S. 586. Interessanterweise kommt Schnabel selbst seiner Forderung nicht nach, da er sich in seinen Untersuchungen auf die Stammbücher bis ca. 1730 bezieht. Dennoch liefern seine literaturwissenschaftlichen Untersuchungen zum Stammbuch aus dem Jahr 2003 einen der detailliertesten und aktuellsten Beiträge zur Stammbuchforschung.

¹² Zur Geschichte des Stammbuchs vgl. Schnabel: *Das Stammbuch*, Patzer: *Auf die Freundschaft windet Kränze*, S. 4–12, Loesch: *Der Freundschaft Denkmal*, S. 9–13, und Schwarz: *Studien zur Stammbuchforschung in der Frühen Neuzeit*, S. 13–25.

¹³ Keil: *Die Deutschen Stammbücher*, S. 5.

¹⁴ Rolf R. A. Hecker/Udo Mammen: *Stammbücher als Blätter der Freundschaft*, in: *Neuer Familienkundlicher Abend*, Bd. 4, Halberstadt 1996, S. 18–25, hier S. 18.

¹⁵ Schwarz: *Studien zur Stammbuchforschung in der Frühen Neuzeit*, S. 17.

¹⁶ Göhmann-Lehmann: „*Freundschaft – ein Leben lang...*“, S. 13f.

¹⁷ Vgl. dazu Schnabel: *Das Stammbuch*, S. 275–296.

führte. Mit dem 18. Jahrhundert lässt sich eine zunehmende Feminisierung der Stammbuchsitte beobachten:

„Junge Frauen, zunächst nur vereinzelt in studentischen Philotheken um Einträge gebeten und ihre Identität dort oft noch hinter bloßen Namensinitialen verbergend, begannen die Sitte selbst aufzugreifen und Ihresgleichen, aber auch junge Männer ihres Verwandten- und Bekanntenkreises um entsprechende Einträge zu bitten.“¹⁸

Im Zeitalter von Romantik und Biedermeier kam es zur zweiten Blüte des Stammbuchs (etwa 1750–1850), geprägt vom zeitgenössischen „Empfindsamkeits- und Freundschaftskult“:¹⁹

„Keine Zeit – das kann man ohne Übertreibung zeigen – hat den Wert der Freundschaft so tief empfunden, hat so viel darüber nachgedacht und geschrieben wie das 18. Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte und das 19. in seiner ersten. Weil das so war, wurde aus dem *Stammbuch* das *Denkmal der Freundschaft* oder das *Buch der Freundschaft* oder das *Souvenir*, und deshalb hatte auch die Stammbuchsitte so weite Verbreitung gefunden.“²⁰

Das Stammbuch erreichte um die Jahrhundertwende unter Frauen – und vereinzelt Männern – der Oberschicht seine größte Popularität. Mitte des 19. Jahrhunderts wurde es durch das Poesiealbum abgelöst, das hauptsächlich von Mädchen und jungen Frauen geführt wurde, und dessen Ausläufer bis in die heutige Zeit reichen.

1.2 Formale Analyse: Das Stammbuch Lenchen Kaullas aus den Jahren 1812 bis 1823 als typisches Frauenstammbuch des 19. Jahrhunderts

Ausgangspunkt des Aufsatzes bildet ein Stammbuch aus den Jahren 1812 bis 1823.²¹ Im März 2013 wurde es zur Schätzung in das Jüdische Kulturmuseum Augsburg-Schwaben gebracht. Die heutige Besitzerin hatte es im Nachlass ihrer Großtante Rosa Gonetz (1908–2006) gefunden, die es wiederum von ihrer Schwester Anna Jehl (geborene Gonetz, 1900–1982) geerbt hatte. Anna Jehl war in den 1930er Jahren Hausangestellte bei der jüdischen Familie Wolf in München. Diese wanderte 1935 in die USA aus und kehrte nach Kriegsende nicht nach Deutschland zurück. Wie das Buch in den

¹⁸ Schnabel: *Das Stammbuch*, S. 576.

¹⁹ Patzer: *Auf die Freundschaft windet Kränze*, S. 8.

²⁰ Gertrud Angermann: *Stammbücher und Poesiealben als Spiegel ihrer Zeit nach Quellen des 18.–20. Jahrhunderts aus Minden-Ravensberg*, (Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Bd. 20), Münster 1971, S. 313.

²¹ Der Aufsatz geht auf meine 2014 im Fach Europäische Kulturgeschichte an der Universität Augsburg eingereichte BA-Abschlussarbeit zurück. Ich danke meiner Betreuerin, Frau Prof. Dr. S. S. Tschopp, für ihre Unterstützung.

Besitz Anna Jehls gelangte ist unbekannt. Möglicherweise bekam sie es 1935 zum Abschied geschenkt, zumal sie wohl bis zur Emigration der Familie Wolf dort arbeitete. Denkbar ist auch, dass das Stammbuch sich unter den vielen Besitztümern befand, die die Familie bei ihrer Emigration zurücklassen musste und Anna Jehl es an sich nahm. Noch interessanter zu wissen wäre, wie das Stammbuch in den Besitz jener Familie Wolf kam. Die umfassenden Archivrecherchen, die dies klären könnten, können leider im gegebenen Rahmen nicht geleistet werden. Der Aufsatz konzentriert sich deshalb darauf, die Besitzerin des Stammbuchs ausfindig zu machen – aus den Einträgen geht hervor, dass es sich dabei um ein weibliches Mitglied der Hoffaktorenfamilie Kaulla mit dem Namen Lenchen gehandelt haben muss – und ihr Beziehungsnetz anhand der Einträge zu rekonstruieren. Es bleibt aber die Hoffnung, dass die folgenden Ausführungen den historischen Stellenwert des Stammbuches bewusst machen und somit zum Ausgangspunkt weiterer Untersuchungen werden können.

Das Stammbuch Lenchen Kaullas entstand im Zeitraum von 1812 bis 1823. Der älteste Eintrag stammt von Nanette Marx aus München, die sich am 2. Mai 1812 auf einer Seite verewigte. Karoline von Lämél, ebenfalls aus München, war chronologisch gesehen die letzte, die dem Buch am 21. August 1823 ein Blatt hinzufügte.²² Somit wurde das Stammbuch über elf Jahre hinweg geführt, was keineswegs ungewöhnlich war,²³ weil die Bücher oft als „Gegengewicht“ zur räumlichen Trennung²⁴ etwa infolge einer Heirat gesehen wurden. Das Stammbuch weist die Loseblattform auf: 38 einzelne Blätter – davon 31 Textseiten, sieben mit einer Zeichnung und zwei Seiten mit Text und Zeichnung – werden in einer braunen Kasette in Buchoptik aufbewahrt, die auf dem „Buchrücken“ den Titel „Der Freundschaft geweiht“ trägt.²⁵ Die Kasette ist mit einem braunen Papiereinband umschlagen und trägt entlang der Ränder eine eingravierte Zierleiste. Die einzelnen Seiten sind in Größe, Beschaffenheit und Farbe sehr unterschiedlich, woraus man schließen kann, dass die Besitzerin nicht wie üblich leere Seiten verschickte, sondern die EinträgerInnen auf eigenes Papier schrieben und dieses per Post zurücksendeten. Zu große Seiten hat Lenchen Kaulla dann vermutlich nachträglich zugeschnitten. Es scheint üblich gewesen zu sein – oder die Besitzerin hat in ihrem Brief darum gebeten – hochwertiges Papier für die Einträge zu verwenden, denn die meisten Seiten besitzen einen Goldschnitt und bestehen aus sehr feinem, glattem Papier.

²² Eine Liste aller Einträge ist im Anhang unter Anhang 1 *Liste der Einträge des Stammbuchs von Magdalena Kaulla (1812–1823)* zu finden.

²³ Vgl. Henning: *Blätter der Erinnerung*, S. 94.

²⁴ Göhmann-Lehmann: „*Freundschaft – ein Leben lang...*“, S. 30.

²⁵ Zur Form des Stammbuchs um 1800 vgl. Göhmann-Lehmann: „*Freundschaft – ein Leben lang...*“, S. 9–86, sowie Schnabel: *Das Stammbuch*, S. 54–178, Angermann: *Stammbücher und Poestialben als Spiegel ihrer Zeit*, S. 14–42 und Loesch: *Der Freundschaft Denkmal*, S. 10–21.

Mit seinem Entstehungszeitraum von 1812 bis 1823 fällt das Stammbuch in die Hochphase der Frauenstammbücher und entspricht deshalb in seiner Loseblattform ganz dem typischen Frauenstammbuch um 1800. Diese Form des Stammbuchs setzte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts gegenüber dem gebundenen Stammbuch durch, weil sie einige Vorteile mit sich brachte. Zum einen konnte man in kürzerer Zeit eine größere Zahl an Einträgen sammeln, da ja nicht das Buch verschickt werden musste, sondern lediglich die leere Seite. Außerdem war es der Besitzerin oder dem Besitzer möglich, Zensur zu betreiben und unliebsame Einträge einfach aus der Kasette herauszunehmen oder die Einträge umzugruppieren. Andererseits bestand natürlich stets das Risiko eines der Blätter zu verlieren, wenn man etwa das Album in geselliger Runde präsentierte.²⁶

Mag die Loseblattform für die Besitzerin des Buches viele Vorteile mit sich gebracht haben, stellt sie ForscherInnen heute jedoch vor einige Probleme. Zu einem macht es die Loseblattform unmöglich, eine Hierarchie der Einträger²⁷ nachzuvollziehen. In der gebundenen Buchform erfolgte die Reihenfolge der Einträge oft in Abhängigkeit von der Qualität der Beziehung zwischen BesitzerIn und EinträgerIn. Schließlich waren die Stammbücher Ausdruck eines „Gefühl[s] der Zusammengehörigkeit [...], weshalb in vielen Stammbüchern Eltern, Großeltern, Geschwistern der erste Platz vor den folgenden Freunden eingeräumt“²⁸ wurde. Die Verwandtschaftsbezeichnungen in den Widmungen wie „Cousine“ oder „Vetter“ geben also den einzigen Hinweis auf die Art der Beziehung zwischen der Besitzerin und den Einträgern. In dem vorliegenden Stammbuch sind nur wenige Einträge von Mitgliedern der Familie Kaulla mit „dein Cousin“, „deine Cousine“ und „dein Vetter“ unterschrieben. Einträge näherer Verwandter, wie etwa der Eltern oder von Geschwistern, enthält das Buch nicht. Dies ist, wie aus der Forschungsliteratur deutlich wird, sehr ungewöhnlich, da sich in der Regel vor allem die Eltern stets in das Buch eintragen.²⁹

Auch mit Hilfe der Texte ist es kaum möglich, eine Hierarchie der Einträger festzustellen, da die wenigsten Einträger eigene Worte auf ihre Seite schrieben, sondern oftmals Stammbuchverse aus entsprechenden Spruchsammlungen oder Kalendern verwendeten.³⁰ Nachzuvollziehen, in welchem Fall die Beteuerung der Freundschaft nur der Konvention des Biedermeier und damit der „kultische Züge annehmende Beschwörung des Freundschaftsgedankens“³¹ entsprach, und welchen Fällen tatsächlich eine enge Freundschaft zwischen Lenchen Kaulla und dem Einträger oder der Einträ-

²⁶ Zu Vor- und Nachteilen der Loseblattform vgl. Loesch: *Der Freundschaft Denkmal*, S. 21 und Schnabel: *Das Stammbuch*, S. 132.

²⁷ Zwecks Platzersparnis und Leserleichterung wird beim Einsatz entsprechender Nomina und Pronomina weitestgehend auf die zusätzliche Nennung der weiblichen Formen, die sinngemäß miteinbezogen sind, verzichtet.

²⁸ Hecker/Mammen: *Stammbücher als Blätter der Freundschaft*, S. 18.

²⁹ Vgl. Angermann: *Stammbücher und Poesiealben*, S. 26, sowie Hecker/Mammen: *Stammbücher als Blätter der Freundschaft*, S. 18 und Schnabel: *Das Stammbuch*, S. 138f.

³⁰ Vgl. Göhmann-Lehmann: „*Freundschaft – ein Leben lang...*“, S. 34f.

³¹ Loesch: *Der Freundschaft Denkmal*, S. 10.

gerin bestand, wäre in einem Stammbuch in gebundener Buchform vielleicht anhand der Position des Eintrags im Buch möglich, ist durch die Loseblattform jedoch ausgeschlossen. Natürlich war auch dies ein Ziel der Loseblattform: Durch den fehlenden hierarchischen Aufbau wurde eine „Gleichheit aller Freunde“³² suggeriert.

Selbstverständlich bedeutet die Tatsache, dass das Stammbuch heute keine Einträge von Eltern oder Geschwistern enthält nicht, dass es diese nie gegeben hat. Aufgrund der Loseblattform ist es durchaus möglich, dass diese Einträge verloren gegangen sind, oder von der Besitzerin, ob im Streit oder im Zuge einer „Aktualisierung“, gezielt entfernt wurden. So ist vermutlich auch das fehlende Titelblatt verloren gegangen, denn es ist äußerst unwahrscheinlich, dass das Stammbuch nie ein Titelblatt besessen hat, zumal sich auch auf der Kassette kein Hinweis auf die Besitzerin finden lässt. Das Titelblatt beinhaltete in der Regel eine Eigentumskennzeichnung und einen Eröffnungstext und war im Stammbuch unabdingbar: „Natürlich mußte sich der Besitzer des Stammbuchs auf der ersten Seite ausweisen, entweder mit den Anfangsbuchstaben oder mit einem prunkvoll gestalteten Titelblatt.“³³ Das Stammbuch war schließlich nicht nur eine Form der Erinnerung, sondern auch der Repräsentation, und wurde deshalb in der Regel als Eigentum gekennzeichnet. Aus diesem Grund ist davon auszugehen, dass das Titelblatt existiert hat und im Laufe der Zeit verloren ging. Oft kam es auch vor, dass die BesitzerInnen mit Bleistift ihren Namen auf jeder Seite vermerkten, um Diebstahl oder Verwechslungen zu verhindern. Dies war bei dem Stammbuch aus der Familie Kaulla leider nicht der Fall oder wurde nachträglich entfernt. Somit liefert das Stammbuch selbst keinen Hinweis auf seine Besitzerin.

In der Regel erfolgten auch Eingriffe durch die BesitzerInnen, nachdem das einzelne Blatt vom Einträger zurückkehrte und dem Buch hinzugefügt wurde. Eine Form des Eingriffs in das Buch war die Erstellung eines Index der Einträger, der mit jedem neuen Eintrag fortgeführt wurde, und einen schnellen Überblick über die Einträger und somit die Beziehungen der Besitzerin oder des Besitzers gab. Der Index war praktisch zugleich eine Liste der gesellschaftlichen Kontakte der Besitzerin oder des Besitzers,³⁴ eine gesellschaftliche „Visitenkarte“.³⁵ Auffällig ist, dass in Lenchen Kaullas Stammbuch nachträgliche Ergänzungen der Besitzerin zu den einzelnen Einträgern fehlen. Es war durchaus üblich, mit Bleistift auf dem Blatt etwa die Hochzeit, den Umzug, oder den Tod des Einträgers zu vermerken. Dies geschah in Lenchen Kaullas Stammbuch nicht und erschwert damit auch die Rekonstruktion der Einträger und des Beziehungsnetzes, da nur der Name, der Eintragsort und das entsprechende Datum bekannt sind.

Trotz der fehlenden Ergänzungen und des Verlusts des Titelblatts kann man das Stammbuch aus der Familie Kaulla als typisches Frauenstammbuch des beginnenden 19. Jahrhunderts bezeichnen. Dafür spricht zum einen die bereits erwähnte Loseblatt-

³² Göhmann-Lehmann: „Freundschaft – ein Leben lang...“, S. 19.

³³ Henning: *Blätter der Erinnerung*, S. 21.

³⁴ Vgl. Schnabel: *Das Stammbuch*, S. 57.

³⁵ Schwarz: *Studien zur Stammbuchforschung in der Frühen Neuzeit*, S. 267.

form. Auch der Titel „Der Freundschaft geweiht“ ist ein sehr geläufiger. Vor allem aber aufgrund der Gestaltung der Einträge kann man von einem zeittypischen Frauenstammbuch sprechen. Alle Einträge widmen sich, ganz der Zeit des Biedermeier als einer Zeit der Empfindsamkeit entsprechend, den Idealen der Freundschaft. Zentrales Thema der Einträge ist die Erinnerung an die Freundschaft, oftmals in Verbindung mit einem bevorstehenden Abschied, der auch in vier Einträgen³⁶ explizit erwähnt wird. Dabei kamen, wie bereits erwähnt, keine eigenen Gedichte und Verse zum Einsatz, sondern in der Regel wurde ein Sprüchlein aus einer Spruchsammlung oder einem Kalender verwendet. Diese Gedichte waren so angelegt, dass sie mit leichter Veränderung universal einsetzbar waren: „Gerade die Konstitution der üblichen Albumsprüche und -gedichte, die sich immer wieder auf hergebrachte Muster stützten, basierte darauf, daß passend erscheinende Versatzstücke nach Bedarf ausgewählt beziehungsweise kompiliert werden konnten“.³⁷ Mit einigen Ausnahmen kann man bei dem Großteil der 31 Texte, von denen elf in französischer Sprache verfasst sind, davon ausgehen, dass sie aus einer Spruchsammlung oder aus einem anderen Stammbuch stammen. Gerade wenn die Gedichte ein regelmäßiges Reimschema aufweisen, oder besonders auf die Blumensymbolik Bezug nehmen, entspringen sie wohl nicht der eigenen Feder. Besonders gut wird dies zum Beispiel in dem Eintrag von Dorchen Wolf Kaulla deutlich. Salomon Jakob Kaulla hingegen kombiniert ein vorformuliertes Sprüchlein mit einer eigenen Widmung. Darüber hinaus ist lediglich ein Eintrag, von Mamie Meyer Kaulla von Hanau in französischer Sprache geschrieben, als ein persönlicher Text zu erkennen. Natürlich ist nicht auszuschließen, dass weitere Sprüchlein von den Einträgern selbst formuliert wurden, dies ist jedoch nicht auf den ersten Blick erkennbar und müsste im Rahmen umfassenderer Untersuchungen, die hier nicht geleistet werden können, erforscht werden.

Ein weiterer typischer Bestandteil des Frauenstammbuchs um 1800 sind kleine Zeichnungen und Aquarelle. Davon finden sich im Stammbuch Lenchen Kaullas insgesamt neun Stück, die zeittypische Motive wie Landschaftsszenen oder Blumenarrangements zeigen.³⁸ In den Naturdarstellungen spiegelt sich die Romantisierung der Natur im Biedermeier wieder, die in der Zeichnung Louise Chrétiens noch durch einen Engel verstärkt wird. Die Darstellungen der Burgen und Gehöfte beziehen sich wahrscheinlich auf den Ort, an dem sich die Besitzerin und die Einträgerin oder der Einträger begegnet sind, wie die vermutlich von Mamie Kaulla stammende Zeichnung des Hohenzollerischen Schlosses von Hechingen.³⁹ Auch Blumenbilder, wie das Füllhorn

³⁶ Vgl. Anhang 2: *Abbildungen der Einträge in Magdalena Kaullas Stammbuch (1812–1823)*

³⁷ Schnabel: *Das Stammbuch*, S. 583.

³⁸ Zum Bildschmuck der Stammbücher vgl. Göhmann: „*Freundschaft – ein Leben lang...*“, S. 37–50 und Loesch: *Der Freundschaft Denkmal*, S. 103–162. Die kunstgeschichtliche Untersuchung böte sich im Hinblick auf das Stammbuch Magdalena Kaullas ebenfalls an, ist allerdings im Rahmen dieser Arbeit nicht zu leisten.

³⁹ Vgl. Anhang 2.

und der Blumenkranz aus Vergissmeinnicht, waren gängige Motive. Es entwickelte sich sogar eine eigene Blumensprache, deren „Übersetzung“ in den Spruchsammlungen abgedruckt war.⁴⁰ Mit der Entwicklung eines Stammbuch-orientierten Druckerwesens entstanden zahlreiche Vordrucke mit Blumenmotiv oder Stadtansichten. Die Zeichnungen im Stammbuch Lenchen Kaullas scheinen aber größtenteils von den Einträgern selbst gemalt zu sein, ebenso wie die Sprüche allesamt handschriftlich geschrieben sind. Falls das Stammbuch auch die üblichen gegenständlichen Beigaben, wie getrocknete Blumen, Papierarbeiten, Bandschmuck oder Haarlocken enthalten hat, sind sie heute nicht mehr erhalten.

Aus kulturhistorischer Perspektive ist das Stammbuch Lenchen Kaullas nicht nur ein familiengeschichtliches Zeugnis, sondern auch eine Quelle, die das Bildungsideal des Biedermeier widerspiegelt. Anhand der Einträge lässt sich nachvollziehen, wie die Künste in den Fokus der Erziehung des Bürgertums rückten. Zeichnen und Malen in größerer Runde wurde im gehobenen Bürgertum und in den adelsgleichen Kreisen des Hofjudentums zum gesellschaftlichen Zeitvertreib,⁴¹ ebenso wie das gemeinsame Lesen von Poesie. Die Töchter der jüdischen Elite erhielten bereits seit dem 17. Jahrhundert durch Hauslehrer Tanz-, Zeichen-, Musik-, Deutsch- und Französischunterricht zur Vorbereitung auf ihre zukünftige Stellung⁴². Die Früchte ihrer Erziehung präsentierten sie in den Stammbüchern. Schließlich war das Stammbuch nicht nur eine Karte der gesellschaftlichen Kontakte der Besitzerin oder des Besitzers, sondern auch der Beitrag jedes Einträgers war – sofern sie oder er ihn mit seinem Namen versehen hatte – dessen persönliche Visitenkarte. Für die Veranschaulichung der Bildungsideale des Biedermeier ist das Stammbuch aus der Familie Kaulla nur eines vieler bis heute erhaltener Beispiele, in seiner Bedeutung für die Rekonstruktion der Familiengeschichte und des Beziehungsnetzes der Familie Kaulla stellt es jedoch eine einmalige Quelle dar. Aus diesem Grund soll sich der Hauptteil des Aufsatzes im Folgenden damit befassen, die Besitzumstände des Stammbuchs und die Vernetzung zwischen der Besitzerin und den Einträgern zu untersuchen.

⁴⁰ Vgl. Göhmann-Lehmann: „*Freundschaft – ein Leben lang...*“, S. 40.

⁴¹ Vgl. ebd., S. 37.

⁴² Vgl. Britta Waßmuth: *Im Spannungsfeld zwischen Hof, Stadt und Judengemeinde. Soziale Beziehungen und Mentalitätswandel der Hofjuden in der kurpfälzischen Residenzstadt Mannheim am Ausgang des Ancien Régime*, (Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim, Institut für Stadtgeschichte, Bd. 32), Ludwigshafen 2005, S. 174.

2. Das Hofjudentum an deutschen Fürstenhöfen und die württembergische Hoffaktorenfamilie Kaulla im 17. und 18. Jahrhundert

2.1 Das deutsche Hoffaktorentum in der Geschichtswissenschaft

Bis in die 1990er Jahre ist das sogenannte Hofjudentum ein historisches Phänomen, das in der Forschung außerhalb eines familiengeschichtlich-biographischen Ansatzes kaum Beachtung findet. In den 1930er Jahren wird die Hofjudengeschichte als eine genealogisch geprägte, glorifizierende Männergeschichte geschrieben, die 1980er Jahre untersuchen die Hoffaktoren im Kontext etatistischer und wirtschaftsgeschichtlicher Studien. Bis heute relevant sind die beiden Arbeiten von Selma Stern⁴³ und Heinrich Schnee⁴⁴ aus den 1950er Jahren, die mit ihrer intensiven Archivrecherche Pionierarbeit auf dem Gebiet der deutschen Hoffaktoren leisteten. Selma Stern allerdings verklärt in ihren Studien die Hofjuden zu den Vorreitern der jüdischen Emanzipation, eine These, die heute umstritten ist und später problematisiert werden soll. Stern konzentriert sich außerdem auf die herausragenden Hoffaktoren und lässt die wirtschaftlich unbedeutenderen, in den ländlichen Regionen agierenden Hofjuden außer Acht. Dies gilt auch für die umfassenden Studien von Heinrich Schnee, der zwar versucht, eine allgemeine Geschichte des Hofjudentums zu entwickeln, bei seinen Beispielen allerdings lediglich die Hoffaktoren an den großen Fürstenhöfen berücksichtigt. Seine Arbeiten werden in der heutigen Forschung kontrovers diskutiert, da seine Analyse deutlich vom stereotypen Judenbild des Nationalsozialismus geprägt ist.⁴⁵ Dennoch stellt seine Veröffentlichung durch die umfangreiche Quellen- und Archivarbeit bis heute ein wichtiges Bezugswerk dar.

Seit den 1990er Jahren wird das Hofjudentum verstärkt aus einer sozial- und mikrohistorischen Perspektive untersucht und die Ergebnisse werden zu einer umfassenden Geschichte des deutschen Hoffaktorentums zusammengeführt:

⁴³ Selma Stern/Marina Sassenberg (Hrsg.): *Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus. Ein Beitrag zur europäischen Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert*, (The Court Jew. A Contribution to the Period of Absolutism in Central Europe, 1950), (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, Bd. 64), London/Tübingen 2001.

⁴⁴ Heinrich Schnee: *Die Hoffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus. Nach archivalischen Quellen*, Bände 1–6, Berlin 1953–1967.

⁴⁵ Vgl. Bernd Schedlitz: *Leffmann Behrens. Untersuchungen zum Hofjudentum im Zeitalter des Absolutismus*, (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 97), Hildesheim 1984, S. 4.

„In der neuesten Zeit rückt jedoch mehr und mehr eine Sozialgeschichte der Juden als Teil des gesamtgesellschaftlichen Prozesses in den Vordergrund der Forschung, und dabei ist zunehmend auch die Alltagsgeschichte Ziel des Interesses. Auch für Hofjuden wurde gezeigt, dass nur durch Detailstudien die Typenvielfalt der Hofjuden erfasst werden kann. Durch Einzelanalysen lassen sich Varianten der Lebensweisen der Hofjuden des 18. Jahrhunderts und deren Ausstrahlung auf und die Bedeutung für die Gesamtjudentum betrachten.“⁴⁶

In diesem Zusammenhang sind vor allem die Arbeiten von Rotraud Ries zu nennen, die sich seit 15 Jahren mit der Erforschung der verschiedenen Aspekte des Hofjudentums beschäftigt und deren Ergebnissen eine Definition des Hofjudentums entnommen werden soll. Sie bezeichnet als Hofjuden „jüdische Kaufleute, die in einem mehr oder weniger dauerhaften Dienstleistungsverhältnis zu einem höfisch strukturierten Herrschaftszentrum standen; Privilegien, Vorrechte und Titel waren mit ihrer Tätigkeit und Bestallung mit verbunden“.⁴⁷ Das Hoffaktorentum ist ein Phänomen des 17. und 18. Jahrhunderts. Zwar gab es bereits vorher Formen von Zusammenarbeit zwischen jüdischen Kaufleuten und den Fürstenhöfen, der institutionalisierte Austausch von Waren und Geld gegen bürgerähnliche Privilegien wurde allerdings in Norddeutschland erst im 17. und in Süddeutschland im 18. Jahrhundert üblich. Voraussetzungen für die Institutionalisierung des Hofjudentums waren der sich etablierende Merkantilismus in Folge des 30-jährigen Krieges und die damit verbundene Förderung der Finanz- und Steuerpolitik, sowie die Verteidigungsstrategie und das Repräsentationsbedürfnis⁴⁸ der Fürsten. Die Finanzierung dieser Maßnahmen konnten die Fürsten alleine nicht stemmen und waren somit auf Kredite und Warenlieferung der reichen jüdischen Kaufleute angewiesen. Die Hofjuden waren also nicht Schöpfer, sondern vielmehr Produkt eines neuen Wirtschaftssystems: „In dieses wirtschaftliche Vakuum stießen die Hofjuden,

⁴⁶ Waßmuth: *Im Spannungsfeld zwischen Hof, Stadt und Judengemeinde*, S. 27.

⁴⁷ Rotraud Ries: *Butterlieferant oder Geheimer Finanzienrat: Was Hofjuden konnten und was sie durften*, in: Volker Gallé (Hrsg.): *Joseph Süß Oppenheimer – ein Justizmord. Historische Studien zur Situation der Juden im Südwesten und der Hofjuden im 18. Jahrhundert*, Worms 2010, S. 69–90, hier S. 76.

⁴⁸ Zur Geschichte und den Entstehungsfaktoren des institutionalisierten Hofjudentums vgl. Ries: *Butterlieferant oder Geheimer Finanzienrat*, Rotraud Ries: *Hofjudenfamilien unter dem Einfluß von Akkulturation und Assimilation*, in: Sabine Hödl/Martha Keil (Hrsg.): *Die jüdische Familie in Geschichte und Gegenwart*, Berlin/Bodenheim 1999, S. 79–105, Friedrich Battenberg: *Hofjuden in Residenzstädten der Frühen Neuzeit*, in: Fritz Mayrhofer (Hrsg.): *Juden in der Stadt*, (Beiträge zur Geschichte der Städte Europas, Bd. 15), Linz/Donau 1999, S. 297–325, sowie Friedrich Battenberg: *Die jüdische Wirtschaftselite der Hoffaktoren und Residenten im Zeitalter des Merkantilismus – ein europaweites System?*, in: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden*, 9. Jahrgang, Heft 1, Wien/Köln/Weimar 1999, S. 31–66, und Heinrich Schnee: *Die Hoffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus. Nach archivalischen Quellen, Bd. 3: Die Institution des Hoffaktorentums in den geistlichen Staaten Norddeutschlands an kleinen norddeutschen Fürstenhöfen, im System des absoluten Fürstenstaates*, Berlin 1955.

die durch ein europaweites Netzwerk und hohe Risikobereitschaft, aber auch durch die Abhängigkeit vom jeweiligen Fürsten für diese Rolle in Frage kamen.⁴⁹ Um Privilegien, wie etwa die mit dem Hoffaktorenpatent einhergehende Zollfreiheit oder das Wohnrecht in einer Residenzstadt zu erhalten, gingen die Hofjuden große finanzielle Risiken ein, denn die Gunst der Fürsten war nicht immer beständig und nicht selten wurden Schulden niemals beglichen. Dennoch schien die Aussicht auf eine verbesserte rechtliche Stellung die Risiken aufzuwiegen:

„The driving force was their desire to use an opportunity which suddenly presented itself to escape from the position of outsider and its attendant discriminatory restrictions and uncertainties. An appointment as court factor meant receiving not only an honorary title but also privileges, an improvement in legal status that raised the individual and his or her family above the remainder of the Jewish community.“⁵⁰

Das Spektrum der Leistungen durch die Hofjuden war sehr breit. Es erstreckte sich von einfachen Warenlieferungen und Dienstleistungen über Subsidiengeschäfte, Finanzorganisation, Luxus- und Juwelenlieferungen und den Betrieb von Münzprägestätten. Es waren jedoch vor allem die Heereslieferungen, die aufgrund des stehenden Heeres und der weiträumigen Kriege in die Höhe schnellten und den liefernden Hofjuden enorme Umsätze verschafften. Dies galt nicht nur für die „großen“ Hoffaktoren in den Residenzstädten, sondern auch für die „kleinen“ Hofjuden in den ländlichen Regionen, die oft als Zwischenhändler eingesetzt wurden.⁵¹ Die „großen“ Hoffaktorendynastien der Residenzstädte leisteten den Fürsten zusätzlich Dienste in Form von diplomatischen Missionen und beeinflussten durch ihre finanzielle Macht die politischen Ereignisse. Nicht selten wurden sie als Berater oder Gesandte eingesetzt und somit nicht nur zum wirtschaftlichen, sondern auch zum politischen Akteur:

„Hofjuden des 17. und 18. Jahrhunderts waren [...] beides: Ökonomische Zwischenglieder für merkantilistische Staatsziele in Mitteleuropa auf der einen Seite, kraft ihrer familiär vernetzten und weiträumig angelegten Geschäftsbeziehungen aber zugleich Werkzeuge, wenn nicht zugleich Hintergrund-Akteure europaweiter fürstlicher Diplomatie.“⁵²

⁴⁹ Waßmuth: *Im Spannungsfeld zwischen Hof, Stadt und Judengemeinde*, S. 22.

⁵⁰ Michael Graetz: *Court Jews in Economics and Politics*, in: Vivian B. Mann/Richard I. Cohen: *From Court Jews to the Rothschilds. Art, Patronage, and Power 1600–1800*, München, New York 1996, S. 27–43, hier S. 35.

⁵¹ Die Differenzierung von „großen“ und „kleinen“ Hofjuden nimmt Rotraud Ries vor. Vgl. Rotraud Ries: *Hofjuden als Vorreiter? Bedingungen und Kommunikationen, Gewinn und Verlust auf dem Weg in die Moderne*, in: Arno Herzig (Hrsg.): *Judentum und Aufklärung. Jüdisches Selbstverständnis in der bürgerlichen Öffentlichkeit*, Göttingen 2002, S. 30–65.

⁵² Friedrich Battenberg: *Die jüdische Wirtschaftselite der Hoffaktoren und Residenten im Zeitalter des Merkantilismus – ein europaweites System?*, in: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden*, 9. Jahrgang, Heft 1, Wien/Köln/Weimar 1999, S. 31–66, hier S. 64.

Dennoch waren die Hofjuden niemals gleichberechtigte Hofmitglieder. Sie schwebten stets in einer „labilen Zwischenwelt“⁵³ zwischen Hof und jüdischer Gemeinde. In vielen Fällen nutzten sie diese Zwischenposition, um ihre Sonderstellung zu Gunsten der Gemeinde einzusetzen. Oftmals gründeten die Hofjuden, die durch ihre Privilegien die ersten jüdischen Einwohner vieler Städte wurden, neue jüdische Gemeinden. Dies gilt auch für die Hoffaktorenfamilie Kaulla aus der Hohenzollern-Residenzstadt Hechingen, die sich unter der Führung von Madame Kaulla ein Beziehungsnetz aufbaute, das sich über ganz Südwestdeutschland erstreckte, und somit an der Neugründung der Großstadtgemeinden von Augsburg, München und Stuttgart beteiligt war. Mithilfe dieses Beziehungsnetzes gelang Madame Kaulla der Aufstieg zu einer der zehn finanzkräftigsten Hofjuden des 18. Jahrhunderts.⁵⁴

2.2 Madame Kaulla als Begründerin einer württembergischen Hoffaktoren-Dynastie

Die Hofjudenfamilie Kaulla nimmt nicht nur wegen ihres wirtschaftlichen Erfolgs eine herausragende Stellung unter den deutschen Hoffaktoren ein, sondern vor allem aufgrund der Tatsache, dass dieser wirtschaftliche Erfolg auf die Arbeit einer Frau zurückging. Bis heute gilt Madame Kaulla in der Forschung als „Deutschlands größte Hoffaktorin“⁵⁵ und als Stammutter und Namensgeberin einer Familie, die in kürzester Zeit den Weg an den württembergischen Hof fand. Obwohl ihre ganze Familie ihren Namen annahm – ein Zeichen größter Wertschätzung – hatte Madame Kaulla doch nie die gleichen Privilegien wie ein Mann in ähnlicher Position. Vielmehr erfuhr sie als Frau und Jüdin eine doppelte Benachteiligung.⁵⁶ Den „Makel“ der Jüdin konnte sie durch ihren wirtschaftlichen Erfolg, ihre Bildung und ihre Kontakte ablegen, aber für Akzeptanz als Frau im Finanzwesen musste sie lange kämpfen. Dabei war es in der Frühen Neuzeit nicht unüblich, dass Frauen einen Betrieb leiteten, dies geschah allerdings in der Regel bei Abwesenheit des Mannes oder nach dessen Tod. Eine Frau, die ein millionenschweres Unternehmen führte, während ihr Mann sich mit der Thora beschäftigte, war eine Ausnahme.⁵⁷ Aus diesem Grund machte Madame Kaulla auch ihren Bruder Raphael Jakob Kaulla zum offiziellen Leiter der Firma Kaulla & Cie.:

⁵³ Friedrich Battenberg: *Hofjuden in Residenzstädten der Frühen Neuzeit*, S. 299.

⁵⁴ Vgl. Waßmuth: *Im Spannungsfeld zwischen Hof, Stadt und Judengemeinde*, S. 220.

⁵⁵ Heinrich Schnee: *Die Hoffaktoren-Familie Kaulla an süddeutschen Fürstenhöfen*, in: *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte*, Bd. 20, Stuttgart 1960, S. 238–267, hier S. 238.

⁵⁶ Vgl. Barbara Staudinger: *Ungleichheit als Chance? Hofjüdinnen als Kauffrauen*, in: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden*, 17. Jg./Heft 2, Tübingen 2009, S. 385–403, hier S. 393.

⁵⁷ Vgl. Rotraud Ries: „*Unter Königen erwarb sie sich einen großen Namen*“: *Karriere und Nachruhm der Unternehmerin Madame Kaulla (1739–1809)*, in: *Aschkenas. Zeitschrift für*

„Als Frau in ihren Handlungsmöglichkeiten beschränkt, hat sie – auch von Zeitgenossen durchschaubare – „Tarnungstechniken“ angewandt, um ihr ökonomisches wie auch ihr Handeln für die Judenschaft als von ihrem Bruder oder von ihrer Familie vollzogen zu kaschieren.“⁵⁸

Diese „Tarnungstechniken“ wurden wohl von den meisten Geschäftspartnern der Kaullas durchschaut, dennoch zeigt Madame Kaullas Verhalten, dass ihre führende Position trotz ihrer Leistungen von der (jüdischen) Gesellschaft nicht anerkannt wurde:

„In der Diskrepanz zwischen äußerer und innerer Hierarchie, der Vorrangstellung im Inneren und dem partiellen Agieren über Stellvertreter nach außen, wie auch im kreativen Umgang mit dieser Diskrepanz zeigt sich als das Besondere einer weiblichen Biographie in Spitzenposition – und zwar nicht nur für die christliche, sondern ebenso für die jüdische Gesellschaft. Denn Madame konnte zwar in der jüdischen Gemeinde spenden, stiften und ihren politischen Einfluss geltend machen – Ämter oder Ehrentitel konnte sie jedoch nicht erhalten, eine offizielle Rolle nicht spielen.“⁵⁹

Obwohl Madame Kaulla das Großunternehmen der Familie gründete und ihm sogar ihren Namen gab, obwohl sie Verbindungen schuf, von denen noch nachfolgende Generationen profitierten, erhielt sie doch Zeit ihres Lebens nie die gleichen Würdungen wie ihr Bruder Jakob Raphael Kaulla.

Madame Kaulla wurde 1739 als Chaile Raphael in der freien Reichsstadt Buchau geboren.⁶⁰ Dort hatte sich eine bedeutende jüdische Gemeinde angesiedelt, da sich in Buchau nach der Ausweisung aller Juden aus den württembergischen Städten seit dem 16. Jahrhundert Juden, die im Besitz eines Schutzbriefes waren, mit einer widerrufbaren Niederlassungserlaubnis ansiedeln durften. Ihr Vater, Isaak Raphael von Buchau, war erfolgreicher Hofjude am hoch verschuldeten Hof von Hohenzollern-Hechingen,

Geschichte und Kultur der Juden, 17. Jg./Heft 2, Tübingen 2009, S. 405–430.

⁵⁸ Rotraud Ries: *Hofjuden – Funktionsträger des absolutistischen Territorialstaates und Teil der jüdischen Gesellschaft. Eine einführende Positionsbestimmung*, in: Rotraud Ries/Friedrich J. Battenberg: *Hofjuden – Ökonomie und Interkulturalität. Die jüdische Wirtschaftselite im 18. Jahrhundert*, (Hamburger Beiträge zu Geschichte der deutschen Juden, Bd. 25), Hamburg 2002, S. 11–39, hier S. 19.

⁵⁹ Ries: „*Unter Königen erwarb sie sich einen großen Namen*“, S. 424.

⁶⁰ Zur Biographie von Karoline Kaulla vgl. Kerstin Hebell: *Madame Kaulla und ihr Clan – Das Kleinterritorium als individuelle Nischen und ökonomisches Sprungbrett*, in: Rotraud Ries/Friedrich J. Battenberg: *Hofjuden – Ökonomie und Interkulturalität. Die jüdische Wirtschaftselite im 18. Jahrhundert*, (Hamburger Beiträge zu Geschichte der deutschen Juden, Bd. 25), Hamburg 2002, S. 332–348, Ries: „*Unter Königen erwarb sie sich einen großen Namen*“, sowie Gabriele Katz: *Die erste Unternehmerin Süddeutschlands und die reichste Frau ihrer Zeit. Madame Kaulla 1739–1806*, Filderstadt 2006, und Heinrich Schnee: *Die Hoffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus. Nach archivalischen Quellen, Bd. 4: Hoffaktoren an süddeutschen Fürstenhöfen nebst Studien zur Geschichte des Hoffaktorentums in Deutschland*, Berlin 1963, S. 148–175.

weswegen die Familie 1747 in die eher dörfliche Residenzstadt umzog. Isaak Raphael wurde kurz danach Hoffaktor am Hof Hohenzollern-Sigmaringen. Aufgrund des großen Altersabstands zu ihren jüngeren Brüdern arbeitete Chaile Raphael im Geschäft ihres Vaters mit und erhielt eine umfassende Ausbildung durch einen Hauslehrer. Im Alter von 18 Jahren heiratete sie den Pferdehändler (Akiba) Kiewe Auerbach. Da dieser sich vornehmlich den Talmudstudien widmete und das Geschäftliche seiner Frau überließ, vereinigte Chaile Auerbach nach dem Tod ihres Vaters 1759 oder 1760 dessen Geschäft mit dem ihres Mannes. 1768 erhielt sie unter dem Namen Kaula Raphael⁶¹ – ein geschlechtsunspezifischer Name, der nicht verriet, dass sich hinter ihm eine Frau verbarg – das Patent als Hoffaktorin am Hof des Grafen Fürstenberg in Donaueschingen und belieferte den Hof mit Pferden, Juwelen, Silber und Waren zur Hofhaltung. 1770 wurde sie, zu diesem Zeitpunkt bereits fünffache Mutter, zur Württembergischen Hoffaktorin ernannt. Gemeinsam mit ihrem Bruder Jakob Raphael gründete sie die Firma Kaulla & Cie. und wurde, als 1783 ihr Hoffaktorenpatent in Donaueschingen nicht verlängert wurde, Hoffaktorin von Hohenzollern-Hechingen. Da der Hof hohe Schulden hatte, stieg die Firma Kaulla & Cie. ins Kreditwesen ein. Bereits seit ihrem 30. Lebensjahr nannte sich Chaile nun Karoline Kaulla und auch ihre Brüder nahmen nach und nach den Namen Kaulla an, der nun bereits mit dem Versprechen des wirtschaftlichen Erfolgs verknüpft war.

Der finanzielle Durchbruch gelang der Hoffaktorenfamilie Kaulla durch die napoleonischen Kriege, die Karoline Kaulla den Zuschlag für die Verpflegung der württembergischen Armee in den Niederlanden und später für die Verproviantierung der gesamten Reichsarmee im süddeutschen Raum bescherten. Von 1792 bis 1806 fungierte die mittlerweile zum „süddeutschen Großunternehmen“⁶² gewachsene Firma Kaulla & Cie. als Heereslieferant und erwirtschaftete in dieser Zeitspanne Umsätze in Millionenhöhe, vor allem in den Jahren 1800 bis 1802. Somit machten Karoline und Jakob Kaulla ihre Familie zur erfolgreichsten Hofjudenfamilie um 1800, hinter der Familie Seligmann/von Eichthal:

„Mit den Gewinnen aus den Heereslieferungen stiegen Karoline Kaulla und ihr Bruder nun auch in großdimensionierte Finanzgeschäfte ein. Die von ihnen in den Jahren um 1800 gegen Zins ausgeliehenen Summen gehen in die Hunderttausende von Gulden. Zusätzlich zu solchen bankmäßigen Kreditgeschäften konnten sich die Kaullas auch in die komplizierte Kriegsfinanzierung der deutschen Fürsten einschalten und an den risikoreichen Finanzoperationen zur Zahlung von Kriegskontributionen an Frankreich einerseits, sowie zur Übermittlung von Subsidiegeldern aus England andererseits mitwirken; die dabei

⁶¹ Vgl. Wolfgang Schmierer: *Karoline (Chaile) Kaulla (1739–1809). Ein Weib, groß ihrem Volke, groß in ihrem Vaterland*, in: Birgit Knorr/Rosemarie Wehling (Hrsg.): *Frauen im deutschen Südwesten*, Stuttgart 1993, S. 279–285, hier S. 279f.

⁶² Heinrich Köhring: *Die Inschriften der Kaulla-Grabdenkmäler auf dem jüdischen Friedhof in Hechingen. Text und Übersetzung sowie philologischer und inhaltlicher Kommentar*, in: *Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte*, Bd. 21, Sigmaringen 1985, S. 171–213, hier S. 175.

bewegten Summen gingen in die Millionen und brachten natürlich dementsprechende Zins- und Provisionsgewinne ein.“⁶³

Trotz ihrer wirtschaftlichen Verbindungen nach Stuttgart und der Tätigkeit anderer Familienmitglieder an verschiedenen süddeutschen Höfen blieb die Familie Hechingen eng verbunden. Sie tätigte großzügige Spenden, errichtete ein jüdisches Lehrhaus und setzte sich für eine Schutzbriefverlängerung der Hechinger Juden ein. Fast alle Gemeindevorsteher der Hechinger Gemeinde zu dieser Zeit stammten aus der Familie Kaulla.

1802 fanden die Kaullas eine Möglichkeit, das erwirtschaftete Vermögen und damit ihre Stellung dauerhaft zu sichern: die Stuttgarter Tochterfirma von Kaulla & Cie., M. & J. Kaulla, wurde in die Herzoglich Württembergische Hofbank, ab 1806 Königlich Württembergische Hofbank, umgewandelt, mit einer Beteiligung der Familie Kaulla und Herzog Friedrichs von jeweils 150 000 Gulden. Damit machte sich die Familie Kaulla für den württembergischen Hof unabkömmlich, was dieser 1806 mit der bürgerlichen Gleichstellung für Karoline Kaulla, Akiba Auerbach, Jakob Raphael Kaulla, Mayer Kaulla und Nathan Wolf Kaulla quittierte. Bis 1869 blieb die Königlich Württembergische Hofbank und somit die Familie Kaulla die wichtigste Kreditstütze des Landes und hielt die Verbindung der Familie zum Königshof aufrecht:

„Mit Meyer Amschel Rothschild in Frankfurt a. M., Salomon Oppenheimer jr. in Köln und Bonn, Aron Elias Seligmann in München und Mannheim sowie den Bankiers Salomon Haber und Jakob Kusel in Karlsruhe gehören die Kaullas zu den frühesten und erfolgreichsten Bankengründern in Deutschland. Keiner dieser anderen genannten Bankiers aber erlangte oder erstrebte eine so enge Bindung an ein Königshaus wie sie.“⁶⁴

Als Karoline Kaulla 1809 und Jakob Raphael Kaulla 1810 starben, hinterließen sie nicht nur ein enormes Vermögen, sondern auch Kontakte und ein weit verbreitetes Beziehungsnetz, das die Grundlage bildete für eine über 170 Jahre andauernde Tätigkeit der Familie Kaulla als Hoffaktoren über fünf Generationen hinweg.⁶⁵

2.3 Lenchen Kaulla im familiären Beziehungsnetz der Familie Kaulla zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Grundlegende Voraussetzung für den jahrzehntelangen wirtschaftlichen Erfolg Karoline Kaullas und ihrer Nachkommen war das weit verzweigte familiäre und geschäft-

⁶³ Schmierer: *Karoline (Chaile) Kaulla*, in: *Frauen im deutschen Südwesten*, S. 282.

⁶⁴ Wolfgang Schmierer: *Karoline („Chaile“) Kaulla. 1739–1809*, in: Hans Schumann (Hrsg.): *Baden-Württembergische Portraits. Gestalten aus dem 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1988, S. 30–34, hier S. 32.

⁶⁵ Vgl. Schnee: *Die Hoffaktoren-Familie Kaulla*, S. 263.

liche Beziehungsnetz, das sich die Familie durch strategische Heiraten und Umzüge aufbaute. Verschiedene Mitglieder der Familie Kaulla ließen sich in Darmstadt, Hanau, Stuttgart, München, Kriegshaber, Augsburg, Wolfenbüttel, Braunschweig und Wien nieder und wirkten als Hoffaktoren und Hofbankiers an den Residenzen von Hechingen, Sigmaringen, Donaueschingen, Stuttgart, Darmstadt, Hanau, Zweibrücken, München, Mannheim, Wien und Ansbach.⁶⁶ Die Familie war aber nicht nur geographisch weit verbreitet, sondern auch enorm verzweigt: oftmals wurden die Töchter mit Cousins oder Onkeln verheiratet und sechs bis acht Kinder pro Kernfamilie waren in der Großfamilie Kaulla keine Seltenheit. Allein im 18. und 19. Jahrhundert umfasste die Familie mehr als 100 Mitglieder. Eine umfassende Stammtafel der Familie Kaulla liegt bisher nicht vor, und in den Teilübersichten Heinrich Schnees⁶⁷ ist eine Helene, Lena oder Magdalena Kaulla nicht zu finden. Die im Rahmen dieser Arbeit mit Hilfe von Sekundärliteratur und Archivbeständen erweiterte Stammtafel⁶⁸ führt nun im relevanten Zeitraum von 1790–1823 zwei Frauen mit dem Namen Magdalena Kaulla auf, einerseits (Magdalena) Mamie Kaulla (1795–1865), die Tochter Mayer Raphaels aus Hanau und Nichte der Madame Kaulla, und andererseits Magdalena Kaulla (1799/1800–1859), die Tochter Raphael Kaullas aus München und damit eine Enkelin Karoline Kaullas. Glücklicherweise schrieb (Magdalena) Mamie Kaulla aus Hanau am 28. Juni 1813 in Hechingen selbst einen Eintrag für das Stammbuch und scheidet somit als Besitzerin aus. Für Magdalena Kaulla, die Tochter Raphael Kaullas, als Besitzerin spricht die Tatsache, dass zehn der Einträge aus München stammen und über einen Zeitraum von elf Jahren entstanden, während die Einträge aus Augsburg und Hechingen fast alle auf das Jahr 1813 zurückgehen. Dies deutet darauf hin, dass sich Magdalena Kaulla in Augsburg und Hechingen nur kurz aufhielt, während sie in München wohl über mehrere Jahre lebte. Natürlich werden sich die Besitzumstände des Stammbuchs niemals vollständig rekonstruieren lassen, dennoch sprechen die Quellenbestände dafür, dass es sich bei der Besitzerin des Stammbuches um Magdalena Kaulla aus München handelt, und so sollen auch die folgenden Untersuchungen des Stammbuchs ihren Ausgang bei dieser Hypothese nehmen.

Prinzipiell ist es schwierig, Genaueres über Frauen um 1800, die nur als Ehefrauen und Töchter, nicht aber als wirtschaftliche oder historische Akteure wie Karoline Kaulla auftreten, in Erfahrung zu bringen. So wird Magdalena Kaulla in keinem Sekundärtext zur Familie Kaulla erwähnt und taucht auch in den Akten des Münchner Stadtarchivs nur an einer Stelle auf: im Matrikelverzeichnis aller in München lebenden Juden

⁶⁶ Vgl. ebd., S. 251 und S. 263.

⁶⁷ Vgl. Schnee: *Hoffaktoren an süddeutschen Fürstenhöfen* S. 175 und Schnee: *Die Hoffaktoren-Familie Kaulla*.

⁶⁸ Vgl. Anhang 3: *Teilübersicht aus der Stammtafel der Hoffaktoren-Familie Kaulla (1713–1881)*. Aus Gründen der Übersichtlichkeit befindet sich im Anhang lediglich eine Teilübersicht der Stammtafel der Familie Kaulla mit den für die Analyse des Stammbuchs relevanten Familienmitgliedern.

ist sie als Ehefrau Salomon Hirsch Kaullas aufgeführt.⁶⁹ Salomon Hirsch Kaulla war der Sohn Hirsch Raphael Kaullas, und somit ein Neffe von Karoline Kaulla. Er wurde 1792 in Darmstadt geboren und erhielt 1817 die Matrikelnummer 54 des Münchner Verzeichnisses. 1818 wurde die erste Tochter von Salomon Hirsch und Magdalena Kaulla in München geboren, Rosa Kaulla. Aus diesem Grund liegt die Vermutung nahe, dass die beiden 1817 heirateten und Salomon Hirsch deshalb in diesem Jahr eine Matrikelnummer zugeteilt wurde. Nun war es allerdings prinzipiell nicht einfach, eine Matrikelnummer zu erhalten, oftmals bedurfte es der Fürsprache vor Ort lebender Verwandter oder der Heirat mit einer ortsansässigen Braut, daher ist es wahrscheinlich, dass Magdalena Kaulla bereits in München lebte. Ein Eintrag aus dem Stammbuch verrät außerdem, dass die Besitzerin bereits 1813 den Namen Kaulla trug, da Rosi Weiller sie in ihrem Eintrag vom 29. April 1813 als „Demoiselle Kaula“ bezeichnet. Das bedeutet, sie erhält den Namen nicht erst durch ihre Hochzeit, sondern Kaulla ist bereits ihr Mädchenname. Demnach muss sie eine Tochter des einzigen 1813 in München lebenden Mitglieds der Familie Kaulla, Raphael Kaulla, und seiner Frau Josephine Pappenheimer sein. Raphael Kaulla war bayerischer Hofbankier unter Kurfürst Max IV. und lebte bereits seit 1796 in München. Da mit dem Bau der Synagoge erst 1815 begonnen wurde, stellte er einen Raum seiner Wohnung als Betstube zur Ver-

⁶⁹ Vgl. *Beschreibung der in München ansässigen Juden 1826*, in: StadtAM, Einwohneramt 170/2. Kataster. Tatsächlich müsste ihr Name auch in einer weiteren Akte, in der Auflistung der Kinder Raphael Kaullas, ebenfalls im Matrikelverzeichnis der in München lebenden Juden, aufgeführt sein. Ausgerechnet der Name des 1799 geborenen Kindes ist aber leider völlig unleserlich, vgl. Judenmatrikel gestellt bei der Königlichen Polizeidirektion in München 1815, in: StadtAM, Einwohneramt 136. Die Geburts- und Heiratsakten der jüdischen Gemeinde der Stadt München reichen leider nicht bis 1799 bzw. 1817 zurück, lediglich in den Sterbeakten ist Magdalena Kaulla aufgeführt. In seiner Aufstellung *Biographisch-genealogische Blaetter aus und ueber Schwaben* schreibt Eberhard Emil von Georgii-Georgenau, die Tochter Raphael Kaullas, Magdalen Kaulla, sei mit Salomon Hirsch Kaulla verheiratet gewesen. Dies bestätigt zwar meine Vermutung, allerdings sind die Ausführungen von Georgii-Georgenaus an vielen Stellen fehlerhaft, sodass die Verlässlichkeit der Ausführungen allgemein angezweifelt werden muss, vgl. Eberhard Emil von Georgii-Georgenau: *Biographisch-genealogische Blaetter aus und ueber Schwaben*, Stuttgart 1879, S. 434, in: Internet Archive, [https://archive.org/details/Biographisch-genealogischeBlaetterAusUndUeberSchwaben,<05.04.2014>](https://archive.org/details/Biographisch-genealogischeBlaetterAusUndUeberSchwaben/<05.04.2014>).

Auch die Ahnenforschungsplattform Geni, die natürlich nicht so seriös ist wie die Archivakten, allerdings auch in allen anderen Familienmitgliedern mit den Angaben in den Archiven und in der Sekundärliteratur übereinstimmt, führt Magdalena Kaulla (1799–1859) als Tochter Raphael Kaullas und Ehefrau Salomon Hirsch Kaullas auf, vgl. Randy Schonenberg: *Magdalena Kaulla*, in: Geni, <http://www.geni.com/people/Magdalena-Kaulla/6000000015295666704,<05.04.14>>. Wenn auch durch die Archivakten nicht eindeutig bewiesen werden kann, dass Magdalena Kaulla zugleich die Tochter Raphael Kaullas und die Ehefrau Salomon Hirsch Kaullas ist, deuten doch meiner Ansicht nach genügend Indizien darauf hin, um weitere Untersuchungen auf dieser These aufzubauen.

fügung und nahm damit innerhalb der jüdischen Gemeinde Münchens eine wichtige Stellung ein.⁷⁰ Er starb 1828 in München.⁷¹

Zusammenfassend kann man also feststellen, dass die wahrscheinlich aus München stammende Lenchen Kaulla eine Tochter des Raphael Kaulla war und vermutlich 1817 Salomon Hirsch Kaulla heiratete, was zur Zuteilung einer Matrikelnummer für Salomon Hirsch Kaulla führte. Außer den biographischen Daten kann man dem Leben Magdalena Kaullas wenig hinzufügen. Sie wurde 1799 oder 1800⁷² als älteste Tochter Raphael Hirschs und seiner Frau Josephine Pappenheimer, die ebenfalls aus einer Hofjudenfamilie stammte, geboren und hatte acht Geschwister. Gemeinsam mit Salomon Hirsch Kaulla aus Darmstadt hatte sie drei Kinder: Rosa (1818), Rebekka (1819) und Herman (1821).⁷³ Am 29. Mai 1859, ein Jahr nach dem Tod ihres Mannes, starb sie in München.⁷⁴ Da die Akten wenig über Magdalena Kaulla offenbaren, ist eine Auswertung ihres Stammbuches umso entscheidender, um Näheres über ihre Person und ihre Verbindungen, sowie deren Bedeutung und Aussagekraft für die gesamte Hofjudenfamilie Kaulla zu erfahren.

3. Das Stammbuch Magdalena Kaulla aus den Jahren 1812 bis 1823 – der Inskribentenkreis

Aufgrund der Datierung der Einträge in Kombination mit dem Geburtsjahr Magdalena Kaullas 1799 oder 1800 wird deutlich, dass Lenchen ihr Stammbuch im Alter von etwa 13 Jahren erhielt und bis zu ihrem 24. Lebensjahr fortführte. Damit fällt sie unter die typischen Stammbuchbesitzerinnen des 19. Jahrhunderts, die im Mädchenalter begannen, ein Stammbuch zu führen.⁷⁵ Da ein Stammbuch oft über ein bis zwei Jahrzehnte geführt wurde, begleitete es die Besitzerin in der Regel über die wesentliche Umbruchphase ihres Lebens, ihre Heirat, hinaus. Oftmals war mit der Verheiratung ein Umzug und somit Abschied von der Familie und Freunden in der Heimatstadt verbunden, was sich in den Einträgen und der Thematisierung des Abschieds widerspiegelte. Da Magdalena Kaulla jedoch auch nach ihrer Heirat in München wohnte, ist dies bei ihrem

⁷⁰ Vgl. Hendrikje Kilian: *Die jüdische Gemeinde in München 1813–1871. Eine Großstadtgemeinde im Zeitalter der Emanzipation*, (Miscellanea Bavarica Monacensia, Bd. 145), München 1989, S. 108.

⁷¹ Vgl. *Sterberegister jüdische Gemeinde München*, in: StAM Kirchenbücher 16.

⁷² Im Matrikelverzeichnis Nr. 54 Salomon Hirsch Kaulla wird für seine Frau Magdalena das Geburtsjahr 1800 angegeben, in der Liste mit Raphael Kaullas Kindern ist das Geburtsjahr neben dem unleserlichen Namen 1799, vgl. Beschreibung der in München ansässigen Juden 1814/1826, in: StadtAM Einwohneramt 170/1. und 2. Kataster. Dennoch ist davon auszugehen, dass sich beide Angaben auf dieselbe Person beziehen und eine der Angaben fehlerhaft ist.

⁷³ Vgl. StadtAM, Einwohneramt 170/1. und 2. Kataster.

⁷⁴ Vgl. StAM Kirchenbücher 16.

⁷⁵ Vgl. Göhmann-Lehmann: „*Freundschaft – ein Leben lang...*“, S. 29f.

Stammbuch nicht der Fall. Im Gegenteil, im angenommenen Jahr ihrer Hochzeit 1817 erfolgte kein einziger Eintrag in ihr Stammbuch.

Unter den Inskribenten lassen sich verschiedene Gruppen bestimmen. Wie bereits erwähnt, finden sich keine Einträge von nahen Verwandten wie Eltern oder Geschwistern in dem Stammbuch, in den Kreis der Familie fallen aber die Einträge ihrer Cousins und Cousinen, die bis auf einen Eintrag aus Stuttgart und einen aus Augsburg allesamt 1813 in Hechingen entstehen. Hinzu kommt eine Gruppe von Einträgen aus Augsburg, die, bis auf einen, ebenfalls 1813 verfasst wurden. Die zahlenmäßig größte Gruppierung umfasst Einträge aus München aus den Jahren 1812 bis 1823. Schließlich gibt es noch einen Eintrag von Therese von Burgberg aus Colmar und mehrere Einträge ohne Ortskennzeichnung. Diese müssen leider in der folgenden Untersuchung vernachlässigt werden. Die Tatsache, dass die Einträge in München über einen längeren Zeitraum entstanden, lässt sich damit erklären, dass Magdalena Kaulla in München wohnte. Die Einträge aus anderen Orten verursachen jedoch einige Fragen: Warum etwa entstanden alle Einträge aus Hechingen, Stuttgart und Augsburg im Jahr 1813? Und weshalb wurden fast alle Einträge von Mitgliedern der Familie Kaulla in Hechingen verfasst, obwohl sich das Familiennetz über ganz Süddeutschland erstreckte?

3.1 Einträge der Familie Kaulla in Hechingen im Sommer 1813

Die Hechinger Einträge der Verwandten von Magdalena Kaulla entstanden, mit Ausnahme des Eintrags von Isaac Kaulla, im Juni und Juli 1813. Hinzu kommt der Eintrag von Magdalena Kaullas Cousine Dorchen Wolf Kaulla aus Stuttgart, der auf Juli 1813 datiert ist. Im Juni 1813 verfasste Magdalenas Cousin Salomon Jakob Kaulla einen Eintrag für das Stammbuch. Er war der Sohn Jakob Raphael Kaullas und Michele Kaullas, die in Stuttgart lebten. 1792 oder 1793 geboren, war er zum Zeitpunkt seines Eintrags bereits etwa 20 Jahre alt. Ein Jahr später, 1814, heiratete er seine Großcousine (Magdalena) Mamie Kaulla, die ebenfalls in Lenchens Stammbuch schrieb. Der Eintrag Salomon Jakob Kaullas ist einer der wenigen persönlichen Einträge. Darin spricht er von seiner (zu) kurzen Bekanntschaft mit Lenchen und vom nahenden Abschied. Salomon Jakob Kaulla war Hoffaktor in Hechingen und Stuttgart und starb 1881.⁷⁶ Seine Frau Mamie Kaulla war die Tochter Mayer Raphael Kaullas und Leonora Binges aus Hanau⁷⁷. Sie wurde 1795 geboren und trug sich am 28. Juni 1813 mit ei-

⁷⁶ Zu Salomon Jakob Kaulla vgl. Schnee: *Hoffaktoren an süddeutschen Fürstenhöfen* S. 171–175 sowie Schnee: *Die Hoffaktoren-Familie Kaulla* und Georgii-Georgenau: *Biographisch-genealogische Blaetter*, S. 435.

⁷⁷ Zu (Magdalena) Mamie Kaulla vgl. Schnee: *Hoffaktoren an süddeutschen Fürstenhöfen*, S. 171–175, sowie Schnee: *Die Hoffaktoren-Familie Kaulla*, und und Georgii-Georgenau: *Biographisch-genealogische Blaetter*, S. 435.

ner persönlichen französischen Widmung in das Stammbuch ein. Auch die kolorierte Zeichnung, die die Südansicht des Schlosses von Hohenzollern-Hechingen zeigt und die Bildunterschrift „M.K. pris l’an de 1813“ trägt, stammt wahrscheinlich von ihr.⁷⁸ Mamie Kaulla und Salomon Jakob Kaulla hatten neun Kinder, Mamie Kaulla starb 1865. Beide sind auf dem jüdischen Hoppenlau-Friedhof in Stuttgart begraben.

Zwei weitere der in Hechingen im Juni und Juli entstehenden Einträge stammen von den Schwestern Jeanette und Esther Meyer Kaulla. Die beiden waren Töchter des in Hechingen, Stuttgart und Zweibrücken tätigen Hoffaktors Mayer Kaulla und seiner Frau Bele Levi.⁷⁹ Die 1801 geborene Jeanette schrieb am 16. Juni 1813 einen Eintrag in das Stammbuch, der aufgrund seiner Unpersönlichkeit vermutlich aus einer Spruchsammlung stammt. Jeanette heiratete später den Stuttgarter Bankier Adolf Benedikt. Ihre Schwester Esther, geboren 1797, verfasste am 3. Juli 1813 einen Beitrag für Magdalena Kaullas Stammbuch. Auch ihr französisches Sprüchlein entstammt vermutlich einer Spruchsammlung. Sie fügte dem Buch eine weitere Seite mit einer kolorierten Zeichnung hinzu, die eine Art Gehöft zeigt. Esther Meyer Kaulla heiratete später in zweiter Ehe den Hoffaktor Aron Pfeiffer, folgte ihm nach Weikersheim und starb 1834. Der letzte Hechinger Eintrag eines Mitglieds der Familie Kaulla stammt von Salomon Hirsch Kaulla, dem Cousin und späteren Ehemann Magdalena Kaullas.⁸⁰ Er war der Sohn Hirsch Raphael Kaullas und Marianne Nathan Levis aus Darmstadt und wurde 1792 geboren. In seinem persönlichen Eintrag aus dem Juni 1813 anlässlich ihres „Zusammentreffens“ versichert er Lenchen seine Liebe.⁸¹ Wie bereits erläutert, heirateten Magdalena und Salomon Hirsch Kaulla vermutlich 1817 und lebten danach in München. Möglicherweise war das Zusammentreffen in Hechingen 1813 Ursache ihrer Hochzeit. Salomon Hirsch Kaulla starb 1858, ein Jahr vor Magdalenas Tod, in München.

Aufgrund der Formulierungen in den einzelnen Einträgen und der zeitlichen und örtlichen Häufung der Einträge von Familienmitgliedern liegt die Vermutung nahe, dass im Juni und Juli 1813 eine Art Familientreffen in Hechingen stattfand, zu dem auch die damals ca. 14-jährige Magdalena aus München anreiste. Nur so lässt sich erklären, weshalb Verwandte aus Hechingen, Darmstadt, Hanau und Stuttgart im selben Zeitraum in Hechingen ihren Eintrag verfassten. Der Zeitraum von Juni und Juli

⁷⁸ Vgl. Anhang 2. Die Großbuchstaben M und K sind sehr ähnlich geschrieben, der kleine Unterschied stammt wahrscheinlich daher, dass die Bildunterschrift nicht mit Feder, sondern mit dem Zeichenpinsel geschrieben wurde. Initialen und Datierung sprechen außerdem für (Magdalena) Mamie Kaulla als die Zeichnerin.

⁷⁹ Zu Jeanette und Esther Kaulla vgl. Schnee: *Hoffaktoren an süddeutschen Fürstenthöfen* S. 170–175, sowie Georgii-Georgenau: *Biographisch-genealogische Blaetter*, S. 433 und Rolf Hofmann: *Court Jews of Southern Germany*, Version 06, in: *Alemannia Judaica*, <http://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20144/COURTJEWS.doc,<05.04.2014>>.

⁸⁰ Zu Salomon Hirsch Kaulla vgl. StadtAM, Einwohneramt 170/1. Kataster sowie StadtAM Einwohneramt 136 und Georgii-Georgenau: *Biographisch-genealogische Blaetter*, S. 434.

⁸¹ Vgl. Anhang 2.

1813 fiel genau in die Zeit des Waffenstillstands von Pläswitz vom 4. Juni bis zum 10. August 1813, in der das Reisen für einige Wochen sicherer gewesen sein dürfte als während der napoleonischen Kriege. Da im Juni 1813 allerdings die Königreiche Bayern und Württemberg, ebenso wie die Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen, als Mitglieder des Rheinbunds verpflichtet waren, Napoleon Verstärkung zu schicken, stießen Reisende unterwegs trotzdem auf Truppen.⁸² Die Schlachten von 1813 spielten sich jedoch in den östlichen deutschen Staaten ab und der Rückzug der französischen Armee begann erst im Oktober 1813, sodass im Juni und Juli 1813 vermutlich keine größeren Heerestruppen zwischen Stuttgart und München anzutreffen waren. Ein bis heute ersichtlicher Grund für das Familientreffen lässt sich nicht rekonstruieren. 1813 fand nach bisherigen Erkenntnissen keine große Hochzeit oder Beerdigung statt. Vielleicht wollte die Familie den Waffenstillstand nutzen, um nach langer Zeit wieder zusammen zu kommen.

Der einzige Eintrag aus Stuttgart stammt von Magdalena Kaullas Cousine Dorothea Wolf Kaulla⁸³ und ist auf den 13. Juli datiert. Auch bei ihrem Eintrag handelt es sich vermutlich um Verse aus einer Spruchsammlung. Dorothea Wolf Kaulla war die Tochter von Wolf von Kaulla und Eva Binge. Sie wurde 1801 geboren und war wie Jeanette und Esther Mayer Kaulla etwa so alt wie Magdalena Kaulla. 1817 heiratete sie den Stuttgarter Hoffaktor Marx Pfeiffer, der in erster Ehe bereits mit ihrer Cousine Henriette Kaulla verheiratet gewesen war. Die beiden hatten vier Kinder und Dorothea Kaulla starb bereits 1822 bei der Geburt ihres Sohnes Joseph Max. Möglicherweise erfolgte die Rückfahrt 1813 von Hechingen nach München mit einem Umweg über Stuttgart und Magdalena Kaulla traf dort am 13. Juli ihre Cousine Dorothea. Denkbar ist auch, dass Dorothea Kaulla in Hechingen anwesend war, dort nicht die Zeit für einen Eintrag fand, ihn später in Stuttgart verfasste und Magdalena Kaulla nach München schickte. Ob die Reiseroute über Stuttgart verlief, lässt sich nicht rekonstruieren, mit großer Sicherheit kann man hingegen davon ausgehen, dass die Reise von München nach Hechingen Magdalena Kaulla am 29. April nach Augsburg führte.

⁸² Zur Rolle der Königreiche Bayern und Württemberg, sowie der Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen vgl. Hohrath, Daniel/Rehm, Christof (Hrsg.): *Der Preis der neuen Kronen. Württemberg und Baden als Vasallen Napoleons: Der Rheinbund von 1806. Begleitband zur Sonderausstellung im Wehrgeschichtlichen Museum vom 20. Mai bis 29. Oktober 2006*, (Studiensammlung und Sonderausstellungen im Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt, Bd. 4), Rastatt 2006, und David Gates: *The Napoleonic wars 1803–1815*, (Pimlico, Bd. 568), London 2003.

⁸³ Zu Dorothea Kaulla vgl. Schnee: *Hoffaktoren an süddeutschen Fürstenhöfen*, S. 172, sowie Rolf Hofmann: *Family Sheet Court Jew Marx Pfeiffer of Weikersheim + Stuttgart*, Version 08, in: Alemannia Judaica, <http://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20144/FS-PFEIFFER-MARX.pdf>, <05.04.2014>, und Hofmann: *Court Jews of Southern Germany*.

3.2 Einträge aus Augsburg am 29. April 1813

Am 29. April 1813 entstanden in Augsburg fünf Einträge.⁸⁴ An dieser Stelle wird der bereits angesprochene Vorteil der Loseblattsammlung deutlich: Mit einem gebundenen Stammbuch wäre es unmöglich gewesen, an einem Tag fünf Einträge für das Stammbuch zu sammeln. Vier der Einträgerinnen des 29. Aprils 1813 entstammten der jüdischen Elite Augsburgs, bestehend aus den 13 jüdischen Familien, die 1814 und 1815 in das Matrikelverzeichnis der Stadt Augsburg⁸⁵ aufgenommen wurden und somit dauerhaftes Wohnrecht in Augsburg erhielten. 1438 hatte Augsburg als erste Reichsstadt Bayerns alle Juden aus der Stadt vertrieben. Im 16. Jahrhundert gründeten sich vorstädtische Landjudengemeinden in Pfersee (1569), Kriegshaber (1570) und Steppach (1771).⁸⁶ Tagsüber durften die dort ansässigen Juden Augsburg gegen die Bezahlung von Gebühren betreten, um Handel zu treiben, nachts mussten sie die Stadt jedoch verlassen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts boten die vorstädtischen Landjudengemeinden der hoch verschuldeten Stadt an, gegen ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht die städtischen Schulden zu tilgen. So kam es im November 1803 zu einer Vereinbarung zwischen der Stadt Augsburg und den drei jüdischen Bankhäusern Westheimer & Straßburger, Jakob Obermayer und Henle Ephraim Ullmann:⁸⁷ Gegen die Bezahlung einer jährlichen Gebühr von 1 350 Gulden und ein Darlehen von 200 000 Gulden sowie weiteren 300 000 Gulden erhielten die Bankbesitzer volle Bürgerrechte.⁸⁸ Bereits 1798 hatte außerdem Simon Jakob Levi die Genehmigung erhalten, eine Garküche in Augsburg zu eröffnen, und sich infolge dessen permanent in der Stadt aufzuhalten.⁸⁹ Infolge des bayerischen Judenedikts 1813 wurde das Schutzbrief- durch das Matri-

⁸⁴ Vier der Einträgerinnen konnten im Rahmen der Arbeit identifiziert werden. Die fünfte, Jeanette Maron, war in den Augsburger Archive nicht auffindbar und gehört auch nicht, wie alle anderen Augsburger Einträger, zu den 13 Familien des Augsburger Matrikelverzeichnisses von 1814. Die einzige Spur führt nach München zu einer Familie Israel Maron mit der Münchner Matrikelnummer 29 und verliert sich dort. Vgl. StadtAM, Einwohneramt 170/1. Kataster.

⁸⁵ Vgl. *Matrikel und Ansässigmachung der Israeliten 1813–1814*, in: StadtAA Bestand 4, Nr. I 55 und *Matrikel-Ansässigmachung der Israeliten 1815*, in: StadtAA, Bestand 4 Nr. I 56 sowie Hans K. Hirsch: *Zur Situation der Juden in Augsburg während der Emanzipationszeit*, in: Rolf Kießling (Hrsg.): *Judengemeinden in Schwaben im Kontext des Alten Reiches*, (Colloquia Augustana, Bd. 2), Berlin 1995, S. 306–323, hier S. 309f.

⁸⁶ Vgl. Hans K. Hirsch: *Juden in Augsburg*, in: Günther Grünsteudel/Günther Hägele/Rudolf Frankenberger: *Augsburger Stadtlexikon*, Augsburg ²1998, S. 135–145, hier S. 138.

⁸⁷ Vgl. StadtAA, Bestand 4 Nr. I 55.

⁸⁸ Vgl. Peter Fassl: *Die wirtschaftliche und soziale Stellung der Juden in Augsburg im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert*, in: ders. (Hrsg.): *Geschichte und Kultur der Juden in Schwaben. Wissenschaftliche Tagung der Heimatpflege des Bezirks Schwaben in Zusammenarbeit mit der Schwabenakademie Irsee*, (Irseer Schriften Bd. 2), Sigmaringen 1994, S. 129–146, hier S. 129f.

⁸⁹ Vgl. Rolf Kießling: *Gab es einen pragmatischen Weg zur Emanzipation? Die jüdischen Gemeinden in Schwaben an der Schwelle zur Moderne*, in: Michael Brenner/Sabine Ull-

kelnummernsystem ersetzt und die Niederlassung in einer Stadt ohne entsprechende Matrikelnummer verboten. Die 13 jüdischen Familien, die sich bereits seit 1805 gegen Bezahlung eines wöchentlichen Paktgeldes in der Stadt aufhielten, wurden 1814 und 1815 in das Matrikelverzeichnis der Stadt Augsburg aufgenommen.⁹⁰ 1818 wurde die Anzahl der Matrikelnummern auf Geheiß des Königs um die Sondernummer 14 erweitert. Ab 1830 zogen nach dem Gesetz der Ansässigmachung über die Matrikelzahl weitere 15 jüdische Familien nach Augsburg.⁹¹ Diese Zahl der privilegierten in Augsburg lebenden jüdischen Familien blieb bis zur Aufhebung des Matrikelparagraphen 1861 konstant. Einer wesentlich größeren Zahl jüdischer Schwaben blieb das Wohnen in der Stadt verwehrt. Eine Verbesserung der rechtlichen Stellung der Juden in Augsburg war also nur für die wenigen wohlhabenden Familien möglich:

„Die im wirtschaftlichen Erfolg sichtbare Akzeptanz einer kleinen jüdischen Elite darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Hintertür zur gesellschaftlichen Gleichstellung über wirtschaftliche Betätigung der Mehrheit der Juden verschlossen war.“⁹²

Aus den 13 Familien, die 1814 in das Matrikelverzeichnis der Stadt Augsburg aufgenommen wurden, trugen sich vier Familienmitglieder am 29. April 1813 in Magdalena Kaullas Stammbuch ein. Eine der Einträgerinnen war Babette Obermayer, die Tochter des erfolgreichen Bankiers und Vorstehers der Judengemeinde in Kriegshaber Jakob Obermayer, der 1803 mit seiner Frau Ida Oppenheimer aus Pfersee als einer der ersten Juden das Wohnrecht in Augsburg erhielt.⁹³ Babette Obermayer wurde 1794 in der Ulmerstraße gegenüber der Synagoge in Kriegshaber geboren, nach dem Umzug nach Augsburg 1805 lebte die Familie in der heutigen Philippine-Welser-Straße 9 und im heutigen Obstmarkt 12. In der Wohnung im Obstmarkt befand sich auch eine Betstube, die von allen Augsburger Juden zur Hausandacht besucht wurde, da es in Augsburg noch keine Synagoge gab.⁹⁴ Jakob Obermayer war zu dieser Zeit der vielleicht bedeutendste Jude Augsburgs, nicht nur weil er unter den 13 Familien eine führende Rolle einnahm, sondern auch weil er enorm wohlhabend war und als erster Jude mit Ein-

mann (Hrsg.): *Die Juden in Schwaben*, (Sonderausgabe der bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit), München 2013, S. 174–200, hier S. 198.

⁹⁰ Vgl. Fassl: *Die wirtschaftliche und soziale Stellung der Juden in Augsburg*, S. 131.

⁹¹ Vgl. Anke Joisten-Pruschke: *Die Geschichte der Juden in Augsburg während der Emanzipationszeit 1750–1871*, in: Rolf Kießling (Hrsg.): *Neue Forschungen zur Geschichte der Stadt Augsburg*, (Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens, Bd. 12), Augsburg 2011; S. 279–349; S. 331.

⁹² Hirsch: *Zur Situation der Juden in Augsburg*, S. 316.

⁹³ Zu Babette Obermayer vgl. Hirsch: *Zur Situation der Juden in Augsburg*, S. 309ff., sowie Joisten-Pruschke: *Die Geschichte der Juden in Augsburg*, S. 309ff. und Yehuda Shenef: *Jüdischer Friedhof Kriegshaber: Nicht die Zeit heilt Wunden, sondern Pflege*, in: Jüdisch historischer Verein Augsburg, <https://jhva.wordpress.com/2012/08/02/<05.04.2014>>.

⁹⁴ Vgl. Hirsch: *Juden in Augsburg* S. 139.

schränkungen zur Augsburger Börse zugelassen wurde.⁹⁵ Babette Obermayer heiratete Siegfried Isaak Wertheimer aus Regensburg und kehrte später nach Augsburg zurück. Die Matrikelstelle 2 ging 1839 auf Babette Wertheimers 1817 geborenen Sohn Ferdinand Philippson Wertheimer über.⁹⁶ 1850 starb Babette Wertheimer in Wien und wurde auf dem jüdischen Friedhof in Kriegshaber begraben. Sie schrieb am 29. April 1813 unter ihrem Mädchennamen einen kurzen Spruch in französischer Sprache in Magdalena Kaullas Stammbuch, in dem sie der Besitzerin ihre Freundschaft versicherte. Auf den ersten Blick lässt nicht genau sagen, ob die Zeilen aus einer Spruchsammlung stammen; die Tatsache, dass sich die Verse nicht reimen, spricht eher für eine kurze persönliche Notiz.

Am selben Tag verfasste Isabelle Heymann einen Eintrag für das Stammbuch. Die Seite mit der kolorierten Zeichnung eines Löwen hat sie möglicherweise gekauft und nur den Spruch selbst hinzugefügt.⁹⁷ Auch sie schrieb in ihrem Eintrag von der Freundschaft, die sie mit Magdalena Kaulla verband. Isabelle Heymann war die Tochter des Juwelenhändlers Samson Binswanger aus Kriegshaber und dessen Frau Babette, die bereits vor 1806 in Augsburg lebten. Isabelle oder Isabella Heymann wurde vermutlich 1791 geboren, 1813 heiratete sie den Kaufmann Amson Heymann aus Gunzenhausen und lebte mit ihm in der heutigen Philippine-Welser-Straße 16.⁹⁸ Die beiden hatten drei Kinder und gehörten zur Führungsschicht der Augsburger Juden. 1851 wurde Amson Heymann zum ersten Vorsteher der neuen jüdischen Gemeinde Augsburgs gewählt. Isabelle Heymann starb bereits 1844 und wurde auf dem jüdischen Friedhof in Kriegshaber bestattet.

Ebenfalls auf den 29. April 1813 datiert ist der Eintrag Rosi Weillers aus Augsburg. Ihre in französischer Sprache verfassten Zeilen könnten selbst formuliert sein, zumal sie Französin war. Sie widmete ihre Zeilen wie alle Augsburger Einträger dem Gedenken an die Freundschaft. Rosi oder Rosette Weiller war die 1791 geborene Tochter des Pferdehändlers Götsch oder Goudchaux Weiller aus Straßburg und dessen Frau Charlotte.⁹⁹ Ihr Sohn Samuel war Buchhalter bei Veit Kaulla und ernährte mit seinem Einkommen die Familie. Bereits seit 1806 lebte die Familie Weiller gegen die Entrichtung wöchentlicher Gebühren in Augsburg. Nach dem Tod Götsch Weillers zog seine

⁹⁵ Vgl. Joisten-Pruschke: *Die Geschichte der Juden in Augsburg*, S. 310.

⁹⁶ Vgl. ebd. S. 311.

⁹⁷ Vgl. Anhang 2.

⁹⁸ Zu Isabelle Heymann vgl. Hirsch: *Zur Situation der Juden in Augsburg*, S. 309ff., Fassung: *Die wirtschaftliche und soziale Stellung der Juden in Augsburg*, S. 134, Joisten-Pruschke: *Die Geschichte der Juden in Augsburg*, S. 316f., sowie StadtAA Best. 4 Nr. I 55, und Yehuda Shenef: *Alphabetical Burial Register Jewish Cemetery Kriegshaber (Pfersee) in Augsburg*, in: *Alemannia Judaica*, <http://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20302/CEM-KRI-BURIAL-REGISTER-ALPHABETICAL.pdf>, <05.04.2014>.

⁹⁹ Zu Rosi Weiller vgl. Hirsch: *Zur Situation der Juden in Augsburg*, S. 307 und S. 309, sowie Joisten-Pruschke: *Die Geschichte der Juden in Augsburg*, S. 312.

Frau mit ihren drei Kindern wieder nach Frankreich und verzichtete auf ihre Augsburger Matrikelnummer.

Der vierte Augsburger Eintrag vom 29. April 1813 stammt von Babette Levi. Den Text, in dem ebenfalls vom Gedenken an die Freundschaft die Rede ist, hat sie wohl einer Spruchsammlung entnommen. Babette Levi war die Ehefrau Simon Levis aus Steppach, der seit 1798 die jüdische Garküche in Augsburg betrieb.¹⁰⁰ Sie wurde 1774 geboren, war also zum Zeitpunkt ihres Eintrags bereits 43 Jahre alt. Dies ist ungewöhnlich, schrieben doch die anderen Augsburger Einträgerinnen ihren Beitrag im Alter von 22 oder 23 Jahren. In diesem Zusammenhang sollte man das Familienumfeld der Einträgerinnen genauer betrachten. Die vier Frauen stammten alle aus einer der 13 ersten jüdischen Familien Augsburgs, die im Matrikelverzeichnis von 1814 aufgeführt sind. Sie gehörten damit zur jüdischen Elite der Stadt und wurden vermutlich ihrer Stellung wegen und nicht aufgrund ihrer Freundschaft mit Magdalena Kaulla um einen Beitrag gebeten. Einträge von Mitgliedern der christlichen Oberschicht oder der jüdischen Unterschicht Augsburgs sind in Magdalena Kaullas Stammbuch nicht zu finden. In Bezug auf die Augsburger Einträge kann man also eindeutig von einem elitären, (hof)jüdischen Beziehungsnetz sprechen.

Versucht man nachzuvollziehen, wie diese Verbindungen zur jüdischen Augsburger Elite zustande kommen, stößt man – unter der Annahme Magdalena Kaulla reiste 1813 zu einem Familientreffen nach Hechingen – auf eine simple Erklärung: Die Reise von München nach Hechingen führte wohl am 29. April 1813 über Augsburg. Ein Grund dafür war sicherlich, dass die Familie ihres 1811 verstorbenen Onkels Veit Kaulla im Jahr seines Todes von Kriegshaber nach Augsburg umgezogen war und nun dort lebte. Veit Kaulla, churtrierischer Hofagent und kurpfälzbayerischer Hoffaktor, hatte nach seiner Heirat mit Blümle Goldschmidt aus Kriegshaber ein Wechselcomptoir in Augsburg eröffnet und war Vorsteher der Kultusgemeinde in Kriegshaber. Nach seinem Tod übernahm seine Witwe Blümle, da ihre sechs Kinder noch zu jung waren, das Geschäft ihres Mannes. Ab 1813 lebte Blümle Kaulla mit ihrer Familie in der heutigen Ludwigstraße 24. 1815 wurde sie unter dem Namen Blümle Veit Kaulla in das Augsburger Matrikelverzeichnis aufgenommen. Als Geschäftsführer ist im Verzeichnis ein S. H. Kaulla aufgeführt, möglicherweise Magdalena Kaullas zukünftiger Ehemann Salomon Hirsch Kaulla. Das Unternehmen von Veit und Blümle Kaulla muss wirtschaftlich enorm erfolgreich gewesen sein, denn 1815 beschäftigte ihr Haushalt eine Dienerschaft von 15 Personen¹⁰¹ und Veit Kaulla hinterließ seiner Familie nach seinem

¹⁰⁰ Zu Babette Levi vgl. Hirsch: *Zur Situation der Juden in Augsburg*, S. 309, sowie Joisten-Pruschke: *Die Geschichte der Juden in Augsburg*, S. 327f. und Kießling: *Gab es einen pragmatischen Weg zur Emanzipation?*, S. 198.

¹⁰¹ Zu Veit und Blümle Kaulla in Augsburg vgl. Hirsch: *Zur Situation der Juden in Augsburg*, S. 310f., Joisten-Pruschke: *Die Geschichte der Juden in Augsburg*, S. 325ff., sowie Schnee: *Hoffaktoren an süddeutschen Fürstenhöfen*, S. 169f.

Tod ein Vermögen von 126 756 Kronen.¹⁰² Mit dem finanziellen Erfolg ging auch eine rechtliche Sonderstellung einher. So kam 1818 ein Sonderbeschluss des bayerischen Königs zustande, nachdem sich die Kinder des verstorbenen Bruders Veit Kaullas, Mayer Raphael Kaulla von Hanau, Henriette, Johanna, Simon und Jakob, mit der Sondermatrikelnummer 14 (die nur an Mitglieder der Familie Kalla weitergegeben werden konnte) in Augsburg niederlassen durften.¹⁰³ Veit und Blümle Kaullas Sohn Isak verfasste 1820 einen Eintrag für Magdalena Kaullas Stammbuch.¹⁰⁴ 1804 geboren, war er vermutlich 1813 noch zu jung, um sich in das Buch einzutragen.¹⁰⁵ Vielleicht sahen sich Magdalena und Isak Kaulla 1820 wieder – aus seinen einem Spruchbüchlein entstammenden Versen kann man das nicht entnehmen – oder sie bat ihn postalisch, ihr eine Seite zu schicken. Isak Kaulla absolvierte in Frankfurt eine kaufmännische Ausbildung und übernahm 1827 das Geschäft seines Vaters. Im selben Jahr heiratete er die 1808 geborene Johanna Samson aus einer Wolfenbütteler Hofjudenfamilie, mit der er drei Kinder hatte. Auch die Augsburger Matrikelnummer 11 ging 1827 auf ihn über, da er der älteste Sohn Veit Kaullas war. Somit konnte er bis zu seinem Weggang aus Augsburg weiterhin mit seiner Familie in der Stadt leben.

Für die Rekonstruktion der Entstehung des Stammbuchs lässt sich daraus folgern: Am 29. April 1813 führte die Reise nach Hechingen Magdalena Kaulla zur Familie ihres Onkels Veit Kaulla nach Augsburg, möglicherweise, weil sie von dort aus gemeinsam weiterreisten. Dort traf sie innerhalb eines Tages vier Frauen aus der jüdischen Elite der Stadt. Es bleibt die Frage, ob sie diese gezielt aufsuchte und um einen Eintrag bat, ob ihre Familie mit ihr Besuche bei den wichtigsten jüdischen Familien Augsburgs machte, oder ob sie die Einträgerinnen bei einem gesellschaftlichen Ereignis traf. Man kann jedoch vermuten, dass Magdalena Kaulla die Einträgerinnen vorher nicht kannte, und auch später nicht wieder getroffen hat. Dies erklärt, warum die Einträge sich auf oberflächliche, den Spruchsammlungen entnommene Verse beschränken. Da sich Einträgerinnen und Besitzerin nicht gut kannten, aber dennoch die zeitgemäße Illusion einer engen Freundschaft schaffen wollten, blieb nur der Rückgriff auf einen unpersönlichen Reim.

3.3 Einträge aus München aus den Jahren 1812 bis 1823

Die rechtliche Situation der Juden in Augsburg um 1800 war die Gleiche wie die der Juden in München. Schließlich fiel Augsburg 1806 durch den Frieden von Preßburg, der zugleich die Gründung des Königreichs Bayern bedeutete, an Bayern. Somit galten

¹⁰² Joisten-Pruschke: *Die Geschichte der Juden in Augsburg*, S. 325ff.

¹⁰³ Vgl. StadtAA Best. 4, Nr. I 56.

¹⁰⁴ Vgl. Anhang 2.

¹⁰⁵ Zu Isak Kaulla vgl. Hirsch: *Zur Situation der Juden in Augsburg*, S. 310, Schneewitz: *Hoffaktoren an süddeutschen Fürstenhöfen*, S. 169f., sowie StadtAA Best. 4 Nr. I 56.

die bayerischen Judengesetze wie das Judenedikt und der Matrikelparagraph von 1813 ebenso für München wie für Augsburg. 1553 waren die Juden aus Bayern ausgewiesen worden und erst im 17. Jahrhundert wurden einzelne Juden wieder in München aufgenommen.¹⁰⁶ Ende des 17. Jahrhunderts erhöhte der Münchner Hof seine Ausgaben dermaßen, dass er auf Geldanleihen und Lieferungen jüdischer Kaufleute angewiesen war. Die „Hofjudengemeinde“, die so Ende des 18. Jahrhunderts in München entstand, wurde zur Basis der neuen Münchner Gemeinde. In der 1804 erstellten „Münchner Hofjudenbeschreibung“ sind neun nicht nummerierte, privilegierte Familien, 18 Hofaktoren und 16 Staatslieferanten aufgeführt.¹⁰⁷ 1810 lebten bereits 380 jüdische Einwohner in München.¹⁰⁸ Das 1814 bis 1819 verfasste Matrikelverzeichnis der in der Stadt München lebenden Juden führt neben 61 regulären Namen auf den Nummern 77 bis 103 auch die Namen der nicht-immatrikulierten, aufgrund ihrer Arbeit in München lebenden Juden auf. Unter den immatrikulierten Familien finden sich vier Mitglieder der Familie Kaulla. Die Familie und damit auch Magdalena Kaulla war also fest in die jüdische Elite Münchens integriert. Anders als die Augsburger Einträge bilden die Einträge aus München die Einbindung in die jüdische Oberschicht Münchens nicht eindeutig ab. Nur ein Einträger lässt sich zweifelsfrei einer der Familien des Matrikelverzeichnisses zuordnen.

Von den zehn Einträgern aus München lassen sich nur wenige identifizieren. Dafür gibt es mehrere Gründe. Es ist prinzipiell beinahe unmöglich eine Person, die um 1800 gelebt hat, in den Akten zu finden, wenn nur ihr Name, aber nicht das zugehörige Geburts- oder Heiratsdatum bekannt ist, zumal es sich bei den meisten Namen im Stammbuch um Geburtsnamen junger Frauen handelt, die sie nach ihrer Heirat ablegten. Grundsätzlich stehen aus dieser Zeit nur die Kirchenbücher oder Polizeiakten zur Verfügung, da um 1800 noch keine Bürgermeldeakten angelegt wurden. Das entsprechende bayernweite Meldegesetz wurde erst 1835 erlassen. Vorher wurden Personendaten lediglich in Polizeibögen erfasst, wobei Frauen in der Regel keinen eigenen Bogen bekamen, sondern auf dem des Vaters oder des Ehemannes vermerkt wurden. Für die Suche nach der Akte des Ehemanns oder Vaters ist aber dessen voller Name erforderlich. Somit blieben nur die Kirchenbücher für die Suche nach den Einträgern. Ohne das Geburtsdatum zu kennen müsste man die Kirchenbücher der verschiedenen Gemeinden von etwa 1790 bis 1810 durchsuchen, was bei den katholischen und protestantischen Gemeinden ein Ausmaß angenommen hätte, der den Rahmen dieser Arbeit gesprengt hätte. Aus diesem Grund wurden lediglich die Kirchenbücher der jüdischen Gemeinde Münchens durchgesehen. Die Geburten bis 1810 sind dort nicht erfasst, ebenso wenig wie die Heiraten bis

¹⁰⁶ Zur jüdischen Geschichte Münchens vgl. Kilian: *Die jüdische Gemeinde in München 1813–1871*, sowie Yvonne Gleibs: *Juden im kulturellen und wissenschaftlichen Leben Münchens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, (Miscellanea Bavarica Monacensia, Bd. 76), München 1981, und Schnee: *Hoffaktoren an süddeutschen Fürstenhöfen*, S. 187–206.

¹⁰⁷ Vgl. Kilian: *Die jüdische Gemeinde in München 1813–1871*, S. 15.

¹⁰⁸ Vgl. ebd. S. 17.

1820. Weder unter den Eltern der später geborenen Kinder, noch unter den Namen der Verstorbenen ließ sich außer Arnold Marx einer der Einträger finden,¹⁰⁹ da dort die Mädchennamen der Frauen nicht aufgeführt sind. Dies lässt nun, neben der einfachen Erklärung, dass die Frauen vor 1810 geboren wurden und vor 1820 heirateten und somit nicht unter ihrem Mädchennamen im Sterberegister aufgeführt sind, mehrere Rückschlüsse zu. Zum einen ist es möglich, dass die jüdischen Einträger nur zwischenzeitlich in München lebten oder zu dem Zeitpunkt, als die Einträge verfasst wurden, zu Besuch in München waren, und deshalb München als Eintragsort festhielten. Somit sind die Einträger nicht in den Kirchenbüchern erfasst. Möglich ist aber auch, dass es sich bei einigen der Einträger um christliche Einwohner Münchens handelte. Die entsprechenden Kirchenbücher konnten, wie bereits dargelegt, nicht gesichtet werden. Wenn man bedenkt, dass die Einträge aus München aus einem Zeitraum von elf Jahren stammen, ist es durchaus möglich, dass Magdalena Kaulla in dieser Zeit auch Bekannte aus den Kreisen der christlichen Oberschicht hatte. Im Kontext dieser Arbeit kann der Klärung der Religionszugehörigkeit der nicht identifizierten Einträger leider nicht weiter nachgegangen werden. Diese Leerstelle kann allerdings den Ausgangspunkt für weitere Forschungen bilden.

Tatsächlich gelingt es nur einen der Einträger aus München eindeutig zu identifizieren. Im Dezember 1813 schrieb Arnold Marx in Magdalena Kaullas Stammbuch. Wie sie war auch er Mitglied der jüdischen Elite Münchens. Sein Vater war Isaak Marx, ein Großhändler aus Treuchtlingen, der bereits seit 1789 in München lebte. Er war bayerischer Hoffaktor und lebte mit seiner Frau Magdalena in der Kaufingerstraße 26. Die Familie nahm in der Münchner Judenschaft eine führende Rolle ein: Magdalena Marx wurde Vorsitzende des israelitischen Frauenvereins, ihr Sohn Lippmann Vorstand der Kultusadministration. Arnold Marx selbst wurde 1798 geboren und zog später nach Ansbach.¹¹⁰ Er starb 1867 in München. Vermutlich stammte auch Nanette Marx, die am 2. Mai 1812 Magdalena Kaullas Stammbuch eine Seite hinzufügte, aus der in München weit verzweigten Familie Marx. Sie konnte jedoch in den Akten nicht gefunden werden. Ebenso wie über Nanette Marx lässt sich über andere Einträger nur spekulieren. Nanny Luber, die am 18. August einen Eintrag für das Stammbuch schrieb, könnte eine Verwandte von Regina Luber gewesen sein, die unter den Verstorbenen in den Kirchenbüchern aufgeführt wird.¹¹¹ Karoline von Lämle leistete am 21. August 1823 ihren Beitrag zu Magdalena Kaullas Stammbuch. Sie war möglicherweise die Tochter des Wiener Hofagenten Simon (von) Lämle¹¹² aus Tuschkau. Diese wurde 1804 gebo-

¹⁰⁹ Vgl. StAM, Kirchenbücher 16.

¹¹⁰ Zu Arnold Marx vgl. Kilian: *Die jüdische Gemeinde in München 1813–1871*, S. 376f.

¹¹¹ Vgl. StAM, Kirchenbücher 16.

¹¹² Vgl. Hans-Dietrich Lemmel: *Ritter v. Lämle aus Tuschkau in Böhmen*, in: Das Lemmel-Archiv, <http://geneal.lemmel.at/Tus-2a.html>, <05.04.2014> und Hans-Dietrich Lemmel: *Louise Lämmel*, in: Das Lemmel-Archiv, <http://geneal.lemmel.at/Tus-3f.html>, <05.04.2014>. Da Karoline von Lämle in den Akten des Münchner Stadt- und Staatsarchivs nicht verzeichnet ist, handelt es sich um eine reine Vermutung, wenn Karoline von Lämle als die Tochter Simon von Lämels aus Tuschkau identifiziert wird.

ren und nahm nach ihrer Hochzeit den Namen Karoline Ebers an. Ihre Schwester Louise heiratete den bereits genannten Lippmann Marx, den Bruder des Einträgers Arnold Marx. Möglicherweise reiste Karoline von Lämél 1813 zu Besuch zu ihrer Schwester nach München und traf dort Magdalena Kaulla. Der Ton ihres Eintrags wirkt relativ vertraut und herzlich im Vergleich zu den zahlreichen kopierten Versen. Vielleicht bestand zwischen ihr und Magdalena Kaulla tatsächlich eine engere Freundschaft.

Wie im Obigen deutlich wurde, existieren zwischen den Einträgern aus Hechingen, Augsburg und München große Unterschiede. Vor allem die lange Zeitspanne und die hohe Einwohnerzahl Münchens machen es unmöglich, mehr als nur wenige Einträger zu identifizieren. Dennoch steht fest, dass die Einträger, bis auf Arnold und Nanette Marx, nicht wie in Augsburg alle aus der elitären Gruppe der Familien des jüdischen Matrikelverzeichnisses stammten. Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Untersuchungen der Hechinger, Augsburger und Münchner Einträger zusammengeführt werden, um daraus Rückschlüsse ziehen zu können, nicht nur auf das persönliche Beziehungsnetz Magdalena Kaullas, sondern auch auf die Beziehungskonventionen der Familie Kaulla im allgemeinen.

4. Das (hof)jüdische Beziehungsnetz Magdalena Kaullas und ihrer Familie im 19. Jahrhundert

Die Einträger und ihre Beziehung zu Magdalena Kaulla lassen sich in zwei Gruppen einteilen. Einerseits jene Einträger, die eine persönliche Beziehung und eine tatsächliche Freundschaft mit Magdalena Kaulla verbanden. Dies waren wohl vor allem die Verfasser der Münchner Einträge, die nicht wegen ihrer Stellung innerhalb der jüdischen Wirtschaftselite einen Platz im Stammbuch bekamen, sondern aufgrund ihrer freundschaftlichen Bindung. Einige Mitglieder der Familie Kaulla, die Magdalena Kaulla nicht nur einmal bei dem Familientreffen in Hechingen traf, gehörten möglicherweise ebenfalls zu dieser Gruppe persönlicher Kontakte. Dem gegenüber stehen die Einträger, mit denen Magdalena Kaulla keine enge Freundschaft pflegte, sondern deren Namen sie aus Prestige Gründen in ihrem Stammbuch sammelte. Dazu gehörten mit Sicherheit die Verfasser der Einträge aus Augsburg, mit denen Magdalena Kaulla vermutlich nicht mehr als eine eintägige Bekanntschaft verband, und die aus der jüdischen Elite Augsburgs stammten. Zu der Gruppe repräsentativer Bekannter könnten ebenfalls einige Mitglieder der Familie Kaulla gehört haben, deren Bekanntschaft Magdalena Kaulla im Juni und Juli 1813 machte, und die sie aus Höflichkeit oder aus aufgrund ihrer Reputation um einen Eintrag bat. Die Mitglieder der Familie Kaulla sind wohl in beiden Gruppen, in der der persönlichen, als auch der der repräsentativen Kontakte zu verorten. Prinzipiell ist es jedoch schwierig, die beiden Kategorien der Kontakte dermaßen streng zu trennen. In vielen Fällen waren die persönlichen

Kontakte sicherlich ein Resultat wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Verbindungen. Umgekehrt ist durchaus möglich, dass eine wirtschaftliche Beziehung auf Basis der bereits bestehenden persönlichen Verbindung entstand. Trotz dieser Abgrenzungsschwierigkeiten soll im Folgenden der Fokus auf der Gruppe der repräsentativen Einträger liegen, aus deren Analyse sich auch Rückschlüsse auf das Beziehungsnetz der gesamten Familie ergeben.

Das Beziehungsnetz Magdalena Kaullas ist grundsätzlich regional geprägt. Alle erhaltenen Einträge stammen aus dem süddeutschen Raum, aus Hechingen, Stuttgart, Augsburg und München. Colmar, wo Therese von Burgberg 1818 ihren Eintrag verfasste, gehörte zwar in jener Zeit zu Frankreich, lag allerdings nur 170 Kilometer von Hechingen entfernt. Daher lässt sich die Verbindung zwischen Magdalena Kaulla und Therese von Burgberg eher durch die räumliche Nähe und ein damit verbundenes persönliches Treffen, als durch die Existenz eines europaweiten Beziehungsnetzes erklären. Aufgrund des wirtschaftlichen Erfolgs der Familie Kaulla – ihr Vermögen übertraf zeitweise das der Rothschilds¹¹³ – könnte man davon ausgehen, dass sie über europaweite Verbindungen verfügte. Es gibt mehrere Gründe, warum dies sich nicht im Stammbuch Magdalena Kaullas widerspiegelt. Als Frau verfügte Magdalena Kaulla hauptsächlich über ein auf den wirtschaftlichen Beziehungen ihrer Familie basierendes persönliches Beziehungsnetz. Die Geschäftspartner ihres Vaters und Mannes traf sie möglicherweise zu gesellschaftlichen Anlässen, an den Geschäftsreisen nahm sie aber wohl nicht teil. Gleiches galt vermutlich auch für die Ehefrauen der Geschäftspartner, sodass sich der internationale geschäftliche Kontakt der Ehemänner nicht auf der persönlichen Beziehungsebene ihrer Frauen widerspiegelte. Hinzu kommt, dass die Familie Kaulla zwar geschäftliche Kontakte ins Ausland pflegte, – Jakob Raphael Kaulla unternahm mehrere Geschäftsreisen nach Wien, Paris und London¹¹⁴ – sich aber hauptsächlich auf den strategischen Aufbau eines dominanten südwestdeutschen Beziehungsgefüges konzentrierte. Dabei profitierte die Familie ursprünglich von ihrer Nischenposition in Hechingen:

„Durch die landesständische Opposition an der Niederlassung in Stuttgart gehindert, bot Hechingen den Kaullas eine günstige Ausgangsbasis in territorialer Nähe zum größeren Württemberg. So wurden die Vorteile des Kleinterritoriums wie die Konkurrenzlosigkeit der Familie Kaulla am Hof und in der Gesellschaft, die informell-freundschaftlichen Beziehungen und die damit verbundene Förderung durch den Fürsten so lange genutzt, bis der Weg ins größere Territorium 1806 geebnet war.“¹¹⁵

Ähnlich verfuhr die Familie Kaulla auch am Stuttgarter Hof. Durch die Gründung und Finanzierung der Königlichen Württembergischen Hofbank schuf die Familie eine

¹¹³ Vgl. Schnee: *Hoffaktoren an süddeutschen Fürstenhöfen*, S. 153.

¹¹⁴ Vgl. Hebell: *Madame Kaulla und ihr Clan*, S. 340.

¹¹⁵ Ebd. S. 342.

untrennbare Verbindung zum württembergischen Hof und wurde somit zur einflussreichsten Hofjudenfamilie Württembergs. Eben weil sie sich auf ein begrenztes Gebiet beschränkte und die Konkurrenz mit europaweit agierenden deutschen Hoffaktoren mied, gelang der Familie Kaulla der Aufstieg zu einer der mächtigsten Hoffaktorenfamilien Südwestdeutschlands. Die wenigen Kontakte ins europäische Ausland waren vermutlich rein wirtschaftlicher Natur und sind deshalb in Magdalena Kaullas Stammbuch nicht vertreten.

Durch strategische Umzüge einzelner Familienmitglieder in fast alle Residenzstädte der süd- und westdeutschen Territorien schuf und sicherte die Familie Kaulla sich ein weit verzweigtes Beziehungsnetz, das sich über Stuttgart, Hechingen, Sigmaringen, Donaueschingen, Zweibrücken, Mannheim, Ansbach, Darmstadt, Hanau und sogar Wolfenbüttel, Braunschweig und Wien erstreckte.¹¹⁶ Gestützt wurde es vor allem durch strategische Heiraten innerhalb der eigenen Familie und mit anderen deutschen Hofjudenfamilien, darunter die Hoffaktorenfamilien Binge, Kusel, von Hirsch, Pappenheimer, Biedermann, Königswarter, Herz, Wertheimer, Todesco, Samson, Beifuß, Benda, Heine, Hohenemser, Schnapper und Warburg.¹¹⁷ Entscheidend bei den Hochzeiten waren die finanzielle und gesellschaftliche Stellung der Familien, sowie deren hojüdisches Beziehungsnetz, das stets geprägt war durch eine Kombination geschäftlicher und verwandtschaftlicher Beziehungen. Denn in der Regel wurden geschäftliche Belange innerhalb des verwandtschaftlichen Netzes gelöst, indem Aufträge oder Zwischenhändlerposten an Familienmitglieder oder deren Verwandte weitergegeben wurden. Geschäftliches war untrennbar mit der Familie verbunden. Somit entstand ein Beziehungsnetz, das Geschäfts- und Verwandtschaftsbeziehungen gleichzeitig umfasste. Die Reichweite und Dichte dieses Netzwerkes wurde zum „Indikator für die Stellung in der jüdischen Gesellschaftshierarchie“.¹¹⁸ Eine Hochzeit im hojüdischen Milieu diente deshalb der Erweiterung und Stabilisierung des Beziehungsnetzes. Zugleich stellte sie aber auch eine Form der wirtschaftlichen Absicherung und Expansion dar:

„Marriage strategy served as a means of enlarging a firm’s economic base in two ways. Through the marriage contract, the court factor was able to increase the cash capital and reserves available to him: if both sides were from Court Jew families, their marriage meant an expansion of both the family network and the economic one, thereby creating prospects for an increased volume of business.“¹¹⁹

Wenn man sich vor Augen führt, welche Signifikanz das Beziehungsnetz innerhalb des hojüdischen Milieus einnahm, rückt dies auch den Stellenwert von Magdalena

¹¹⁶ Vgl. Schnee: *Die Hoffaktoren-Familie Kaulla an süddeutschen Fürstenhöfen*, S. 251 und S. 263.

¹¹⁷ Vgl. ebd. S. 263 sowie Katz: *Die erste Unternehmerin Süddeutschlands*, S. 130.

¹¹⁸ Ries: *Hofjuden – Funktionsträger des absolutistischen Territorialstaats*, S. 18.

¹¹⁹ Graetz: *Court Jews in Economics and Politics*, S. 38.

Kaullas Stammbuch in ein anderes Licht. Es war neben einem Überblick ihrer persönlichen Kontakte in München eine Karte des hofjüdischen Beziehungsnetzes der Familie Kaulla. Sicher, als Frau verfügte sie über ein begrenzteres Beziehungsnetz als die wirtschaftlich aktiven Männer der Familie Kaulla, dennoch lassen sich auch in ihrem weiblichen Beziehungsnetz hofjüdische Strukturen erkennen, wie etwa die Einträge aus Augsburg verdeutlichen. Sie sind gewissermaßen eine Liste der Augsburger Hofjüdischaft, zu der Magdalena Kaulla nur durch ihre Stellung als Glied in ihrem hofjüdischen Beziehungsgefüge Zugang hatte. Auch über die familiären Kontakte lässt sich anhand des Stammbuchs eine Aussage machen. Das verwandtschaftliche Netz scheint trotz der räumlichen Entfernung, die um 1800 noch mühevoll überwunden werden musste, sehr eng gewesen zu sein. Denn im Juni 1813 kamen, wie das Stammbuch offenbart, Familienmitglieder aus Hanau, Hechingen, München, Stuttgart und Darmstadt in Hechingen zusammen. Das Familiennetz wurde also gezielt gepflegt, um trotz großer Distanzen bestehen zu können. Ein Aspekt dieser Pflege waren sicherlich wiederum die strategischen Hochzeiten innerhalb der Familie. So finden sich in Magdalena Kaullas Stammbuch ein Eintrag ihres späteren Ehemanns Salomon Hirsch Kaulla und Einträge der späteren Ehepartner Salomon Jakob Kaulla und (Magdalena) Mamie Kaulla. Da Magdalena, Salomon Hirsch, Salomon Jakob und (Magdalena) Mamie Kaulla bereits vor ihrer Hochzeit Teil des Beziehungsnetzes der Familie Kaulla waren, hing ihre Heirat wohl weniger mit den Einträgen in Magdalena Kaullas Stammbuch, sondern vermutlich vielmehr mit dem Familientreffen in Hechingen 1813 zusammen.

Verbunden mit den Heiraten waren natürlich zahlreiche Umzüge und damit ein hohes Maß an Mobilität. Diese resultierten auch aus der Abhängigkeit der Hofjuden von den Fürsten. Wurde ein Hofjudenpatent etwa nicht verlängert, erfolgte der Umzug an einen anderen Hof, der ein Hofjudenpatent zur Verfügung stellte. Daneben mochte die strategische Pflege des geschäftlich-verwandtschaftlichen Beziehungsnetzes einen Umzug erforderlich machen. Neben ihrer Mobilität verschaffte ihre geschäftliche Infrastruktur den Hofjuden einen entscheidenden Vorteil gegenüber den christlichen Kaufleuten:

„Das überwiegend verwandtschaftliche, durch Geschäftsbeziehungen verdichtete Netzwerk dieser Elite lieferte den Hofjuden den entscheidenden Organisationsvorteil, der sie neben ihrer Erpressbarkeit und fehlenden Einbindung in die Strukturen der ständischen Gesellschaft im Vergleich zur christlichen Konkurrenz effizienter und damit für die Fürsten interessanter machte.“¹²⁰

So erfolgreich die großen Hoffaktoren des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts auch waren, so viele Fürsten und Könige sie auch belieferten, so war ihre Stellung doch stets ein widerrufbares Privileg. Von bürgerlicher Gleichstellung und jüdischer Emanzipation kann deshalb nur schwerlich die Rede sein.

¹²⁰ Ries: *Hofjuden als Vorreiter?*, S. 33.

5. Die Rolle der Hofjuden als Vorreiter der jüdischen Emanzipation

Lange wurde in der Forschung davon ausgegangen, dass die Sonderstellung der Hofjuden innerhalb der christlichen Gesellschaft gleichzeitig eine Ausgrenzung aus der jüdischen Gemeinde bedeutete, Privilegien seien quasi gegen die jüdische Identität ausgetauscht worden. Hofjuden, so die frühe Forschung, würden ihre rechtliche Ungleichstellung „durch Beziehungen zum landesfürstlichen Hof ausgleichen, freilich um den Preis einer Ausgliederung aus dem tradierten Gemeindeverband und einer „Privatisierung“ der religiösen Praxis“.¹²¹ Dadurch seien sie am Emanzipationsprozess der gesamten Judenschaft nicht beteiligt gewesen.¹²² Oftmals wurde der prunkvolle Lebensstil als Indiz für die Akkulturation und nachlassende Identifikation mit dem jüdischen Erbe aufgeführt. In der heutigen Forschung wird die Frage nach der Rolle der Hofjuden in der jüdischen Emanzipation differenzierter betrachtet. Fest steht, die Hofjuden waren keine glühenden Kämpfer der gesamtjüdischen Emanzipation, sie setzten sich bei den Fürsten selten direkt für eine rechtliche Gleichstellung aller Juden ein. In Augsburg etwa versuchten sie sogar eine Erweiterung der Matrikelnummern zu verhindern, um die Privilegien auf eine möglichst kleine Gruppe zu beschränken.¹²³ Auch sie selbst waren nicht rechtlich gleichgestellt, sondern auf die widerrufbaren Privilegien und die Gunst der Fürsten angewiesen, und wurden in der christlichen Gesellschaft nicht als ebenbürtig anerkannt. Die Einbindung in das christliche Leben war „funktional, vollzog sich also lediglich auf der praktischen und pragmatischen Ebene. Das gesellschaftliche Ideal war das der Segregation“.¹²⁴ Durch ihr Engagement an den Fürstenhöfen befanden sich die Hoffaktoren in einer „labilen Zwischenwelt“¹²⁵ zwischen Hof und jüdischer Gemeinde. Die Tätigkeiten am Hof deuten allerdings nicht zwangsweise auf eine Entfremdung von der Gemeinde hin. Im Gegenteil, viele Hofjuden nutzten ihre Privilegien, um sich für ihre Gemeinde einzusetzen:

„Viele Hoffaktoren haben im Zuge aktiver *Schtadlanut* (Fürsprache) die Lebensbedingungen von Juden aktiv verbessern können, indem sie zunächst die Erlaubnis zur Ansiedlung wie auch zur Gründung von Gemeinden erlangten,

¹²¹ Battenberg: *Hofjuden in Residenzstädten der Frühen Neuzeit*, S. 307.

¹²² Vgl. Stefan Ehrenpreis: *Jüdische Hoffaktoren in Franken – Wegbereiter der Emanzipation?*, in: Andrea M. Kluxen/Julia Krieger/Bezirk Mittelfranken (Hrsg.): *Judentum und Aufklärung in Franken*, (Franconia Judaica, Bd. 5), Würzburg, 2011, S. 27–41, hier S. 27–30.

¹²³ Vgl. Fassl: *Die wirtschaftliche und soziale Stellung der Juden in Augsburg*, S. 132.

¹²⁴ Eva Grabherr: *Hofjuden auf dem Lande und das Projekt der Moderne*, in: Rotraud Ries/Friedrich J. Battenberg: *Hofjuden – Ökonomie und Interkulturalität. Die jüdische Wirtschaftselite im 18. Jahrhundert*, (Hamburger Beiträge zu Geschichte der deutschen Juden, Bd. 25), Hamburg 2002, S. 209–229, hier S. 209.

¹²⁵ Battenberg: *Hofjuden in den Residenzstädten der Frühen Neuzeit*, S. 299.

sodann für deren Ausbau (Synagogen, Friedhöfe) und Ausstattung sorgten und weitere Institutionen wie etwas Lehrhäuser stifteten.¹²⁶

Dies gilt vor allem für die Hofjuden in Süddeutschland, die verglichen mit den Hoffaktoren in Norddeutschland erst relativ spät, etwa ab 1800, an den Höfen aktiv wurden. Auch die Familie Kaulla war maßgeblich an der Gründung der Gemeinden in Hechingen, Stuttgart und München beteiligt, indem sie etwa wie Raphael Kaulla in München Räumlichkeiten für die Betstube zur Verfügung stellte, oder wie Karoline und Jakob Raphael Kaulla in Hechingen ein Lehrhaus errichten ließen. Die Fürsprache für die Interessen der Juden war allerdings auf aktuelle Probleme begrenzt, für den Kampf um die politische Gleichstellung der Juden nutzten die süddeutschen Hofjuden ihre Sonderstellung am Hof nicht.

Anhand der heutigen Forschungslage kann man nicht mehr von einer Akkulturation der Hofjuden mit gleichzeitiger Ausgrenzung aus der jüdischen Gemeinde sprechen. Durch die Unterstützung ihrer Gemeinden wirkten die Hofjuden vor allem im Süden Deutschlands vielmehr traditionsstabilisierend und waren eng mit dem Judentum verbunden:

„Die Aufsteiger, v. a. dem geschäftlichen Aufstieg und der eigenen rechtlichen Absicherung verschrieben, standen als gefestigte Persönlichkeiten in der traditionellen jüdischen Kultur, in der sie aufgewachsen waren. Wenn sie Elemente aus der Kultur des Umfeldes übernahmen – und dies konnte erstaunlich weit gehen – hatte dies keine wesentlichen Einflüsse auf ihre Identität. Sie widmeten sich der Judenschaft in der Weise, wie es für die Oberschicht üblich war, und wirkten damit v.a. traditionsstabilisierend.“¹²⁷

Auch der aristokratische Lebensstil der Hoffaktoren in den Residenzstädten gilt in der heutigen Forschung nicht mehr zwangsweise als Indiz für eine Akkulturation und Säkularisation. Rotraud Ries spricht von einer „zeitgemäßen[n]‘ Modernisierung“¹²⁸ der Tradition. Die Übernahme von Elementen der christlichen Kultur und der Bau prunkvoller Häuser bedeuteten nicht automatisch, dass jüdische Werte ersetzt wurden. Stattdessen kam es zu einer Vermischung des luxuriösen Lebenswandels mit der jüdischen Kultur.¹²⁹

In Anbetracht der Verschmelzung jüdischer Tradition und christlich-aristokratischer Lebensweise ist es auch nicht verwunderlich, dass die Töchter der Hofjuden sich an der Stammbuchsitte beteiligten. Ursprünglich ein unter den protestantischen Studenten verbreiteter Brauch, war das Stammbuch bereits im 17. und 18. Jahrhundert aus diesem Kontext gelöst und zu einem konfessionsübergreifenden Mittel des Freundschaftskults unter jungen Menschen der Oberschicht geworden. Im Zuge des-

¹²⁶ Ries: *Butterlieferant oder Geheimer Finanzienrat*, S. 86.

¹²⁷ Ries: *Hofjuden – Funktionsträger des absolutistischen Territorialstaats*, S. 22f.

¹²⁸ Ries: *Hofjuden als Vorreiter?*, S. 62.

¹²⁹ Vgl. Ries: *Butterlieferant oder Geheimer Finanzienrat*, S. 87f.

sen wurde die Sitte auch von jungen Frauen und Männern der jüdischen Wirtschaftselite übernommen. Magdalena Kaullas Stammbuch ist nicht das einzige Beispiel. Auch die Tochter des erfolgreichen Berliner Hoffaktors Daniel Itzig, Rebecca Itzig führte Ende des 18. Jahrhunderts ein Album amicorum. Ebenso wie eine ihrer Verwandten, Brunette Oppenheim, die ihr Liber Amicorum etwa 1790 während ihrer Reisen mit sich führte.¹³⁰ Stammbücher aus dem hofjüdischen Milieu waren demnach keine absolute Seltenheit und auch darin spiegelt sich die Verschmelzung christlicher und jüdischer Kultur wieder, die für die Hofjuden des 18. und 19. Jahrhunderts charakteristisch war. Durch die Annäherung der Hofjuden an christliche Werte gelangten sie Schritt für Schritt auch zu einer stärkeren Akzeptanz durch die christliche Oberschicht, denn „die parallele Nutzung des gleichen Symbolsystems durch reiche Hofjuden und die christliche Oberschicht [machte] Erstere allmählich gesellschaftlich akzeptabel und verhalf ihnen zu einem gewissen Sozialkapital in der Gesamtgesellschaft.“¹³¹ Somit legten die Hofjuden durch ihre Bindung an die christlichen Fürsten und die damit einhergehende Annäherung an die christliche Kultur den Grundstein der jüdischen Emanzipation. Die Hoffaktoren arbeiteten nicht gezielt auf die politische Gleichstellung der Juden hin, sie war vielmehr ein Nebenprodukt ihres wirtschaftlichen Erfolgs und der darauf folgenden zunehmenden Akkulturation. Voraussetzung für die jüdische Emanzipation war allerdings nicht nur die Öffnung der christlichen Gesellschaft gegenüber den Juden, sondern ebenso die Bereitschaft der jüdischen Gemeinden, sich zu akkulturieren. Auch dies war ein Verdienst der Hofjudenschaft, die somit als Vorbereiter der innerjüdischen Aufklärung fungierten:

„Court Jews exerted a decisive influence on the secularization and gradual opening up of the Jewish society to the outside world. The court factors' integration into the processes of modern statehood contributed to these developments. Close contracts with absolute rulers and their civil servants dictated an openness to the outside world, confronting these Jews with the problems of acculturation long before the realization of legal equality. Their activities and mentalities facilitated and accelerated the appearance of those who championed a Jewish Enlightenment movement.“¹³²

Von einer aktiven Vorbereitung der jüdischen Emanzipation durch die Hofjuden kann nicht die Rede sein. Schließlich waren die durch Fürsten gewährten Privilegien jederzeit aufhebbar und galten für eine sehr begrenzte, wohlhabende Gruppe der jüdischen Gesellschaft. Außerdem setzten die Hoffaktoren ihre Beziehungen zu ihren Fürsten

¹³⁰ Zu den beiden Stammbüchern von Rebecca Itzig und Brunette Oppenheim vgl. Vivian B. Mann/Richard I. Cohen: *From Court Jews to the Rothschilds. Art, Patronage and Power 1600–1800*, München/New York, 1996, S. 179, sowie Steven M. Lowenstein: *The Berlin Jewish Community. Enlightenment, Family, and Crisis, 1770–1830*, New York/Oxford 1994, S. 49 und S. 213 Nr. 43.

¹³¹ Ries: *Hofjuden – Funktionsträger des absolutistischen Territorialstaats*, S. 25.

¹³² Graetz: *Court Jews in Economics and Politics*, S. 43.

nicht dafür ein, eine rechtliche Gleichstellung der Gesamtjüdischaft auszuhandeln. Dennoch waren sie in passiver Weise an der Vorbereitung der jüdischen Emanzipation beteiligt. Zum einen setzten sie ihre Privilegien und ihre finanziellen Mittel zur Stärkung ihrer Gemeinden ein. Sie stießen außerdem innerhalb der jüdischen Gemeinschaft einen Mentalitätswandel an, der eine Öffnung in Richtung der christlichen Kultur bewirkte. Durch die Einbeziehung jüdischer Kleinhändler in die Geschäfte mit den Fürsten legten sie den Grundstein für eine breite jüdische Mittelschicht, die im 19. Jahrhundert im Bürgertum aufging. Und sie bewirkten eine Öffnung der christlichen Gesellschaft gegenüber dieser jüdischen Mittelschicht. Auch wenn sie die Emanzipation der nichtprivilegierten Juden nicht gezielt vorantrieben, legten die Hofjuden doch mit ihrem wirtschaftlichen Erfolg und ihrer Traditionsverbundenheit den Grundstein für eine Öffnung der christlichen und der jüdischen Mentalität, die später in der jüdischen Emanzipation enden sollte. Erst im Zuge der Reichsgründung 1871 erhielten die Juden schließlich formal volle rechtliche Gleichstellung. So prägten die Hofjuden „die jüdischen Gemeinschaften wohl weniger durch ihren außergewöhnlichen Lebenswandel, sondern durch die Eröffnung ökonomisch-sozialer Beziehungsmöglichkeiten mit der Mehrheitsgesellschaft für eine große Gruppe der jüdischen Mittelschicht“.¹³³

6. Schlussbemerkung: Fazit und Ausblick auf weitere Forschungsansätze

Die Auseinandersetzung mit Magdalena Kaullas Stammbuch aus familien- und kulturgeschichtlicher Perspektive führt zu einer Vielzahl von Ergebnissen und Schlussfolgerungen. Auf familiengeschichtlicher Ebene gelang es, Magdalena Kaulla als Besitzerin des Stammbuchs zu identifizieren – obwohl an dieser Stelle erneut betont werden soll, dass die Besitzumstände aufgrund der fehlenden Namensbeschriftung wohl niemals endgültig geklärt werden können. Die in Kapitel 2.3 dargelegten Gründe sprechen aber für Magdalena Kaulla, die Tochter Raphael Kaullas aus München, als Besitzerin des Stammbuchs. Im Rahmen der Arbeit wurden die verschiedenen genealogischen Darstellungen zur Familie Kaulla in der Sekundärliteratur zu einer großen Stammtafel zusammengeführt und durch Archiv- und Internetrecherchen ergänzt. Das Ergebnis ist eine mehr als 180 Personen umfassende Stammtafel,¹³⁴ die aufgrund der verwendeten widersprüchlichen Darstellungen leider nur eine Annäherung sein kann.

Im Anschluss an die familiengeschichtliche Rekonstruktion der Besitzerin folgte die kulturhistorische Untersuchung des Stammbuchs von Magdalena Kaulla. Dabei wurde deutlich, dass sich der Inskribentenkreis des Stammbuchs in zwei Kategorien unterteilen lässt: in die Gruppe persönlicher Kontakte, zu der vor allem Magda-

¹³³ Ehrenpreis: *Jüdische Hofaktoren in Franken*, S. 41.

¹³⁴ Vgl. Anhang 3.

lena Kaullas nicht-identifizierte Freunde aus München gehören, und in die Gruppe hofjüdischer Kontakte, die nur aufgrund der wirtschaftlichen Situation ihrer Familien entstanden und zu denen die Augsburger Inskribenten gehören. Jene hofjüdischen Kontakte sind es, die auch für die Untersuchung des Beziehungsnetzes der Familie Kaulla relevant sind. Aufgrund ihrer Stellung als Tochter und später Ehefrau bedeutender Münchner Hofjuden aus der Familie Kaulla sind Magdalena Kaullas Kontakte zu anderen Hofjuden durchaus repräsentativ für das Beziehungsnetz der Familie Kaulla. Natürlich verfügte sie als Frau über begrenztere Kommunikationsräume als die Männer ihrer Familie. Dass sie dennoch in Verbindung mit den Ehefrauen vieler wichtiger Hoffaktoren Süddeutschlands stand, zeigt, dass die Hofjudenfrauen basierend auf den geschäftlichen Beziehungen ihrer Ehemänner ein weibliches hofjüdisches Beziehungsnetz schufen. Dieses war der Zeit entsprechend auf den freundschaftsverherrlichenden Konventionen des Biedermeier aufgebaut. Mögen diese Kontakte auch nur von kurzer Dauer gewesen sein oder überhaupt erst durch den Freundschaftskult des 19. Jahrhunderts entstanden sein, so kann man die reale Begegnung der Frauen doch nicht leugnen. Aufgrund ihres hofjüdischen Hintergrunds und ihrer Funktion als einzelne Glieder in einem hofjüdischen Beziehungsnetz sind sie sich tatsächlich an einem Tag, in Augsburg war es der 29. April 1813, begegnet. Damit sagen die Verbindungen der Hofjudenfrauen auch viel über die Geschäftsbeziehungen ihrer Ehemänner aus und lassen Rückschlüsse auf das Beziehungsnetz der ganzen Familie zu.

Im Falle der Familie Kaulla zeigt Magdalena Kaullas Stammbuch, dass das Beziehungsgefüge der Familie, trotz ihrer deutschlandweit gesehen herausragenden finanziellen Stellung, stark regional geprägt war. In Kapitel 4 wird deutlich, dass dieses Ergebnis durchaus im Einklang mit der Forschungsliteratur zum Beziehungsnetz der Familie Kaulla steht. Die Familie baute gezielt ein auf die süd- und westdeutschen Gebiete konzentriertes System geschäftlicher Kontakte auf, in dem sie aufgrund ihrer finanziellen Stellung eine dominante Position einnahm. Erweitert und gestärkt wurde das System durch verschiedene hofjüdische Praktiken, wie strategische Hochzeiten mit Hofjudenfamilien und gezielte Umzüge in fast alle Residenzstädte in den Königreichen Bayern und Württemberg, sowie dem Großherzogtum Hessen. Durch diese Strategie umgingen die Kaullas die Konkurrenz der anderen großen deutschen Hoffaktoren bei europäischen Geschäften. Die Familie sicherte sich so ihre herausragende Rolle unter den deutschen Hofjuden. Trotz der strategischen Pflege des Beziehungsnetzes und den damit verbundenen Umzügen – so macht das Stammbuch Magdalena Kaullas deutlich – war das Familiengefüge sehr eng und wurde durch Hochzeiten der Familienmitglieder untereinander gestärkt.

Die Ergebnisse der Arbeit verdeutlichen zugleich, dass das Stammbuch Magdalena Kaullas im gegebenen Rahmen nur ansatzweise erforscht werden konnte. Neben der Untersuchung der Besitzumstände und des Beziehungsnetzes mussten viele weitere kulturhistorische Aspekte ausgeschlossen werden oder konnten nur unvollständig betrachtet. So müssen im Zuge weiterer Forschungen die nicht-identifizierten

Einträger ausfindig gemacht werden, um eine abschließende Aussage über das Beziehungsnetz Magdalena Kaullas und ihrer Familie machen zu können. Außerdem bietet sich ein Vergleich mit anderen Stammbüchern aus dem hofjüdischen Milieu an, etwa die bereits genannten Alben von Rebecca Itzig und Brunette Oppenheim. Die größte Forschungslücke, die sich im Verlauf dieser Arbeit offenbart hat, war allerdings die Forschung zu den Hofjudenfrauen. Sicher, Madame Kaulla ist ausgiebig erforscht worden, sie stellt als historische Akteurin aber keine repräsentative Hofjudenfrau dar. Wer bislang in der Forschung vernachlässigt wurde, sind die Ehefrauen und Töchter der großen Hofjuden, die in der Forschungsliteratur oftmals nur in Form einer Thematisierung der zeitgenössischen Gemälde, die die Hofjudenfrauen den Idealen der schönen Jüdin entsprechend abbilden, beachtet werden. Welche Funktion sie innerhalb der Familie einnahmen, wie ihr Alltag aussah, welche Geschlechterbilder die hofjüdische Ehe prägten, wurde bislang, sicherlich auch aufgrund der zugegeben großen Unterschiede zwischen den Hofjuden in den Residenzstädten und auf dem Land, kaum erforscht. Nicht nur dazu kann Magdalena Kaullas Stammbuch wichtige Denkanstöße geben.

Abkürzungsverzeichnis

StadtAA Stadtarchiv Augsburg
StadtAM Stadtarchiv München
StAM Staatsarchiv München

Quellenverzeichnis

Stammbuch Lenchen Kaullas (entstanden 1812–1823), in Privatbesitz von Maria Grauvogel, Ehekirchen-Ambach.

Stadtarchiv Augsburg

Matrikel und Ansässigmachung der Israeliten 1813–1814, in: StadtAA, Bestand 4 Nr. I 55.

Matrikel-Ansässigmachung der Israeliten 1815, in: StadtAA, Bestand 4 Nr. I 56.

Stadtarchiv München

Beschreibung der in München ansässigen Juden 1814, in: StadtAM, Einwohneramt 170/ 1. Kataster.

Beschreibung der in München ansässigen Juden 1826, in: StadtAM, Einwohneramt 170/2. Kataster.

Judenmatrikel gestellt bei der Königlichen Polizeidirektion in München 1815, in: StadtAM, Einwohneramt 136.

Staatsarchiv München

Sterberegister jüdische Gemeinde München, in: StAM, Kirchenbücher 16.

Literaturverzeichnis

Monographien

- Angermann, Gertrud: *Stammbücher und Poesiealben als Spiegel ihrer Zeit nach Quellen des 18.–20. Jahrhunderts aus Minden-Ravensberg*, (Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Bd. 20), Münster 1971.
- Gates, David: *The Napoleonic wars 1803–1815*, (Pimlico, Bd. 568), London 2003.
- Gleibs, Yvonne: *Juden im kulturellen und wissenschaftlichen Leben Münchens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, (Miscellanea Bavarica Monacensia, Bd. 76), München 1981.
- Göhmann-Lehmann, Christine: *„Freundschaft – ein Leben lang ...“*. Schriftliche Erinnerungskultur für Frauen, Cloppenburg 1994.
- Henning, Hans (Hrsg.): *Blätter der Erinnerung. Aus Stammbüchern von Frauen des 18. und 19. Jahrhunderts*, Leipzig 1988.
- Hohrath, Daniel/Rehm, Christof (Hrsg.): *Der Preis der neuen Kronen. Württemberg und Baden als Vasallen Napoleons: Der Rheinbund von 1806. Begleitband zur Sonderausstellung im Wehrgeschichtlichen Museum vom 20. Mai bis 29. Oktober 2006*, (Studiensammlung und Sonderausstellungen im Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt, Bd. 4), Rastatt 2006.
- Katz, Gabriele: *Die erste Unternehmerin Süddeutschlands und die reichste Frau ihrer Zeit. Madame Kaulla 1739–1806*, Filderstadt, 2006.
- Keil, Robert/Keil, Richard: *Die Deutschen Stammbücher des sechzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts*, Hildesheim 1975.
- Kilian, Hendrikje: *Die jüdische Gemeinde in München 1813–1871. Eine Großstadtgemeinde im Zeitalter der Emanzipation*, (Miscellanea Bavarica Monacensia, Bd. 145), München 1989.
- Loesch, Perk: *Der Freundschaft Denkmal. Stammbücher und Poesiealben aus fünf Jahrhunderten im Bestand der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden*, (Schriftenreihe der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Bd. 8), Dresden 2003.
- Lowenstein, Steven M.: *The Berlin Jewish Community. Enlightenment, Family, and Crisis, 1770–1830*, New York [u. a.] 1994.

- Patzer, Franz (Hrsg.): *Auf die Freundschaft windet Kränze. Wiener Stammbücher aus fünf Jahrhunderten*, (Wiener Stadt- und Landesbibliothek: Wechseiausstellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Bd. 209), Wien 1987.
- Schedlitz, Bernd: *Leffmann Behrens. Untersuchungen zum Hofjudentum im Zeitalter des Absolutismus*, (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 97), Hildesheim 1984.
- Schnabel, Werner Wilhelm: *Das Stammbuch. Konstitution und Geschichte einer texts-ortenbezogenen Sammelform bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts*, (Frühe Neuzeit, Bd. 78), Tübingen 2003.
- Schnee, Heinrich: *Die Hoffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus. Nach archivalischen Quellen, Bd. 3: Die Institution des Hoffaktorentums in den geistlichen Staaten Norddeutschlands an kleinen norddeutschen Fürstenhöfen, im System des absoluten Fürstenstaates*, Berlin 1955.
- Schnee, Heinrich: *Die Hoffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus. Nach archivalischen Quellen, Bd. 4: Hoffaktoren an süddeutschen Fürstenhöfen nebst Studien zur Geschichte des Hoffaktorentums in Deutschland*, Berlin 1963.
- Schwarz, Christiane: *Studien zur Stammbuchforschung in der Frühen Neuzeit. Gestaltung und Nutzung des Album amicorum am Beispiel eines Hofbeamten und Dichters, eines Politikers und eines Goldschmieds (etwa 1550 bis 1650)*, (Mikrokosmos. Beiträge zur Literaturwissenschaft und Bedeutungsforschung, Bd. 66), Frankfurt a. M. 2002.
- Stern, Selma/Sassenberg, Marina (Hrsg.): *Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus. Ein Beitrag zur europäischen Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert, (The Court Jew. A Contribution to the Period of Absolutism in Central Europe, 1950)*, (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, Bd. 64), London/Tübingen 2001.
- Waßmuth, Britta: *Im Spannungsfeld zwischen Hof, Stadt und Judengemeinde. Soziale Beziehungen und Mentalitätswandel der Hofjuden in der kurpfälzischen Residenzstadt Mannheim am Ausgang des Ancien Régime*, (Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim, Institut für Stadtgeschichte, Bd. 32), Ludwigshafen 2005.

Aufsätze

- Battenberg, Friedrich: *Hofjuden in Residenzstädten der Frühen Neuzeit*, in: Mayrhofer, Fritz (Hrsg.): *Juden in der Stadt*, (Beiträge zur Geschichte der Städte Europas, Bd. 15), Linz/Donau 1999, S. 297–325.
- Battenberg, Friedrich: *Die jüdische Wirtschaftselite der Hoffaktoren und Residenten im Zeitalter des Merkantilismus – ein europaweites System?*, in: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden*, 9. Jahrgang, Heft 1, Wien/Köln/Weimar 1999, S. 31–66.

- Ehrenpreis, Stefan: *Jüdische Hoffaktoren in Franken – Wegbereiter der Emanzipation?*, in: Kluxen, Andrea M./Krieger, Julia/Bezirk Mittelfranken (Hrsg.): *Judentum und Aufklärung in Franken*, (Franconia Judaica, Bd. 5), Würzburg 2011, S. 27–41.
- Fassl, Peter: *Die wirtschaftliche und soziale Stellung der Juden in Augsburg im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert*, in: ders. (Hrsg.): *Geschichte und Kultur der Juden in Schwaben. Wissenschaftliche Tagung der Heimatpflege des Bezirks Schwaben in Zusammenarbeit mit der Schwabenakademie Irsee*, (Irseer Schriften Bd. 2), Sigmaringen 1994, S. 129–146.
- Fechner, Jörg-Ulrich: *Stammbücher als kulturhistorische Quellen. Einführung und Umriß der Aufgaben*, in: ders. (Hrsg.): *Stammbücher als kulturhistorische Quellen*, (Wolfenbütteler Schriften, Bd. 11), München/Wolfenbüttel 1981, S. 7–21.
- Grabherr, Eva: *Hofjuden auf dem Lande und das Projekt der Moderne*, in: Ries, Rotraud/Battenberg, J. Friedrich: *Hofjuden – Ökonomie und Interkulturalität. Die jüdische Wirtschaftselite im 18. Jahrhundert*, (Hamburger Beiträge zu Geschichte der deutschen Juden, Bd. 25), Hamburg 2002, S. 209–229.
- Graetz, Michael: *Court Jews in Economics and Politics*, in: Mann, Vivian B./Cohen, Richard I.: *From Court Jews to the Rothschilds. Art, Partonage, and Power 1600–1800*, München/New York 1996, S. 27–43.
- Hebell, Kerstin: *Madame Kaulla und ihr Clan – Das Kleinterritorium als individuelle Nischen und ökonomisches Sprungbrett*, in: Ries, Rotraud/Battenberg, Friedrich J.: *Hofjuden – Ökonomie und Interkulturalität. Die jüdische Wirtschaftselite im 18. Jahrhundert*, (Hamburger Beiträge zu Geschichte der deutschen Juden, Bd. 25), Hamburg 2002, S. 332–348.
- Hecker, Rolf R. A./Mammen, Udo: *Stammbücher als Blätter der Freundschaft*, in: *Neuer Familienkundlicher Abend*, Bd. 4, Halberstadt 1996, S. 18–25.
- Hirsch, Hans K.: *Zur Situation der Juden in Augsburg während der Emanzipationszeit*, in: Kießling, Rolf (Hrsg.): *Judengemeinden in Schwaben im Kontext des Alten Reiches*, (Colloquia Augustana, Bd. 2), Berlin 1995, S. 306–323.
- Hirsch, Hans K.: *Juden in Augsburg*, in: Grünsteudel, Günther/Hägele, Günther/Frankenberger, Rudolf: *Augsburger Stadtlexikon*, Augsburg 1998, S. 135–145.
- Joisten-Pruschke, Anke: *Die Geschichte der Juden in Augsburg während der Emanzipationszeit 1750–1871*, in: Kießling, Rolf (Hrsg.): *Neue Forschungen zur Geschichte der Stadt Augsburg*, (Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens, Bd. 12), Augsburg 2011, S. 279–349.
- Kießling, Rolf: *Gab es einen pragmatischen Weg zur Emanzipation? Die jüdischen Gemeinden in Schwaben an der Schwelle zur Moderne*, in: Brenner, Michael/Ullmann, Sabine (Hrsg.): *Die Juden in Schwaben*, (Sonderausgabe der bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit), München 2013, S. 174–200.
- Kohring, Heinrich: *Die Inschriften der Kaulla-Grabdenkmäler auf dem jüdischen Friedhof in Hechingen. Text und Übersetzung sowie philologischer und inhaltlicher Kommentar*, in: *Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte*, Bd. 21, Sigmaringen 1985, S. 171–213.

- Ries, Rotraud: *Hofjudenfamilien unter dem Einfluß von Akkulturation und Assimilation*, in: Hödl, Sabine/Keil, Martha (Hrsg.): *Die jüdische Familie in Geschichte und Gegenwart*, Berlin/Bodenheim 1999, S. 79–105.
- Ries, Rotraud: *Hofjuden – Funktionsträger des absolutistischen Territorialstaates und Teil der jüdischen Gesellschaft. Eine einführende Positionsbestimmung*, in: Ries, Rotraud/Battenberg, J. Friedrich: *Hofjuden – Ökonomie und Interkulturalität. Die jüdische Wirtschaftselite im 18. Jahrhundert*, (Hamburger Beiträge zu Geschichte der deutschen Juden, Bd. 25), Hamburg 2002, S. 11–39.
- Ries, Rotraud: *Hofjuden als Vorreiter? Bedingungen und Kommunikationen, Gewinn und Verlust auf dem Weg in die Moderne*, in: Herzig, Arno (Hrsg.): *Judentum und Aufklärung. Jüdisches Selbstverständnis in der bürgerlichen Öffentlichkeit*, Göttingen 2002, S. 30–65.
- Ries, Rotraud: „Unter Königen erwarb sie sich einen großen Namen“: *Karriere und Nachruhm der Unternehmerin Madame Kaulla (1739–1809)*, in: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden*, 17. Jg./Heft 2, Tübingen 2009, S. 405–430.
- Ries, Rotraud: *Butterlieferant oder Geheimer Finanzienrat: Was Hofjuden konnten und was sie durften*, in: Gallé, Volker (Hrsg.): *Joseph Süß Oppenheimer – ein Justizmord. Historische Studien zur Situation der Juden im Südwesten und der Hofjuden im 18. Jahrhundert*, Worms 2010, S. 69–90.
- Schmierer, Wolfgang: *Karoline („Chaile“) Kaulla. 1739–1809*, in: Schumann, Hans (Hrsg.): *Baden-Württembergische Portraits. Gestalten aus dem 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1988, S. 30–34.
- Schmierer, Wolfgang: *Karoline (Chaile) Kaulla (1739–1809). Ein Weib, groß ihrem Volke, groß in ihrem Vaterland*, in: Knorr, Birgit/Wehling, Rosemarie (Hrsg.): *Frauen im deutschen Südwesten*, Stuttgart 1993, S. 279–285.
- Schnee, Heinrich: *Die Hoffaktoren-Familie Kaulla an süddeutschen Fürstenhöfen*, in: *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte*, Bd. 20, Stuttgart 1960, S. 238–267.
- Staudinger, Barbara: *Ungleichheit als Chance? Hoffjüdinnen als Kauffrauen*, in: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden*, 17. Jg./Heft 2, Tübingen 2009, S. 385–403.

Sammelbände

- Mann, Vivian B./Cohen Richard I.: *From Court Jews to the Rothschilds. Art, Patronage and Power 1600–1800*, München/New York 1996.

Internetquellen

- Georgii-Georgenau, Eberhard Emil von: *Biographisch-genealogische Blaetter aus und ueber Schwaben*, Stuttgart 1879, in: Internet Archive, <https://archive.org/details/Biographisch-genealogischeBlaetterAusUndUeberSchwaben>, <05.04.2014>.
- Hofmann, Rolf: *Court Jews of Southern Germany*, Version 06, in: Alemannia Judaica, <http://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20144/COURTJEWS.doc.>, <05.04.2014>.
- Hofmann, Rolf: *Family Sheet Court Jew Marx Pfeiffer of Weikersheim + Stuttgart*, Version 08, in: Alemannia Judaica, <http://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20144/FS-PFEIFFER-MARX.pdf.>, <05.04.2014>.
- Lemmel, Hans-Dietrich: *Louise Lämmel*, in: Das Lemmel-Archiv, <http://geneal.lemmel.at/Tus-3f.html>, <05.04.2014>.
- Lemmel, Hans-Dietrich: *Ritter v. Lämél aus Tuschkau in Bömen*, in: Das Lemmel-Archiv, <http://geneal.lemmel.at/Tus-2a.html>, <05.04.2014>.
- Schoenberg, Randy: *Magdalena Kaulla*, in: Geni, <http://www.geni.com/people/Magdalena-Kaulla/6000000015295666704>, <05.04.14>.
- Shenef, Yehuda: *Alphabetical Burial Register Jewish Cemetery Kriegshaber (Pfersee) in Augsburg*, in: Alemannia Judaica, <http://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20302/CEM-KRI-BURIAL-REGISTER-ALPHABETICAL.pdf>, <05.04.2014>.
- Shenef, Yehuda: *Jüdischer Friedhof Kriegshaber: Nicht die Zeit heilt Wunden, sondern Pflege*, in: Jüdisch historischer Verein Augsburg, <https://jhva.wordpress.com/2012/08/02/>, <05.04.2014>.

Anhang 1

Liste der Einträger des Stammbuchs von Magdalena Kaulla (1812–1823)*

SB Kaulla 01a/01b	Louise Chrétien	München	21. Nov.1813
SB Kaulla 02a/02b	Charlotta Friedl		
SB Kaulla 03	Salomon Jakob Kaulla (Cousin)	Hechingen	Juni 1813
SB Kaulla 05	Catrine Bloch		2. März 1814
SB Kaulla 06	Marie Magdelaine Imhoff		4. Mai 1814
SB Kaulla 07	Nanette Fouer		
SB Kaulla 08	Babette Obermayer	Augsburg	29. April 1813
SB Kaulla 09	Babette Levi	Augsburg	29. April 1813
SB Kaulla 10	Therese von Burgberg	Colmar	5. Juli 1818
SB Kaulla 11	Dorchen Wolf Kaulla (Cousine)	Stuttgart	13. Juli 1813
SB Kaulla 12	Mamie Meyer Kaulla de Hanau	Hechingen	28. Juni 1813
SB Kaulla 13	Nanette Marx	München	2. Mai 1812
SB Kaulla 14	Frédérique de Schleich	München	9. Juni 1813
SB Kaulla 15	Jeanette Mayer Kaulla	Hechingen	16. Juni 1813
SB Kaulla 16	Nanny Luber	München	18. August 1814

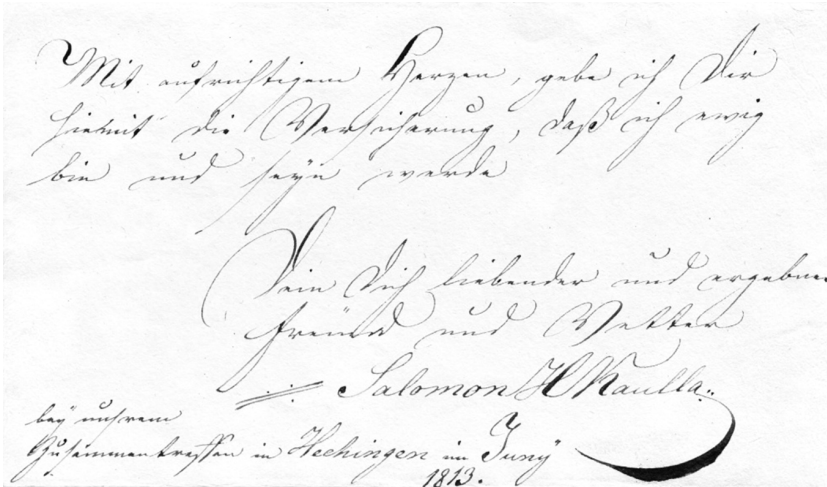
* Auflistung und Nummerierung in der heute vorliegenden Reihenfolge der losen Blätter von oben nach unten.

AUFsätze

SB Kaulla 17	Rebecka Breslau	München	18. April 1823
SB Kaulla 18	Arnold Marx	München	Dezember 1813
SB Kaulla 19	Isabelle Heymann	Auguste [sic]	29. April 1813
SB Kaulla 20	F. M.		
SB Kaulla 23	Rosi Weiller	Augsburg	29. April 1813
SB Kaulla 24	R. Friedel	München	6. April 1813
SB Kaulla 25/26	Marie Wolff		
SB Kaulla 27/28	Esther Mayer Kaula	Hechingen	3. Juli 1813
SB Kaulla 29	Karoline von Lämél	München	21. August 1823
SB Kaulla 30	Louise	München	8. Mai 1822
SB Kaulla 31	Regina Cronebald	München	11. April 1816
SB Kaulla 32	Graff Wittwe		
SB Kaulla 33	Isaac Kaula (Cousin)	Augsburg	12. April 1820
SB Kaulla 34	Catton de Linch		
SB Kaulla 35	David Süßmann		
SB Kaulla 36	Jeanette Maron	Augsburg	29. April 1819
SB Kaulla 37	Salomon H. Kaulla (Vetter)	Hechingen	Juni 1813
SB Kaulla 38	Anna v. Polsterer		

Anhang 2

Abbildungen und Transkription ausgewählter Einträge



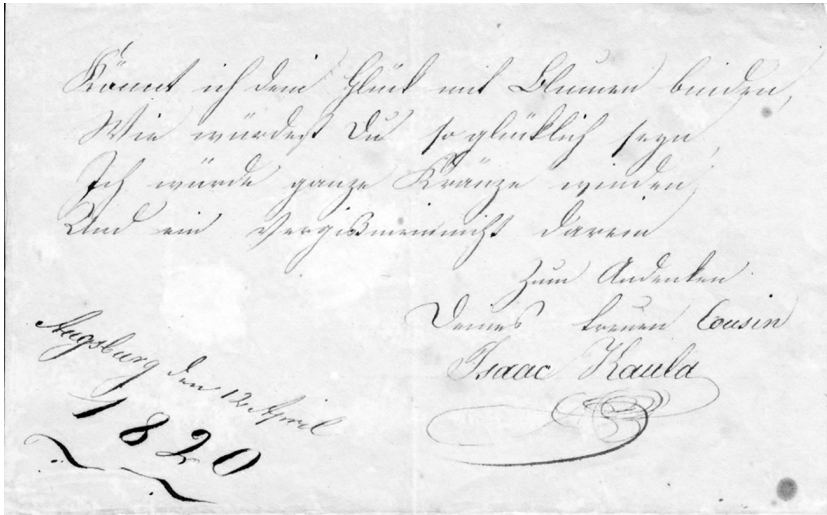
Mit aufrichtigem Herzen, gebe ich dir
hiermit die Versicherung, daß ich ewig
bin und seyn werde
Dein dich liebender und ergebenere
Freund und Vetter
Salomon H Kaulla
bey unserem
Zusammentreffen in Hechingen im Juny
1813



Aquarell: Landschaftsszene mit Burg auf einem Hügel im Hintergrund, vermutlich Südansicht des Schlosses Hohenzollern-Hechingen
Sued de Hohenzoller, M. K. pris l'an de 1813



Colorierte Zeichnung: Löwe mit Engel auf dem Rücken
quand ce Lion crierà ;
notre amitié dinira.
auguste le 29 avril
1813.
De votre cience amie
Isabelle Heyman



Könnt ich Glück mit Blumen binden,
 Wie würdest du so glücklich seyn,
 Ich würde ganze Kränze winden
 Und ein Vergißmeinnicht darein
 Zum Andenken
 deines treuen Cousin
 Isaac Kaula
 Augsburg den 12. April 1820

Anhang 3

Teilübersicht aus der Stammtafel der Hoffaktoren-Familie Kaulla (1713–1881)

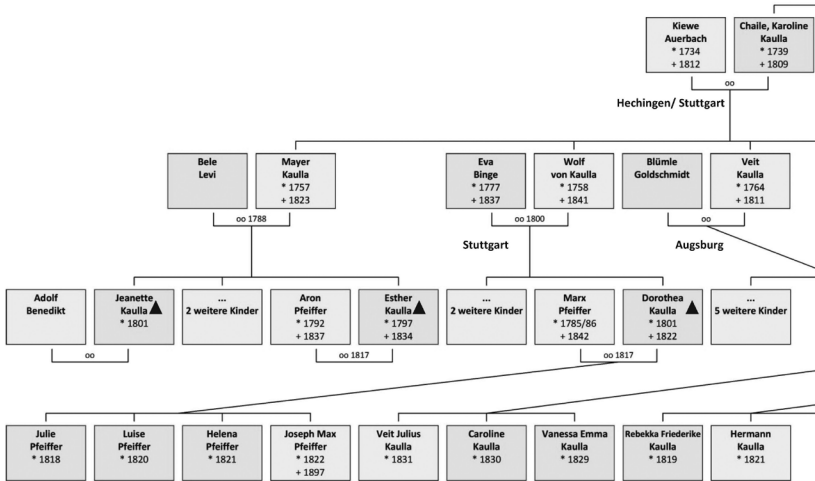
Aus Gründen der Übersichtlichkeit ist die auf den folgenden Seiten abgedruckte Stammtafel der Familie Kaulla in etwas reduzierter Form dargestellt. Sie wurde mit Hilfe folgender Sekundärtexte und Aktenbestände erstellt:

Archivakten: Matrikel und Ansässigmachung der Israeliten 1813–1814, in: StadtAA, Bestand 4 Nr. I 55; Matrikel-Ansässigmachung der Israeliten 1815, in: StadtAA, Bestand 4 Nr. I 56.; Beschreibung der in München ansässigen Juden 1814, in: StadtAM, Einwohneramt 170/ 1. Kataster; Beschreibung der in München ansässigen Juden 1826, in: StadtAM, Einwohneramt 170/ 2. Kataster; Judenmatrikel gestellt bei der Königlichen Polizeidirektion in München 1815, in: StadtAM, Einwohneramt 136; Sterberegister jüdische Gemeinde München, in: StAM, Kirchenbücher 16.

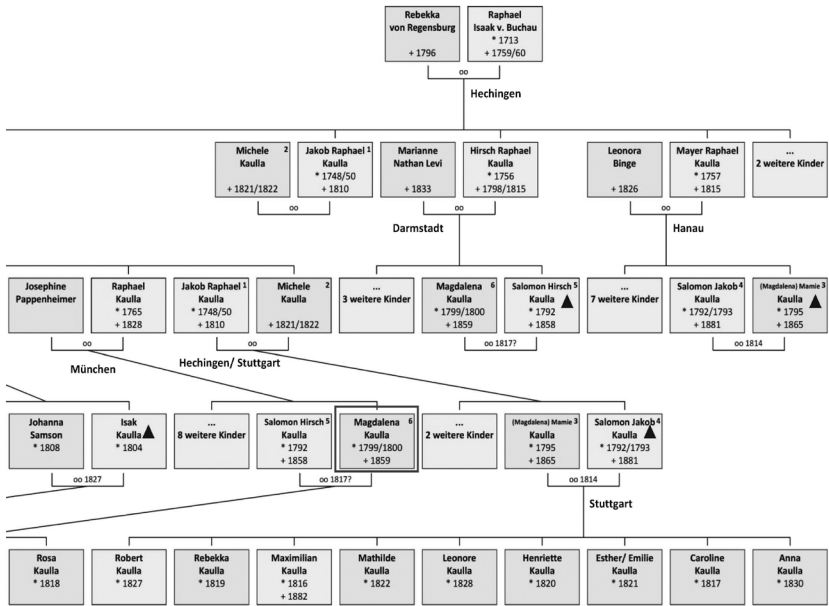
Sekundärliteratur: Flade, Roland: Die Würzburger Juden. Ihre Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Würzburg 1987, S. 122; Hirsch, Hans K.: Zur Situation der Juden in Augsburg während der Emanzipationszeit, in: Kießling, Rolf (Hrsg.): Judengemeinden in Schwaben im Kontext des Alten Reiches (Colloquia Augustana, Bd. 2), Berlin 1995, S. 306–323, hier S. 309ff.; Kohring, Heinrich: Die Inschriften der Kaulla-Grabdenkmäler auf dem jüdischen Friedhof in Hechingen, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 21 (1985), S. 171–213; Schnee, Heinrich: Die Hoffinanz und der moderne Staat, Berlin 1963, S. 171–175; Ders.: Die Hoffaktoren-Familie Kaulla an süddeutschen Fürstenhöfen, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 20 (1960), S. 238–267.

Internetquellen: Hahn, Joachim: Gravelist of Jewish Section of Hoppenau Cemetery in Stuttgart, in: Alemannia Judaica, http://www.alemannia-judaica.de/stuttgart_hoppenlaufriedhof_dok.htm#KAULLA%20Eva%20von; Georgii-Georgenau, Eberhard Emil von: Biographisch-genealogische Blaetter aus und ueber Schwaben, Stuttgart, 1879, in: Internet Archive, <https://archive.org/details/Biographisch-genealogischeBlaetter-AusUndUeberSchwaben>; Hofmann, Rolf: Court Jews of Southern Germany, Version 06, in: Alemannia Judaica, <http://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20144/COURTJEWS.doc>; Hofmann, Rolf: Family Sheet Court Jew Marx Pfeiffer of Weikersheim + Stuttgart, Version 08, in: Alemannia Judaica, <http://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20144/FS-PFEIFFER-MARX.pdf>; Schoenberg, Randy: Magdalena Kaulla, in: Geni, <http://www.geni.com/people/Magdalena-Kaulla/6000000015295666704,<05.04.14>>.

AUFSÄTZE



DAS BEZIEHUNGSNETZ DER WÜRTTEMBERGISCHEN HOFJUDENFAMILIE KAULLA



Christian Thomasius zwischen Staatsräson, Individualinteresse und erneuerter Normativität. Ein Diskussionsbeitrag

WOLFGANG E. J. WEBER

1. Einleitung

Um die Transfer- und/oder Innovationsleistung eines Denkers adäquat bestimmen zu können, bedarf es der hinreichenden Rekonstruktion des zeitgenössischen Diskurses, aus dessen Rezeption heraus der betreffende Denker seine eigenen Vorstellungen entwickelt hat. Bei dieser Analyse ist auch zu berücksichtigen, dass wir es üblicherweise mit unterschiedlichen Schichten zu tun haben, aus denen sich die gesuchten Diskurse zusammensetzen, nämlich Schichten, die ein wechselndes Niveau zwischen hoher Theorie und Empirie abdecken. Zu erforschen ist also ebenfalls, auf welche dieser Schichten der jeweils unter die Lupe genommene Denker zugriff und welche er ignorierte.¹

Bei Christian Thomasius (1655–1728), dem angeblichen „deutschen Gelehrte[n] ohne Misere“, ist diese Problemperspektive, wenn ich richtig sehe, bisher nur in Gestalt allgemeiner Rezeptionshorizonte und verschiedener themenspezifischer Intertextualitätsanalysen aufgegriffen und bedient worden. Dazu zählt zumindest ansatzweise durchaus auch die Debatte um Machiavellismus und Staatsräson, allerdings fast durchweg zusammengefasst und verdünnt im Konzept der Klugheit, das die Sprengkraft der Herausforderung kaum mehr erkennen lässt.² Insbesondere die weniger theoretisch-philosophischen, sondern allgemeineren gesellschaftlich-kulturellen und empirienahen Dimensionen des Machiavellismus- und Staatsräsondiskurses scheinen mir jedoch noch nicht entschieden genug einbezogen. Dies, obwohl um 1700 gerade im

¹ Der Beitrag bietet den durchgesehenen und um die wichtigsten Anmerkungen ergänzten Text eines in Halle/Saale 2014 gehaltenen Vortrages.

² Bloch 1968. Vgl. immer noch grundlegend die entsprechenden Passagen bei Schneiders 1989, Lutterbeck 2002 und Scholz 2002 sowie im Kontext der Klugheitsgeschichte Scattola 2003, besonders S. 473–485, sowie Scattola 1997; zusammenfassend jetzt Hammerstein 2011. Eine Ausnahme bildet Renzikowski 2006, allerdings unter der Sonderperspektive des Notstands und insgesamt viel zu eng juristisch ansetzend; offenkundig noch nicht wirklich analysiert ist der Sammelband Thomasius [1693], den ich mir demnächst vornehmen möchte. Zur Geschichte der Staatsräson und des Individualinteresses vgl. demnächst Weber 2016.

protestantisch-deutschen Bereich diese Debatte – im Gegensatz zu anderen deutschen Regionen und Diskursfeldern – noch keineswegs im Auslaufen begriffen war, sondern im Gegenteil neue Verdichtungen und Zuspitzungen erfuhr.³ Mein kurzer, sozusagen als Zwischenruf zu verstehender Beitrag siedelt sich an dieser Stelle an. Er möchte zunächst einen exemplarischen Traktat aus der reichen, meist von protestantischen Pastoren getragenen, empirienahen allgemeineren zeitgenössischen Machiavellismus- bzw. Staatsräson-Debatte vorstellen. Anschließend richtet er den Blick auf zwei grundsätzlich ernst gemeinte, wiewohl satirisch-kritisch verkleidete und dadurch entschärfte Anwendungen machiavellistisch-staatsräsonaler Elemente, nämlich auf zeitgenössisch mächtig aufstrebende Professionen, die Rechtsanwälte und den Arzt. Am Ende steht ein knappes Fazit.

2. Eine Spiegelung alltäglicher machiavellistisch-staatsräsonaler Praxis: Johann Georg Schiebels *Teuffelischer Dreyzanck* (1678)

Der Umfang der Staatsräson- und Machiavellismus-Publizistik im ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhundert in Deutschland ist trotz einiger jüngerer Dokumentations- und Forschungsbemühungen bisher noch nicht genau bezifferbar.⁴ Dieser Tatbestand hat auch damit zu tun, dass sich das Hauptforschungsinteresse nach wie vor auf die Frühzeit der Debatte, also deren um 1550 beginnendes erstes Säkulum, richtet. In dieser Phase, so wird angenommen, seien alle wesentlichen Fragen formuliert und beantwortet worden. Was danach folgte, erscheint damit als letztlich wenig interessanter Nachklang. Tatsächlich ist eher davon auszugehen, dass sich der Diskurs von der hohen theoretischen Ebene eben näher an die Empirie verlagerte. Nicht mehr abstrakte Grundfragen, sondern lebensweltlich-praktische Konsequenzen und Phänomene wurden mithin diskutiert, sei es in normativer, also zumeist anklagend-kritischer bis warnend-belehrender Perspektive, oder auch – wiewohl weniger häufig – deskriptiv und affirmativ, dann aber gerne in satirischer Verkleidung.

Die 80-seitige Abhandlung des Magisters Johann Georg Schiebel *Teuffelischer Dreyzanck/ Das ist Drey Vom Teuffel entsprungene und der heutigen Welt auffgedrungene S*, die 1678 in Dresden veröffentlicht wurde,⁵ führt grundsätzlich das bereits vor

³ Siehe dazu unten Kapitel 2.

⁴ Jüngst und umfassend *Zwierlein* 2011, S. 903–951; davor *Scattola* 2010, S. 131–162 (plus weitere Beiträge dieses Sammelbandes); ferner *Nitschke* 2004, S. 61–82. Der Aspekt der Ökonomie ist in diesen Beiträgen nicht ausgeführt oder auch nur thematisiert.

⁵ Gedruckt durch den kurfürstlich-sächsischen Hofdrucker Melchior Berg, verlegt durch Martin Gabriel Hübner; jetzt auch digital verfügbar unter [http://dfg-viewer.de/show/?set\[mets\]=http%3A//digitale.bibliothek.uni-halle.de%2Foai%2F%3Fverb%3DGetRecord%26metadataPrefix%3Dmets%26identifer%3D94923](http://dfg-viewer.de/show/?set[mets]=http%3A//digitale.bibliothek.uni-halle.de%2Foai%2F%3Fverb%3DGetRecord%26metadataPrefix%3Dmets%26identifer%3D94923).

1550 entstandene Genre der protestantischen Staatsräson- bzw. Machiavellismus-Entlarvungs- und Warnschriften fort. Aus der Feder des 1656 bis 1684 nachweisbaren Autors sind noch weitere belehrende bis fromme, an ein allgemeineres, aber um Bildung bemühtes Lesepublikum bis hin zu Kindern gerichtete Schriften hervorgegangen.⁶ Der Sohn eines kurprinzlich-sächsischen Tafel- und Hofkammerbedienten bestritt seinen Lebensunterhalt außer aus einer Kantoren- und Lehrertätigkeit für die unteren Klassen (als sogenannter Ludimoderator) in Radeburg damit auch aus der Schriftstellerei. Wir haben mithin einen Angehörigen des unteren Segments der sächsischen Pastoren- und Beamtenelite vor uns, dessen Eifer auch instrumentell, als Ausweis der Elitenzugehörigkeit und Vehikel weiteren Aufstiegs in dieser Elite, zu verstehen ist.⁷

Schiebel widmet seine Ausführungen zwei ihm verbundenen Pastoren sowie seinem leiblichen Erzeuger, die er alle drei mit wohl gesetzten Dankesworten als Väter bezeichnet. Seine Einleitung richtet er „An den Teutschen/ und nach Standes-Gebühr Hochgeehrten Leser“, wodurch deutlich wird, dass er dem nach dem Dreißigjährigen Krieg im protestantischen Bereich üblich gewordenen deutschen Patriotismus huldigt und auf peinliche Achtung und Bekräftigung der ständischen Gesellschaft seiner Zeit bedacht ist. In Rekurs auf die Bibel, antike Autoren und bedeutende Vertreter der *Fruchtbringenden Gesellschaft*, was unzweifelhaft auch seinen hohen Bildungsstand ausweisen soll, versucht er zunächst weitschweifig, aber nicht unkritisch, die Zahl Drei bzw. dreifache oder -gliedrige Phänomene der Werte- und Lebenswelt als besonders bedeutsam oder zumindest spezifisch merkfähig auszuweisen. Unter den zahlreichen Belegen, die er anführt, treten dann antipäpstliche, auslandskritische, hof- bzw. höfings- sowie politikerkritische Beispiele in den Vordergrund. Als Politiker (Politici) gelten ihm erwartungsgemäß einerseits die mit der weltlichen Herrschaft befassten Personen, andererseits bereits alle lediglich auf ihr weltliches Wohlergehen bedachten anpasserischen Individuen, die Weltmänner. Um ein Beispiel zu nennen: „Drey S. sind heut zu Tage die meiste Unterredung/ wenn unsere Politici (auch wohl in der Kirche) zusammen kommen/ als Sauffen/ Schlagen/ Schiessen.“⁸

An dieser Stelle wird ausdrücklich das Hauptthema der Abhandlung angelagert: „Nun hier bekommt der geehrte Leser auch drey sonderbahre S. indem gegenwärtige

⁶ Z. B. Pest-Apotheke, vor einfältigen Bauern und andere Leute [...], o. O. 1680; Secretum Secretorum, Oder Das allervortrefflichste und allernutzbarste Kunst-Stück/ Alle Leute mit ehesten fromm zu machen, Leipzig/Dresden 1680; Der allgemeine und ungemeyne Selbstbetrug, Leipzig/Frankfurt 1681; Neu-erbauter Schausack, darinnen vermittelst dreyhundert [...] Sinn-Bilder [...], Dresden 1684; Neu-erbautes/ erbauliches Historisches Lust-Hauß [...], Nürnberg 1685.

⁷ Zur Biographie vgl. die Leichenpredigt von *Klemm*, 1684, und den Eintrag im Bibliothekskatalog des landeskirchlichen Archivs der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern unter <http://lab.allegronet.de>.

⁸ *Schiebel* 1678, [6]. Zu den allgemeinen und zeitspezifischen Dimensionen der Hof-, Höfings- und Politiker-Kritik vgl. im Überblick die einschlägigen Artikel *Till* 2010, S. 67–69 und *Uhlig* 2010, S. 81–84.

Schrift das Simuliren/ Schrauben und Schmähen auszumustern bedacht ist“. Diese drei S. seien „in dieser Welt-Zeit sogar überaus gemein und practicabel geworden! Man komme hin/ wo man wolle/ höret man nichts von Simuliren oder Schrauben/ so wird doch das Schmähen/ übel Nachreden/ lästern/ Leute richten/ Verachten etc. in vollem Klange da seyn. [...] Es sind zwar diese Laster vor langer Zeit auch gewesen/ aber nicht lange in solcher Menge und Ehre.“⁹ Zurückzuführen sei dieser Zustand auf zu viel Muse und „Lang-Weil“, die trotz des ständig drohenden „jüngsten Tags“ nicht mit „Bethstunden“ und Kirchenbesuch überwunden würden. Der Mensch ist zu einem „unglückseligen Welt-Felix“ geworden, „die alt-teutsche redliche Aufrichtigkeit/ sogar untergegangen/ daß man nichts als lauter Falschheit findet.“¹⁰ Verstellung, Überheblichkeit, Schmähung und Verleumdung führten jedoch zur Zerstörung nicht nur der wahren Freundschaften in der Gesellschaft im Allgemeinen und der deutschen im Besonderen, die für deren Zusammenhalt unverzichtbar sind, sondern auch zu deren Zerstörung selbst: statt „Aufrichtigkeit und Erzeugung wahre[r] christl.-brüderlicher Liebe“ werden „vielmehr Argwohn/ Zwietracht/ Verachtung der Nächsten etc. (die ärgsten Land-Stürzer) im untersten und obersten Geschoße wohnen.“¹¹ D. h. nur bei den gebildeten mittleren Schichten sieht Schiebel noch Reste der ursprünglichen christlichen (und zumal deutschen) Grundlagen der Gesellschaft bewahrt.

Nach dieser Einstimmung nimmt sich unser Autor die einzelnen von ihm aufgespißten S vor. Das Simulieren ist dezidiert ein „ausländisch Affenwerck. [...] Die aber in solcher leicht sinnigen Künste excelliren/ heisset man Simulirer/ oder besser Pseudopolitici [...] wer will/ sich nun dieses Thuns befeißigen/ da auch das Wort selber an Tag giebt/ daß es ein unteutsches Wesen sey? Es ist aber kein geringer Betrug des Teuffels/ daß die Leute meynen/ des sey ein Politicus über alle Politicos/ der darinnen recht beschlagen ist. [...] Der größte Welt-Schalk/ der in alle Sättel gerecht/ der den Mantel nach dem Winde zuhängen/ zutemporisiren/ zulaviren/ grosse Gruppen und Verheissungen vorzugeben weiß/ und gleich mit lauter eigennütziger Betrug umgeheth/ ist der Allerweiseste Welt-Mann/ und muß alle sein Thun ‚gut politisch und aus hohen Esprit gehandelt heissen“.¹² Dass es dazu kam, dass das „simuliren“ als „ein ausländisches/ barbarisches Laster/ darinnen die Frantzosen und Italiäner den Meister spielen“, zum „größten Handwerk in unserer teutschen Welt“ wurde, ist also von auswärts eindringender Zersetzung teutscher und christlicher Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit und Treue anzulasten, die am diesseitigen Eigennutz oder Eigeninteresse ansetzte. Ein besonderes Einfallstor dafür bildet das Regiment, d. h. der Bereich der „grossen Herren“ und von deren Vorstellung von „Ratio-Status“.¹³ Für Schiebel gibt es erwartungsgemäß nur die richtige Status-Räson als Reflexion der jeweiligen Position

⁹ Schiebel 1678, [6f.].

¹⁰ Schiebel 1678, [8f.].

¹¹ Schiebel 1678, [11].

¹² Schiebel 1678, [21].

¹³ Schiebel 1678, [22, 20, 32f.].

des Individuums auf dessen Weg zum ewigen Heil und als Praxis der Beschleunigung und Sicherung dieses Fortschreitens. Die aus seiner Sicht zu seiner Zeit eingerissene, selbstverständlich gewordene Status-Räson als Theorie und Praxis des ständigen *diesseitigen* Stauerhalts und der Statusmaximierung mit bevorzugt und unweigerlich auch unchristlichen Mitteln erscheint ihm dagegen satanisch: „Es bleibt Ratio-Status verflucht und alle ungerechte Statisten [sind] des Teuffels Leibeigene!“¹⁴ Simulieren und Dissimulieren sind nichts als Lüge, jedenfalls soweit sie sich nicht im politisch klugen Verschwiegenheitsgebot erschöpfen.¹⁵ Zu diesem ersten S gehört aber auch – und das ist in dieser Betonung innovativ – das neue Komplimentemachen, das weit über die zulässige, würdige Höflichkeit hinausgeht.¹⁶ Und schließlich verzichtet unser Autor keineswegs darauf, auch die äußerliche konfessionelle Anpassung – im Gegensatz zur offenen Glaubenstreue – als verdammungswürdige Simulation anzuprangern: „Da giebt's Leute die bey Papisten/ papistisch/ bey Calvinisten/ calvinisch/ bey Lutherischen lutherisch u.s.f. leben. [...] Man sieht überall Leute/ die weder kalt noch warm seyen/ die auff beyden Seiten hincken; die gut Lutherisch seyn wollen und dennoch papistisch leben“.¹⁷ Auch hier hat sich für Schiebel das Weltliche vor das Eigentliche, also das Jenseitige und dessen Heilperspektive geschoben.

Die zweite, von Schiebel als Laster gebrandmarkte, nach seiner Einschätzung die gesellschaftliche Praxis bestimmende Verhaltensweise, das sogenannte Schrauben, meint spitzfindiges, intrigantes, herabwürdigendes und aufwiegelndes Aufziehen, Gerüchte streuen, Stänkern, Durchhecheln, Aufhetzen usw. einerseits aus reiner Mißgunst und Freude, anderen Schaden anzutun, andererseits, um sich selbst in Szene zu setzen, vor allem „die Schärffe [des eigenen] Verstandes und [die eigene] wunderbahre Ingeniosität am Tag zugeben“,¹⁸ sich Belustigung zu verschaffen oder sonstwie den Eigennutz zu fördern. Als wesentliches Einfallstor dafür nennt der Autor „nimia familiaritas: Die allzugroße und unzuläßliche Vertraulichkeit; Da man sich gar zu täppisch gemacht/ und mit Leuten von ungleichen Stande oder Verstande gar zugemein worden. Das und kein anders ist die Zeug-Mutter und Säug-Amme dieses teuflischen Lasters; Wiewohl ihre mächtige Tochter die Sauff-Brüderschafft auch nicht wenig dazugeholfen“.¹⁹ Voraussetzungen auch dieses S sind also Muse und Freizeit, die Enthemmung der eigenen Begierden und Zwecke sowie das Hofleben und die Gastereien der Unterschichten einerseits und die ständübergreifende Geselligkeit, die hier mithin keineswegs positiv gesehen wird, andererseits.

¹⁴ Schiebel 1678, [34].

¹⁵ Schiebel 1678, [37f.].

¹⁶ Schiebel 1678, [35f.]. Obwohl die historisch-literaturwissenschaftliche Forschung die ethische Ambivalenz des Kompliments stets mit berücksichtigt, betont sie jedoch selten den Zusammenhang mit Machiavellismus und Status-Räson, vgl. bahnbrechend Beetz 1990 und jetzt Beetz 2012, ferner Geitner 1992.

¹⁷ Schiebel 1678, [38].

¹⁸ Schiebel 1678, [50].

¹⁹ Schiebel 1678, [52f.].

Schließlich das dritte S, das Schmähen, also Lästern, Verleumden, übel Nachreden, Ehrabschneiden, Herabwürdigen und damit sozio-kulturelle „Vernichten“. „Es seind aber diese Laster so gemein worden/ daß sie numehro vor Tugenden dürffen ausgegeben werden“.²⁰ Wieder sieht Schiebel durch diese Praktiken den redlich-christlichen deutschen gesellschaftlichen Zusammenhalt bedroht, weil sie den unreflektierten, letztlich teuflisch initiierten persönlichen Gelüsten oder der reflektierten, rücksichtslosen Verfolgung des Eigennutzens entspringen und Verzeihen und Versöhnen ausschließen. „Denke nicht: was gehet mich der an/ daß ich ihn aussöhnen und entschuldigen sollte? Viel lieber will ich diesem noch mehr auf die Sprünge helfen: (Ey! Er hat dirs gleichwohl grob gemachet/ du darffst das Ding nicht leiden/ ein ander mahl käm er mehr, etc.).“ Besondere Bedeutung kommt dem Verachten zu, welches Laster „die Selbst-Liebe heutigen Tages sehr gemein gemachet hat. Da ist den Leuten fast niemand mehr gut genug“.²¹ Die Pastoren und Theologen werden verachtet – nicht nur, weil sie sich mit dem Jenseits befassen, auf das niemand mehr Acht gibt. Sondern auch, weil ihre „Nutzbarkeit“ nicht mehr anerkannt wird und ihre Belehrungen lästig erscheinen. Alle bilden sich zudem ein, alles jeweils besser als die anderen machen zu können, auch wenn die Kompetenz und Erfahrung fehlen „Das thut die Eigen-Liebe“. „[...] so ist die Tadel-Kunst gar zum Handwerk worden“.²² Natürlich wird ferner auch die vor allem dem Müßiggang und der „Zeitung“ geschuldete Klatschsucht und Häme der niederen Hofbedienten und „sonderlich aber des Weibs-Volcks“ gegeißelt. Der im Entstehen begriffene selbstbewusste, kritische, urteilsbereite Bürger soll also wieder zum stillen, bescheidenen, betenden und arbeitenden Untertanen werden, der sein Schicksal vertrauensvoll in die Hände der weltlichen und geistlichen Obrigkeit legt. Weil „ja des richten und urtheilen heut zu Tage gar zu gemeine worden“, muss es wieder abgeschafft werden.²³

Die abschließenden Gebete und das beigefügte Lied verdeutlichen freilich nochmals, dass christliches Tadeln und Belehren, christlich-brüderliche Höflichkeit und sanfte, kluge Lenkung auch mittels entsprechend nützlicher Gaben, mit anderen Worten durch handfeste Belohnung, durchaus zulässig, angebracht und unverzichtbar sind. Letztlich hat die Staatsrasonlehre auch zur Optimierung der (diesseitigen) Mittel geführt, den jenseitigen Nutzen zu erreichen.

²⁰ Schiebel 1678, [55].

²¹ Schiebel 1678, [58, 61].

²² Schiebel 1678, [67f.].

²³ Schiebel 1678, [72, 70].

3. Zwei machiavellistisch-staatsrasonale Professionslehren: Der *medizinische* und der *juristische Machiavellus* 1725

Der 1722, 1725 und 1745 auf Deutsch publizierte, ursprünglich 1698 und 1718 lateinisch erschienene Traktat *Der medizinische Machiavellus. Oder: Die Staats-Klugheit der Medicorum, in Gründliche Regeln verfasst, Und zum Nutzen der Neuangehenden Practicorum ans Licht gegeben* repräsentiert einen schon länger zurückreichenden Diskurszusammenhang.²⁴ Dessen Erforschung ist bisher unter den Perspektiven der Medizinethik, der Säkularisierung und des Verhältnisses von akademischer und empirischer Medizin erfolgt. Dabei hat der Zusammenhang mit Staatsräson und Machiavellismus m. E. noch nicht die angemessene Würdigung erfahren, was auch an der Übersetzung liegen mag.²⁵

Die Abhandlung möchte dasjenige darlegen, „was in der Praxi sich täglich bey den Herren Medicis zuzutragen pfliget, und [zu] ihrer Staats-Kunst [zählt]“. Diese Erkenntnisse seien jedoch „nicht aus Büchern genommen [...], sondern ich habe vielmehr aus der täglichen Erfahrung die Exempel aufgezeichnet, und aus denselben gewisse Regeln gemacht [...]. Zwar habe ich viel Betrügereyen angeführet, aber doch solche, die erlaubt seyn, und folglich wird mir dieses niemand verargen“.²⁶ Der sowohl in die machiavellistische als auch die paracelsisch-medizinische Tradition führende Begriff *Arcana*, der an dieser Stelle auftaucht, wird in der deutschen Fassung unausgesprochen ausschließlich in die machiavellistische Perspektive gestellt. Es geht um das basale Berufsgeheimnis, dass „die Menschen unserer Hülffe gar füglich entbehren (könnten), wenn sie nur in ihren Krankheiten eine gute Diät hielten, und dabey GOTT den Herrn von Herzen anruffeten“,²⁷ ferner die diversen Geschicklichkeiten, Listen und sonstigen Verfahren, das Ansehen, die Stellung und die Einkünfte eines Arztes zu erwerben und zu sichern, also seine professionelle Staatsräson, die in problemloser Übertragung als ärztliche „Staats-Kunst“ angesprochen wird.²⁸

²⁴ Erscheinungsort ist jeweils Straßburg, Verleger- und Druckangaben fehlen. Als Autor wird ein gewisser Philiat, also Liebhaber der Medizin, angegeben, vgl. den einschlägigen Artikel in *Zedler* 1742. Aus dem Titelzusatz *Secundum Exercitium Chymicum delineata* (Ausgabe 1698) ist bibliographisch als Autor eben der Verfasser der Abhandlung *Exercitium Chymicum* (*Barner* 1678) rekonstruiert worden, der 1640 in Elbing/Preußen geborene, 1683 eben dort verstorbene Arzt Jakob Barner, der jedoch keine Verbindung zum Druckort Straßburg hatte.

²⁵ *Eckart* 1984; *Elkeles* 1987; *Pott* 2002, S. 60–68; *Füssel* 2004, S. 122. Das lateinische Original lässt die Zugehörigkeit zur überwiegend ebenfalls lateinischen zeitgenössischen Machiavellismus-Debatte deutlicher erkennen.

²⁶ *Philiat* 1745, [4f.]. Durchgesehen und verglichen wurde auch die lateinische Ausgabe von 1698, die sich nirgends wesentlich von den deutschen Fassungen unterscheidet.

²⁷ *Philiat* 1745, [5f.]. Vgl. zum *Arcana*-Begriff im Überblick *Baldini/Battista* 1998, *Reith* 2005 und *Weber* 2005.

²⁸ Ebd., [4 u. ö.].

Insgesamt werden 34 Hauptregeln und im Anhang fünf Nebenregeln mitgeteilt. Allgemein gilt für den Arzt, dass er entweder „mit geschickten Diskursen“ von sich „hören lassen [...], viel von denen Arcanis reden, oder auch in [s]einer Aufführung [sich] ansehnlich zu machen suchen“ soll.²⁹ Dazu gehört eine kluge Mischung aus allgemein verständlicher und professioneller Krankheitsbeschreibung in richtiger Anpassung gegenüber den jeweiligen Patientengruppen; geschicktes Verhalten als junger – nämlich „galant und freundlich“ – und als alter Mediziner – nämlich mit „gravitätische[r] Mine“;³⁰ um die Fertigkeit scheinbar kenntnisreicher und angenehmer Unterhaltung über Gott und die Welt nach dem Motto: „Wo man am meisten Geld kriegt, muss man am meisten schwätzen“; um den besonderen Umgang mit den weiblichen Patienten, um „dir die Liebe der Weiber [zu] erwerb[en], damit sie dich nachgehends recommendiren mögen“; um den klugen Umgang mit den Mitärzten als den verhassten Konkurrenten; weiter: „man muß mit allem Fleiß auf Ausflüchte denken, seine Sachen zu beschönigen“;³¹ um Einheirat in etablierte Elitenfamilien; um demonstrative Erwähnung „berühmter Lehrer, bei welchen du gewesen wärest“; um stetige Ermunterung der Patienten, „denn darinnen besteht ein großer Theil der Cur“; „Sage nicht, daß du eine Krankheit nicht verstündest, sondern wenn die dir gleich unbekannt ist, so stelle dich, als wenn du nicht gleich nach der Cur deine Bezahlung verlangest [...]. Damit du weder durch gar zu vieles Fordern vor geitzig mögest gehalten werden, noch man, wenn du gar zu wenig verlangst, auf die Gedanken komme, du hättest nicht alles das gebraucht, was dem Patienten zuträglich gewesen“;³² besonders um betrügerischen Umgang mit den Bauern: „Wenn man die Bauren und gemeinen Leute betrügen will“, – in der lateinischen Fassung ist das abschwächende ‚wenn‘ nicht vorgegeben –, „muß man ihnen dergleichen Dinge eingeben, die ihre Excremente schwarz färben, und ihnen hernach einbilden, daß so viel und vielerley gefährliche Excremente im Leibe gesteckt, die gar beträchtlich sie in grosse Gefahr hätten setzten können“; um geschicktes Marketing eigener Medikamente und deren monopolen Verkauf einschließlich des großzügigen Einkaufs der Ingredienzien bei bestimmten Apotheken, um dort „ein gutes Neu-Jahr-Geschenk“ zu erhalten, usw.³³ Der Hinweis auf die „erlaubten Betrügereien“ (s. o.) weist aus, dass wir es auch hier mit dem Gesamtdilemma der Machiavellismus- und Staatsräsondebatte dieser Epoche zu tun haben, dass nämlich Normativität und Empirie oder Praxis definitiv nicht mehr zur Deckung zu bringen sind.

Explizit als Enthüller tatsächlicher zeitgenössischer professioneller Praxis und zugleich Ratgeber zur erfolgreichen Ausübung dieser Praxis versteht sich der 1725 ebenfalls pseudonym veröffentlichte Traktat *Der Juristische Machiavellus Oder: Die Staats-Klugheit Derer Advocaten In gewisse Maximes verfasst Und der leicht-gläu-*

²⁹ Ebd., [8].

³⁰ Ebd., [12].

³¹ Ebd., [13f., 16f.].

³² Ebd., [20f., 26f.].

³³ Ebd., [27, 29f.].

*bigen Welt zur Warnung an das Licht gestellet.*³⁴ Als Verfasser gilt der in Bautzen geborene und in Jena und Wittenberg studierte Dr. jur. Johann Christian Gotthelf Budaeus (1702–1770), Oberadvokat der Marktgrafschaft Lausitz, königlich-polnischer und kursächsischer Hofrat und Historiograph. Als Verlag gibt das Werk Pierre Mar-
teau, Köln, an; das ist bekanntlich der meist verwendete Fiktivverlag des ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhunderts. Ihm zugeschrieben wurden nämlich eine Vielzahl weiterer polemisch-kritischer bzw. deskriptiv-satirischer Machiavellismusdrucke, die offen nicht hätten publiziert werden dürfen.³⁵

Dikaiophilus, d. h. Budaeus, sieht überall wahre Wissenschaft, Weisheit und Kunst verloren bzw. im Niedergang begriffen. Stattdessen greife Halb- bzw. Pseudogelehr-
tentum und Anmaßung um sich. Das auf diese Weise entstandene „Gesindel“ praktiziere aber „Machiavellisten-Streiche [...], um der leicht-gläubigen Welt einen blauen Dunst von ihrer Scienz und Erfahrung vor die Augen zu machen“. Dadurch und durch das Beispiel des „medizinischen Machiavellus [...] veranlasset“ (!!), habe sich der Autor „bey müßigen Stunden [...] bemühet, ebenfalls das Portrait eines juristischen Machiavelli en miniature zu entwerfen und darinnen soviel als mir möglich gewesen, diejenigen falschen Staats-Streiche zu entwerffen, welche die Bedienten der geheiligten Justiz an ihren Hoff mehr als zu oft zu spielen pflegen“. Nicht „partout alle Kunst-Griffe, welcher ein Advocate mit gutem Gewissen sich bedienen kann, [sollen aber] verworfen [werden]“. Und beabsichtigt ist, dem machiavellischen Advokaten „per dolum bonum [...] listig hinter[her zu] schleichen“, weil es „zweifelsohne vor eine Haupt-Klugheit anzusehen sey [...], wenn man des Gegners List mit Gegen-List wohl zu begegnen weiß. Indessen verwerffe ich alle grobe machiavellistische Streiche, welche wider alle Billigkeit und gut Gewissen lauffen, [...] obwohlen nicht zu leugnen, daß einige darunter hin und wieder befindlich sein werden, welche man gar wohl sana ratione anwenden und praktizieren darff“. ³⁶ Auch auf dieser praktisch-professionellen Ebene soll also zwischen unzulässigem Machiavellismus und zulässiger Klugheit unterschieden werden, was dann in der Darlegung der 38 Regeln, die der erfolgreiche Advokat anzuwenden hat, erwartungsgemäß eben nicht trennscharf gelingt.

³⁴ Eine weitere zeitgenössische Auflage des 40-seitigen Traktats scheint nicht erschienen zu sein. Heute am besten zugänglich ist der Nachdruck der Janus-Press Düsselddorf 1979, der jedoch keine historische Einführung enthält.

³⁵ Vgl. zur Biographie den Eintrag auf <http://www.koeblergerhard.de/juristen/tot/totbSeite1156/htm>. Budaeus legte im Jahr der Veröffentlichung des juristischen Machiavellus im gleichen Jahr einen Traktat mit dem Titel *Der patriotische Juriste, welcher seine vernünftige Gedanken [...] eröffnet* vor. Diese Veröffentlichung könnte auch zur Abschwächung des Machiavellus-Traktats bestimmt gewesen sein, nachdem das Pseudonym Dikaiophilus (ungefähr: Gerechtigkeitsliebhaber), wiewohl auch von anderen Autoren eingesetzt, offensichtlich schon früh auf Budaeus verwies. Zum Verlag siehe *Walther* 2001.

³⁶ *Dikaiophilus* 1725, [Vorwort, A3r, A3v].

³⁷ Ebd., [A4r, A4v].

„Daß sein Beutel gespickt werde, ist eines Advocatens vornehmster Endzweck“. Entsprechend hat er alle Listen und „Machinationen“ einzusetzen, um diesen Endzweck zu erreichen: Verschweigen und übertreiben bei der Klientenwerbung, rabulistische Verdrehungen und Unterminierungen der Anklageschrift – der „etwa eine Unförmlichkeit oder Undeutlichkeit an[ge]dichtet“ werden soll – und des gesamten Prozesses, Richter- und Zeugenbestechung bzw. Unterminierung der Glaubwürdigkeit gegnerischer Zeugen und Hochstilisierung eigener; Anfechtung vorgelegter Belastungsdokumente; „von der Haupt-Sache unvermerckter Weise nach und nach abzulenken, und sich in Nebensachen mit einander eine Zeit lang herum zu beissen“; Verschleppung und Aufschiebung suchen, bei gutbetuchten Klienten sofort auf Revision drängen, auch wenn die Sache aussichtslos erscheint; usw.³⁸

Und weiter: „Endlich sey ein Advocat ein vollkommener Wind-Macher. Ein Causen-macher und Wind-macher sind 2. Substantien, welche füglich von einander nicht seyn können, sonnen einen vollkommenen juristischen Centaurum ausmachen müssen; Diesen Character nun wird ein Advocat bald erlangen, wenn er nur fein unverschämt, andere neben sich verachtet, ein groß Wesen von sich machet, seine Spitz-Fündigkeit und nasen-weise Experience so schrift- als mündlich sehen lässet, bey allen Zeilen mit Rechts-Latein, Regeln und bracadis um sich wirfft, und solche gleichsam nach der Elle mit vielen Allegaten in Sätzen und Schriften verkauffet, und übrigens in allen seinem Clienten nach den Maul redet.“³⁹

Abschließend hebt Budaeus noch einmal darauf ab, dass diese „lügenhäftige Bemäntelung ihrer Ungerechtigkeit und Hintergehung eines Gott- und Ehr-liebenden Richters wider besseres Wissen und Gewissen“, welche die Advokaten „zu practizieren pflegen“, nicht nur zeittypisch verbreitet seien, sondern „zum Verderben der Republicque und Schaden derer Clienten“ gereichten. Als Gegenmittel empfiehlt er genauere Wissensprüfung und ein entsprechend strengeres Zulassungsverfahren zum Juristenberuf. Die „nur um des Ranges und Titels-willen gefirmelten Advocaten, [die] ihr Geld, so sie zur Erlangung dieser Ehre anwenden müssen, wieder mit 10fachen Profit aus ihrer Clienten-Beutel [...] herauszulocken sich emsig bemühen, das Gewissen mag immer bleiben wo es will“⁴⁰ – diese Advokaten abzuschaffen sieht unser Autor indessen keine wirklichen Möglichkeiten mehr. Auch hier, in dieser Profession, hat mit anderen Worten die Empirie das normative Ideal bereits verdrängt, obsolet gemacht.

³⁸ *Dikaiophilus* 1725, [9, 26, 14, 17]; zur Verschleppung der Urteile und Urteilsvollstreckungen siehe S. 26–28 und 30. U. a. wird empfohlen, „die Documenta [zu] vernichten“ oder sie zumindest „dubius [zu] machen“. Vgl. auch nochmals die Zweckangabe S. 30: „damit [...] er etliche Jahre auf Unkosten des Clienten schmausen könne“.

³⁹ *Dikaiophilus* 1725, [31].

⁴⁰ Ebd., [32].

4. Fazit

Um 1700 haben, das zeigen unsere Quellentexte, Machiavellismus und Staatsräson als umwelt- bzw. lagebezogene, statuspraktische Analyse- und Optimierungskonzeptionen den Bereich des Staates und der Politik überschritten und die Gesellschaft, vor allem die aufstrebenden, die Ständegesellschaft schließlich sprengenden Professionen, erreicht. Zahlreiche zeitgenössische Autoren meinen je individuelle und professionsgruppen- bzw. ständespezifische, eigene Statussicherung und Positionsverbesserung mit aus der zeitgenössischen Sicht normativ bedenklichen oder eindeutig unzulässigen Mitteln als bereits eingewurzelte, kaum mehr revidierbare Praxis breiter Gesellschaftsschichten konstatieren zu können. Zumindest an zwei Stellen, bei den Ärzten und Juristen, wird das machiavellistisch-staatsräsonale Instrumentarium normativ einigermaßen hilflos sogar zur professionellen Erfordernis erklärt und damit mehr oder weniger deutlich schon für die berufliche Ausbildung empfohlen.⁴¹

Moralische, naturrechtliche und rationalistische Versuche, diesen anthropologischen und soziokulturellen Wandel einzudämmen oder gar rückgängig zu machen, erscheinen daher eher vergeblich, historisch bereits überholt. Das gilt auch zumindest für bestimmte Komponenten des Ansatzes von Christian Thomasius, konkret für seinen Glauben an die rationale und moralische Menschennatur und die Tragfähigkeit des rationalen Kontraktualismus im Rahmen des Naturrechts, für seine neuartige Normativitätskonzeption in Gestalt des Decorum und für seine Vorstellung des säkularisierten Staates, der staatsräsonal-machiavellistischer Profilschärfe entbehrt. Wiewohl unzweifelhaft zur Wahrnehmung veränderter Empirie und empirischer Herausforderung von Normativität in der Lage – woraus etwa seine Anflüge von Vernunftpessimismus resultieren – und innovativ in zentralen pragmatischen und utilitaristischen Hinsichten, scheint er die Breite, Tiefe und Radikalität des in Gang gekommenen Wandels dennoch nicht vollständig erfasst zu haben. Die Sprengkraft des materiellen Eigennutzes und des Interesses generell blieb ihm noch verschlossen.⁴² Damit stand er freilich keineswegs allein. Die infolge des spezifisch ausgeprägten Christlichkeitswettbewerbs in Deutschland auch am Ende des konfessionellen Zeitalters besonders stark normativ imprägnierten deutschen Aufklärer, die den vernünftig-moralischen und mündigen

⁴¹ Auf den parallelen Prozess in den Wissenschaften, wo ebenfalls machiavellisch-staatsräsonale, noch entschiedener je individuelle, eigennützige Praxis von der unrevidierbaren empirischen Erscheinung zur professionellen Norm sich zu transformieren anschickt, geht *Füssel* 2004 ein. Der von diesem Autor erwähnte Traktat des Königsberger Pastors und Theologen Michael Lilienthal (*Lilienthal* 1713), lässt sich ebenfalls noch stärker akzentuiert professionsgeschichtlich lesen.

⁴² Vgl. zu ihnen im Überblick *Hering Torres* 2006 und *Weber* 2012. Thomasius Kernleistung, seine Konzeptualisierung des säkularen Staates und die Befreiung der Politik von der Konfessionalität, d.h. deren Etablierung „as an autonomous activity in clearly specified fields“ (*Barand* 1965, S. 437; *Hunter* 2007), vollzog grundsätzlich (und unvollendet) das nach, was Machiavellismus und Staatsräson bereits vollzogen hatten.

Menschen hervorzubringen sich abmühten, nahmen kaum zur Kenntnis, dass bereits der materielle Profitmaximierer, der homo oeconomicus, dem jegliche nicht seiner materiellen und sozialen Verbesserung dienliche Normativität lästig wird, sein Haupt erhob.⁴³ Die empirie- und praxisnahen Schriften der Zeit, die diese Erkenntnis generierten oder transportierten, fanden keinen wirksamen Eingang in ihren Reflexionshorizont. Dieser Weg in die Zukunft, der sich aus der Erkenntnis dieses Wandels ergab, wurde stattdessen von Bernard Mandeville, David Hume und schließlich Adam Smith gewiesen.

Bibliographie

- Amthor*, Christoph Heinrich, 1716: *Project der Oeconomic in Form einer Wissenschaft*, Leipzig.
- Baldini*, A. Enzo; *Battista*, Anna Maria, 1998: Staatsräson, Tacitismus, Maciavellismus, Utopie. In: Schobinger, Jean-Pierre (Hrsg.), *Grundriß der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie des 17. Jahrhunderts. Bd.1, Halbbd. 2*, Basel 1998, S. 545–568.
- Barnard*, Frederick M., 1965: Christian Thomasius: Enlightenment and Bureaucracy. In: *The American Political Science Review*, 59, S. 430–438.
- Barner*, Jakob, 1678: *Exercitium Chymicum delineata*, Königsberg.
- Beetz*, Manfred, 1990: *Frühmoderne Höflichkeit. Komplimentierkunst und Gesellschaftsrituale im altdeutschen Sprachraum*, Stuttgart.
- Beetz*, Manfred (Hrsg.), 2012: *Rhetorik und Höflichkeit*, Berlin u. a.
- Bloch*, Ernst, 1968: *Christian Thomasius, ein deutscher Gelehrter ohne Misere*, Frankfurt a. M.
- Budaeus*, Johann Christian Gotthelf, 1725: *Der patriotische Juriste, welcher seine vernünftige Gedancken [...] eröffnet*, Köln.
- Dikaiophilus*, 1725: *Der Juristische Machiavellus Oder: Die Staats-Klugheit Derer Advocaten In gewisse Maximes verfasst Und der leicht-gläubigen Welt zur Warnung an das Licht gestellt*, Köln.
- Eckart*, Wolfgang, 1984: „Medicus Politicus“ oder „Machiavellus Medicus“? Wechselwirkungen von Ideal und Realität des Arzttypus im 17. Jahrhundert. In: *Medizinhistorisches Journal*, H. 19, S. 210–224.
- Elkeles*, Barbara, 1987: *Medicus und Medikaster. Zum Konflikt zwischen akademischer und ‚empirischer‘ Medizin im 17. und 18. Jahrhundert*. In: *Medizinhistorisches Journal*, H. 22, S. 197–211.

⁴³ Genauerer Prüfung bedarf noch der ökonomische Diskurs im zeitgenössischen Deutschland; z. B. bei *Amthor* 1716 lassen sich ansatzweise durchaus bereits neue Elemente erkennen.

- Füssel, Marian*, 2004: „Charlataneria Eruditorum“. Zur sozialen Semantik gelehrten Betrugs im 17. und 18. Jahrhundert. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*, H. 27, S. 119–135.
- Geitner, Ursula*, 1992: *Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert*, Tübingen.
- Hammerstein, Notker*, 2011: Christian Thomasius (1655–1728). In: Heidenreich, Bernd (Hrsg.): *Politische Theorien des 17. und 18. Jahrhunderts. Staat und Politik in Deutschland*, Darmstadt-Mainz 2011, S. 117–140.
- Hering Torres, Miguel*, 2006: Eigennutz. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*. Bd. 3, Stuttgart 2006, Sp. 95–98.
- Hunter, Ian*, 2007: *The Secularization of the Confessional State. The Political Thought of Christian Thomasius*, Cambridge u. a.
- Klemm, Christian*, 1684: *Treuer Schuldiener [...] und Hertzens-Betrachtung bey christlicher Leych-Bestattung des [...] Schiebels [...]*, Dresden.
- Lilienthal, Michael*, 1713: *De Machiavellismo literario sive de perversis quorundam in republica literaria inclarescendi artibus dissertatio historico-moralis*, Königsberg/Leipzig.
- Lutterbeck, Klaus-Gert*, 2002: *Staat und Gesellschaft bei Christian Thomasius und Christian Wolff. Eine historische Untersuchung in systematischer Absicht*, Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Nitschke, Peter*, 2004: Selbstblendung der Staatsmacht. Der Antimachiavell als kontrafaktischer Paradigmenwechsel. In: Münkler, Herfried u. a. (Hrsg.), *Demaskierung der Macht. Niccolò Machiavellis Staats- und Politikverständnis*, Baden-Baden, S. 61–82.
- Philiiater*, 1698: *Machiavellus medicus, s. ratio status medicorum, secundum exercitium chymicum delineata*, Straßburg.
- Philiiater*, 1742: [Art.] *Philiiater*. In: *Zedlers Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste*. Bd. 27, Leipzig, Sp. 1812.
- Philiiater*, 1745: *Der medicinische Machiavellus. Oder: Die Staats-Klugheit der Medicorum, in Gründliche Regeln verfasst, Und zum Nutzen der Neuangehenden Practicorum ans Licht gegeben*, Straßburg.
- Pott, Sandra*, 2002: *Medizinethik und schöne Literatur. Studien zu Säkularisierungsvorgängen vom frühen 17. bis zum frühen 19. Jahrhundert*. Berlin/New York.
- Reith, Reinhold*, 2005: Arcanum. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*. Bd. 1, Stuttgart, Sp. 572–574.
- Renzikowski, Joachim*, 2006: Die Notstandslehre des Christian Thomasius. In: Lück, Heiner u. a. (Hrsg.), *Christian Thomasius (1655–1728). Wegbereiter moderner Rechtskultur und Juristenausbildung*, Hildesheim u. a., S. 75–87.
- Scattola, Merio*, 1997: „Prudentia se ipsum et statum suum conservandi“. Die Klugheit in der praktischen Philosophie der frühen Neuzeit. In: Vollhardt, Friedrich (Hrsg.),

- Schiebel, Johann Georg, 1678: Teuffelischer Dreyzanck/ Das ist Drey Vom Teuffel entsprungene und der heutigen Welt auffgedrungene S, Dresden.
- Scattola, Merio, 2003: Dalla Virtù alla Scienza. La fondazione e la trasformazione della disciplina politica nell'età moderna, Mailand.
- Scattola, Merio, 2010: Machiavelli in der *historia litteraria* um 1700. In: Zwielerlein, Cornel; Meyer, Annette (Hrsg.), Machiavellismus in Deutschland. Chiffre von Kontingenz, Herrschaft und Empirismus in der Neuzeit, München, S. 131–162.
- Schneiders, Werner 1989: Thomasius politicus. Einige Bemerkungen über Staatskunst und Privatpolitik in der aufklärerischen Klugheitslehre. In: Hinske, Norbert (Hrsg.): Zentren der Aufklärung: Halle. Aufklärung und Pietismus, Heidelberg, S. 91–109.
- Scholz, Leander, 2002: Das Archiv der Klugheit. Strategien des Wissens um 1700, Tübingen.
- Thomasius, Christian, 1693: Ad ventilationem publicam dissertationum celeberrimi autoris de ratione status, Halle.
- Thomasius, Christian (1655–1728): Neue Forschungen im Kontext der Frühaufklärung, Tübingen 1997, S. 333–363.
- Till, Dietmar, 2010: Höfische Verhaltenslehre. In: Fricke, Harald (Hrsg.), Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. 2. Berlin/New York 2010, S. 67–69.
- Uhlig, Claus, 2010: Hofkritik. In: Fricke, Harald (Hrsg.), Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. 2, Berlin/New York, S. 81–84.
- Walther, Karl Klaus, 2001: Die deutschsprachige Verlagsproduktion von Pierre Mar-teau/Peter Hammer, Köln. Zur Geschichte eines fingierten Impressums. Köln.
- Weber, Wolfgang E. J., 2005: Arkanpolitik. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.), Enzyklopädie der Neuzeit. Bd. 1, Stuttgart, Sp. 650–652.
- Weber, Wolfgang E. J., 2012: Interesse. In: Jaeger, Friedrich (Hrsg.), Enzyklopädie der Neuzeit. Bd. 15, Stuttgart, Sp. 740–745.
- Weber, Wolfgang E. J., 2016: Staatsräson, München.
- Zwielerlein, Cornel, 2011: Machiavellismus/Antimachiavellismus. In: Jaumann, Herbert (Hrsg.), Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Berlin u. a., S. 903–951.

Die Erweckung der Tochter des Jairus. Markus 5, 21–43, Gabriel v. Max und Albert v. Keller

KAY EHLING

Dieser Beitrag versteht sich als ein Plädoyer für die Verwendung von Bildern im universitären Seminarbetrieb. Nicht gemeint sind Photographien als historische Quelle, sondern Kunstgemälde als heuristisch-didaktische Bildschlüssel zur Vertiefung der Lektüre insbesondere biblischer Texte. Als Lehrbeauftragter, Privatdozent und Professor hat der Verfasser immer wieder die erfreuliche Erfahrung machen können, dass etwa das Vorweisen von Münzen aus der Zeit Jesu, also Realien, oder die Betrachtung von bedeutenden neuzeitlichen Gemälden mit Darstellungen christlicher Themen den Unterricht in ungeahnter Weise dynamisieren. In vielen Fällen öffnet das Medium des Kunstwerks einen ganz neuen Blick auf die literarischen Texte und strahlt von diesen wieder zurück auf das Kunstwerk. Bei den vergleichenden Diskussionen von Text und Bild, Bild und Text ist visuelles Vermögen gefragt, die oft einseitige Textlastigkeit wird aufgehoben und im Seminar übernehmen nicht selten Teilnehmer das Wort, die bislang eher ruhig waren. Insgesamt wird das Gespräch reger und intensiviert sich.

Am Beispiel von Gabriel v. Max' und Albert v. Kellers *Die Erweckung der Tochter des Jairus* aus den Jahren 1878 bzw. 1886 soll gezeigt werden, wie die genaue Betrachtung von Gemälden das Verständnis des markinischen Textes vertiefen kann und umgekehrt, wie das gründlichere Lesen des Textes das Sehen der Bilder verstärkt. Zum besseren Verständnis der beiden ‚Erweckungsbilder‘ sollen zunächst die Biographien der Künstler und ihre Oeuvre kurz vorgestellt und eingeordnet werden; anschließend erfolgt eine Analyse des Textes im Markusevangelium. Vor diesem Hintergrund werden schließlich die beiden Gemälde (Abb. 13 und Abb. 14) mit einander verglichen und gedeutet.

Gabriel v. Max und Albert v. Keller verbindet, so gänzlich verschieden sie als Personen und Künstler sein mögen, doch einiges: Beide sind herausragende Vertreter der Münchner Schule, doch nicht in München geboren. Sie sind fast gleichaltrig und wurden beide, als Anerkennung ihrer künstlerischen Verdienste, von Prinzregent Luitpold in den Adelsstand erhoben. Sowohl v. Max als auch v. Keller waren Mitglied der von Carl du Prel gegründeten ‚Psychologischen Gesellschaft‘ und führten im Jahr 1887 in ihren Ateliers zusammen mit dem Parapsychologen Albert Baron v. Schrenck-Notzing spiritistische Sitzungen mit dem ‚Medium‘ Lina Matzinger durch. Als Anhänger des aus Amerika aufkommenden Okkultismus haben sich schließlich beide Künstler mit der im

Neuen Testament erzählten Erweckung der tot geglaubten Tochter des Jäirus beschäftigt, sind dabei aber zu völlig verschiedenen Lösungen gekommen (Abb. 13 und 14).

I. Biographischer Abriss: Gabriel v. Max

Gabriel v. Max (* 23. August 1840 Prag, † 24. November 1915 München, seit dem 23. August 1900 Gabriel Cornelius Ritter von Max), ist Spross einer böhmischen Handwerker- und Künstlerfamilie aus Bürgstein (Sloup v Čechách), die sich bis in die Mitte des 17. Jhs. zurückverfolgen lässt.¹ In der väterlichen Bildhauerwerkstatt bekommt der junge v. Max seinen ersten Zeichenunterricht. Schon im Knabenalter sammelt er Versteinerungen und besucht das Sternbergsche Palais in Prag. Als Jugendlerner liest v. Max in den Werken von Charles Darwin und Jean-Baptiste de Lamarck, was sein späteres Interesse am Ursprung des Menschen und der Evolution erklärt.² 1857 geht er an die Prager Kunstakademie; sein erstes größeres Bild, von dem nur mehr Vorzeichnungen erhalten sind, trägt den Titel *Richard Löwenherz tritt an die Leiche seines Vaters und sie blutet*.³ Ab 1858 studiert v. Max an der Akademie der Bildenden Künste in Wien mit Stipendium, das ihm 1861 jedoch entzogen wird. Für kurze Zeit kehrt er nach Prag zurück.⁴ Im August 1863 zieht er nach München und wird am 31. Dezember 1863 in die Komponierklasse von Carl Theodor von Piloty aufgenommen.⁵ Enge Verbindung besteht mit dem gleichaltrigen Hans Makart.⁶ 1864 lernt v. Max Emma Kitzing (1844–1929) kennen, die zehn Jahre später seine erste Ehefrau wird und ihm drei Kinder schenkt (Colombo, Corneille, Ludmilla). 1893 wird die Scheidung vollzogen und v. Max heiratet Ernestine Harlander (1863–1938).⁷

Mit dem Gemälde *Märtyrerin am Kreuz*, das im Frühjahr 1867 im Münchner Kunstverein gezeigt wird, stellt sich der erste große Erfolg ein. Die Märtyrerin (*Hl. Julia*), zu deren Füßen ein junger Römer Rosen niederlegt, entlockt, wie F. Pecht berichtet, mit ihrem träumerischen, ja lustvoll-verzückten Gesichtsausdruck dem Münchner Kunstpublikum Tränen.⁸ Gleichzeitig sitzt v. Max an Illustrationen für eine Prachtausgabe

¹ Karin Althaus und Susanne Böller, Gabriel von Max 1840–1915, in: Ausstellungskatalog hg. von Karin Althaus und Helmut Friedel, Gabriel von Max. Malerstar, Darwinist, Spiritist, München 2010, S. 18.

² Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 23.

³ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 20.

⁴ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 21.

⁵ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 22.

⁶ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 22. Vgl. die Bemerkung von Gabriel v. Max in seinen autobiographischen Aufzeichnungen zitiert nach Althaus/Friedel (wie Anm. 1), S. 42. – Makart wurde auch von v. Keller sehr geschätzt: Hans Rosenhagen, Albert von Keller (Künstler-Monographien [hg. von H. Knackfuß] 104), Bielefeld/Leipzig 1912, S. 20 f.

⁷ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 22.

⁸ Karin Althaus, Märtyrerinnen, in: Althaus/Friedel (wie Anm. 1), S. 76.

des „Faust I.“ die beim Berliner Grote-Verlag erscheinen sollen.⁹ Im Jahr 1867 erlöschten die Klassikerprivilegien von Cotta, so dass auch andere Häuser daran gehen können, Klassiker-Prachtausgaben auf den Markt zu bringen.¹⁰ Der Künstler fertigt rund 60 Faust-Zeichnungen an.¹¹ Während die Ausgabe der „Wahlverwandtschaften“ mit Bildern von Leopold Venus bei Grote erscheint, kommt der v. Maxsche „Faust I“ am Ende jedoch nicht zustande, da seine Zeichnungen von Verlagsseite als für das Publikum zu wenig „conventionell und theatralisch“ angesehen werden, wie der Künstler in seinen Erinnerungen schreibt.¹² Wie H. Pereña feststellt, sind die Vorbehalte „gegenüber Max’ Entwürfen nachvollziehbar, denn die für ein solches Ausstattungsstück geforderte feierliche Stimmung der üblicherweise groß angelegten Szenen mit einer Fülle an historischen Details fehlt in dessen Darstellungen vollkommen.“¹³ Hinzu kommt, dass sein Faust wenig heroisch in Szene gesetzt wird. Eine Identifikation mit dem geradezu ‚tatenlosen Helden‘ ist in der nationalen Hochstimmung vor und nach der Reichsgründung von 1871 wohl nur schwer möglich.¹⁴ Faust erscheint bei v. Max als Suchender und Zweifler, nicht als Titan und Täter. Auch vom Habitus her wirkt sein Faust nicht germanisch genug.¹⁵ Im Gegensatz zu Seibertz’ Darstellungen bei Cotta (Abb. 1)¹⁶ erfüllt v. Max also weder durch pathetische Bildkompositionen noch durch die Präsentation Fausts als identitätsstiftenden Nationalhelden die hohen Erwartungen, die das bürgerliche Publikum mit einer solchen Prachtausgabe verbindet. Ein Buch mit seinen Illustrationen hätte sich schlicht nicht verkauft. So sind die v. Max’schen Zeichnungen eher als Vorläufer zu jenen antiheroischen Gegenentwürfen zu sehen, wie sie dann von Käthe Kollwitz, 1899, und Emil Nolde, 1911, realisiert werden.¹⁷ 1880 wird schließlich eine Mappe mit zehn Holzschnitten zu „Faust I“ veröffentlicht (Abb. 2), mit deren Umsetzung und Qualität der Künstler zwar nicht zufrieden ist, die aber doch eine Vorstellung davon geben, wie die Ausstattung des Prachtbandes hätte aussehen können.

Der ‚ganze‘ v. Max steckt dann schon in dem 1869 geschaffenen programmatischen Bild *Der Anatom* in der Münchner Neuen Pinakothek (Abb. 3): Es zeigt einen sinnenden Arzt oder Pathologen mittleren Alters neben dem aufgebahrten Leichnam

⁹ Helena Pereña, Bilder zu Goethes Faust, in: Althaus/Friedel (wie Anm. 1), S. 64 f.

¹⁰ Pereña (wie Anm. 9), S. 65.

¹¹ Pereña (wie Anm. 9), S. 65 mit Anm. 6. Nach v. Max’ eigener Aussage entwarf er sogar 80 Zeichnungen: Althaus/Friedel (wie Anm. 1), S. 42.

¹² Zitiert nach Althaus/Friedel (wie Anm. 1), S. 42.

¹³ Pereña (wie Anm. 9), S. 65.

¹⁴ Kay Ehling, Zu den „Faust“-Illustrationen des Münchner Malers Gabriel von Max, in: Goethe-Jahrbuch 129, 2012, S. 192.

¹⁵ Ehling (wie Anm. 14), S. 192.

¹⁶ Zu Seibertz und seinem „Faust“: Andrea Teuscher, Engelbert Seibertz 1813–1905. Leben und Werk eines westfälischen Porträt- und Historienmalers (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte 53), Paderborn 2005, S. 103–136 mit sämtlichen Illustrationen.

¹⁷ Petra Maisak, Illustrationen, in: Hans-Dietrich Dahnke u. Regine Otto (Hrsg.), Goethe Handbuch, Band 4,1: Personen, Sachen, Begriffe, A–K, Stuttgart/Weimar 1998, S. 518.



Abb. 1 Engelbert Seibertz, Faust-Illustration, Fassritt, in: „Goethes Faust. Eine Tragödie“, Stuttgart 1864 (bei Cotta), zu S. 114. – Altmayer: „Ich hab' ihn selbst hinaus zur Kellertüre – / Auf einem Fasse reiten sehn –“ (FA I, 7, 1 V 2329 f.). Mephisto und Faust reiten auf einem Weinfass aus Auerbachs Keller



Abb. 2 Gabriel v. Max, Faust-Illustration, In Marthes Garten. – Faust: „Süß Liebchen!“ Margarete: „Laßt einmal!“ (FA I, 7, I V 3179 f.). Die Szene kommentiert Max ironisch durch den schwarzen Käter außen in der Mitte links, der Jagd macht auf das Vögelchen im Baum über Mephisto und Marthe. Typischweise hat v. Max wieder eine ganz und gar unheroische Faustszene ausgewählt

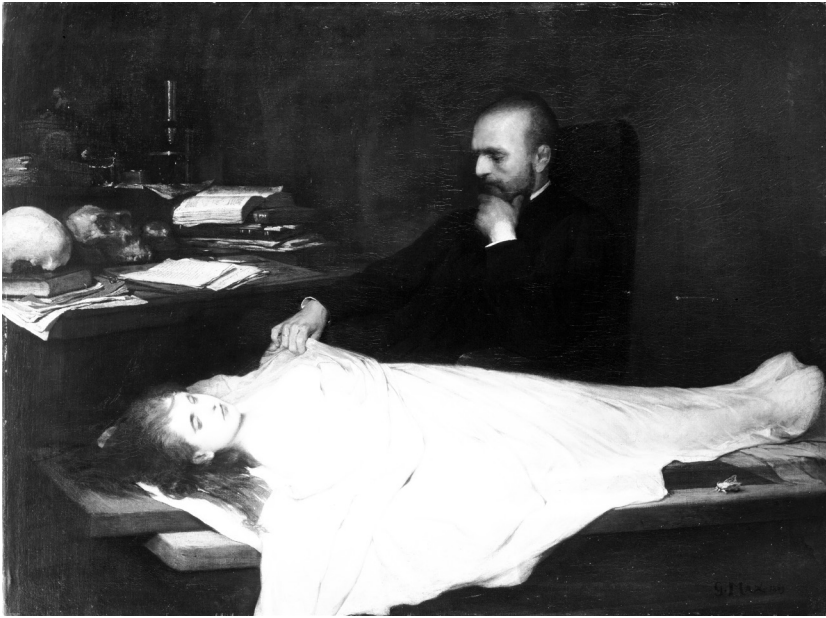


Abb. 3 Gabriel v. Max, Der Anatom, Öl auf Leinwand, 1869, Bayerische Gemälde-sammlungen, Neue Pinakothek, München (© ARTHOTHEK Nr. 909)

einer jungen Frau sitzen. Mit seiner rechten Hand zieht er das fast durchsichtige Tuch von der Leiche und gibt damit den Blick auf Gesicht und Oberkörper einer schönen, marmorweißen Frauengestalt mit langen braunen Haaren frei. Die Frau ist erst wenige Stunden tot; ihre Seele sitzt in Gestalt eines Nachtfalters noch zu ihren Füßen, hebt aber schon die Flügel an, um im nächsten Augenblick ins dunkle Nichts zu entschwinden. Das Mikroskop, die Bücher, Skripte und urzeitlichen Schädel auf dem im Bildhintergrund zu sehenden Schreibtisch geben Hinweise auf die faustischen Gedanken, denen der Anatom, in sich versunken und doch auf die Tote blickend, nachhängt: Mikrokosmos – Makrokosmos, Leben, Schönheit, Eros, Psyche, Vergänglichkeit, Tod, Sinn. Wo kommen wir her – wo gehen wir hin?¹⁸ – Während Piloty mit spektakulären Historienbildern Berühmtheit erlangt, kehrt v. Max die übersteigerte Theatralik seines Lehrers „ins Gegenteil und verlegt() sich auf bis zur Leblosigkeit beruhigte Frauengestalten“, wie S. Böller treffend schreibt.¹⁹ In den nächsten Jahren entstehen Bilder, in

¹⁸ Ehling (wie Anm. 14), S. 193.

¹⁹ Susanne Böller, Poesie mit malerischen Mitteln – Einige frühe Genrebilder, in: Althaus/Friedel (wie Anm. 1), S. 112.

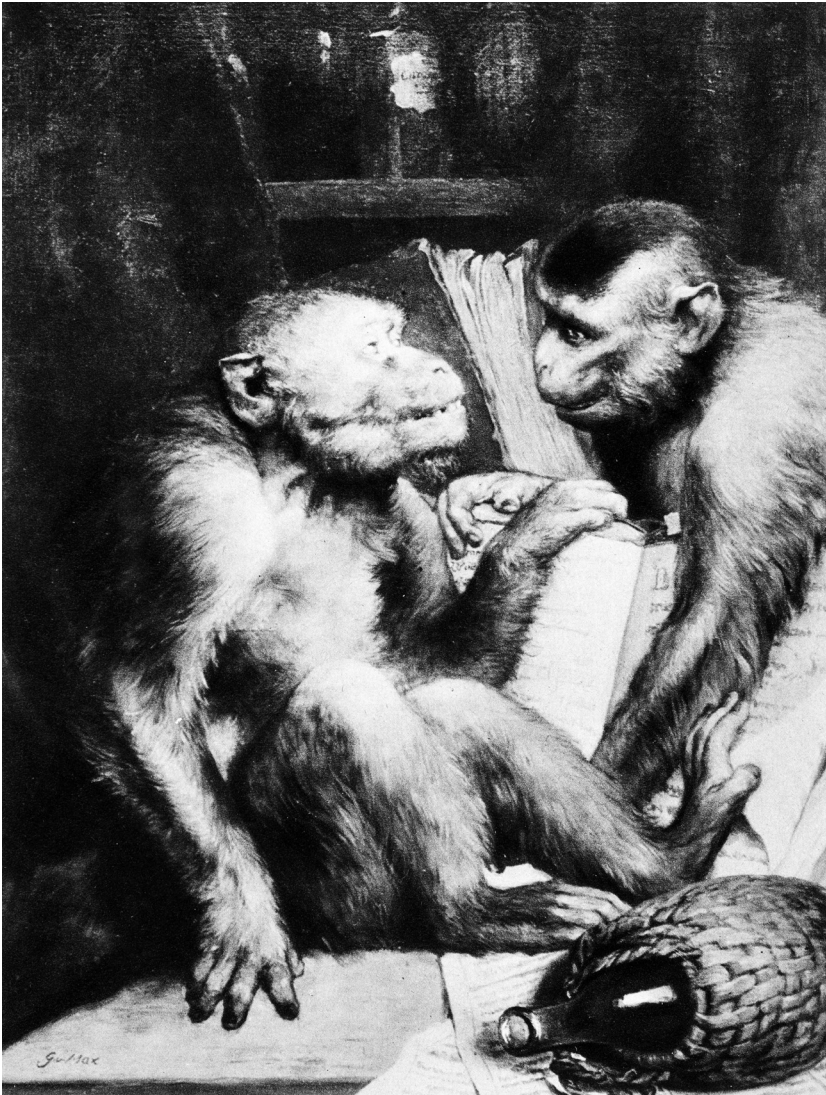


Abb. 4 Gabriel v. Max, Scholastiker, Öl auf Leinwand. Zwei Affen mit Büchern, Schriften und ausgeleerter Weinflasche, im Hintergrund weitere Flaschen auf einer Stel­lage, Versteigert bei Hugo Helbing am 15. Februar 1921 (Kat.-Nr. 153). Verbleib unbekannt

denen Tod und Scheintod ästhetisiert werden, z. B. *Julia Capulet am Hochzeitsmorgen* (1874).

Ebenfalls im Jahr 1869 müssen alle älteren Piloty-Schüler ihre Akademieateliers verlassen;²⁰ v. Max zieht in die Schwanthalerstraße²¹ und schafft sich im September 1869 seine ersten Affen an. Zeitweise hält er bis zu 14 Tiere gleichzeitig. Da viele der Primaten trotz intensiver Pflege sterben, präpariert, seziiert und fotografiert er diese nach wissenschaftlichen Maßstäben. Skizzen und Fotos finden später für die Ölbilder Verwendung.²² 1871 malt v. Max das erste Affengemälde (*Schmerzvergessen I*).²³ Aus dem Jahr 1889 stammt sein wohl bekanntestes Bild *Affen als Kunstrichter* in der Münchner Neuen Pinakothek. Bis zu seinem Lebensende hält und malt er Affen und bezeichnender Weise stellt sich v. Max auf dem einzigen bekannten Selbstporträt von 1910 mit seinem Lieblingsaffen Paly dar.²⁴

1874 entsteht das Sensationsbild *Christuskopf auf dem Schweißstuch der hl. Veronika*. Je nach Standort des Betrachters erscheint Christus mit geschlossenen oder geöffneten Augen. Das Gemälde wird in Prag, Wien, Berlin, London und St. Petersburg, schließlich in der österreichisch-ungarischen Botschaft in Rom und in den Appartements von Papst Leo XIII. gezeigt.²⁵ Auf der Pariser Weltausstellung 1878 steht v. Max' im deutschen Saal gezeigtes Bild *Christus erweckt eine Tote (Die Erweckung von Jairus' Tochterlein)* im Zentrum der allgemeinen Bewunderung (s. u.).²⁶ F. Pecht bezeichnet es 1881 als „eines der schönsten wie ergreifendsten“ Bilder des Malers und rechnet es „unbedingt zum künstlerisch Vollendesten und Eigenartigsten“, das die „moderne Kunst überhaupt hervorgebracht hat“.²⁷ Man wird wohl sagen dürfen, dass v. Max für das Jahrzehnt zwischen 1869 und 1879 zu den innovativsten und kreativsten Malern Deutschlands gehört.²⁸ Am 17. November 1878 wird der Künstler zum ordentlichen Professor für Historienmalerei und religiöse Stoffe an der Akademie der Bildenden Künste in München berufen, tritt jedoch schon 1883 freiwillig von seinem Amt (unter Beibehaltung des Professorentitels) zurück.²⁹ Gabriel v. Max begründet

²⁰ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 23.

²¹ In der Schwanthalerstr. 25 hatte Albert v. Keller zeitweise ebenfalls sein Atelier: Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 38. Er malte dort 1873 seinen *Chopin*.

²² Karin Althaus, Die Affen: Studienobjekte und Lebensgefährten, in: Althaus/Friedel (wie Anm. 1), S. 294.

²³ Althaus (wie Anm. 22), S. 315.

²⁴ Althaus (wie Anm. 22), S. 315 mit S. 329 Abb. 336.

²⁵ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 25.

²⁶ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 25.

²⁷ Friedrich Pecht, Gabriel von Max, in: Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen, Nördlingen 1891, S. 345, zit. nach Gian Casper Bott, Salons, Séances, Secession. Albert von Keller zwischen Tradition und Aufbruch, in: Gian Casper Bott, Salons, Séances, Secession (Ausstellungskatalog, Kunsthaus Zürich), München 2009, S. 61.

²⁸ So das Urteil des Verfassers in seinem im Druck befindlichen Gabriel von Max-Artikel im AKL.

²⁹ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 27.

dies u. a. damit, dass er sich wieder verstärkt Ausbau und Pflege seiner immer größer werdenden Sammlung widmen wolle (s. u.). Ende der 1870er Jahre kommt er mit der Parapsychologie in Berührung. Er lernt die führenden Münchner Okkultisten Carl du Prel und Albert Baron v. Schrenck-Notzing kennen.³⁰ Nach eigener Aussage ist der Spiritismus für ihn keine Pseudowissenschaft, „nicht Religion, nicht Philosophie, nicht Aberglaube sondern eine Fortsetzung der bisher erreichten Naturerkenntnis.“³¹ Im Mai 1887 finden sowohl im Atelier von Albert v. Keller als auch in dem von Gabriel v. Max Versuche zur Gedankenübertragung mit dem Medium Lina Matzinger statt, die fotografisch dokumentiert werden.³² Gabriel v. Max beschäftigt sich mit der Geschichte der sonnambulen Friedericke Hauffe und der durch den Bericht von Clemens Brentano bekannt gewordenen stigmatisierten Anna Katharina Emmerich.³³ Es entstehen Gemälde wie *Geistergruß* (1879) oder *Die ekstatische Jungfrau Katharina Emmerich*, die sich heute in der Neuen Pinakothek München befinden.

Um 1890 schafft v. Max eine *Heilige Cäcilie*.³⁴ Dieses Thema hat ihn mehrfach beschäftigt. Das Werk ist vor dem Hintergrund von Raffaels, etwa 1514 entstandener *L'estasi di santa Cecilia* in der Pinakothek von Bologna zu verstehen, und an neueren Darstellungen, etwa der Nazarener zu messen. Seit Heinrich von Kleists 1810 geschriebenen und Cäcilie, der Tochter des katholischen Staatstheoretikers Adam Müller, gewidmeten Legende „Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik“, war die Heilige eine erfolgreiche, erzkatholische Vorkämpferin der Gegenreformation. Durch die Macht der Musik werden bei Kleist nicht nur die Bilderstürmer von ihrem frevelhaften Vorhaben abgebracht, sondern zugleich schlagartig auch zum rechten Glauben bekehrt. Auf einer Kunstausstellung lernen sich im Sommer 1892 v. Max und der Zoologe Ernst Haeckel kennen und befreunden sich.³⁵ Er widmet Haeckel zu dessen 60. Geburtstag am 17. Februar 1894 den *Pithecanthropus Alalus* (Abb. 5), eine an Giorgiones *Gewitter* angelehnte Darstellung der Urfamilie, als eine „quasi ... prähistorische Version des Bildes der heiligen Familie“, wie K. Artinger scharfsichtig beobachtet.³⁶ Zeichen des

³⁰ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 30.

³¹ Christine Walter: „...es geht doch nichts über die kritischen geübten Augen des Malers“. Gabriel von Max und das spiritistische Bild, in: Althaus/Friedel (wie Anm. 1), S. 213 f. Anm. 2.

³² Vgl. Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 31 und Eberhard Bauer, Gabriel von Max und der Spiritismus und Okkultismus seiner Zeit, in: Althaus/Friedel (wie Anm. 1), S. 186–196 mit Abb. 168–171.

³³ Vgl. dazu Andrea Fronhöfer, Die ekstatische Jungfrau [Anna] Katharina Emmerich, in: Althaus/Friedel (wie Anm. 1), S. 196–201.

³⁴ Zum Thema vgl. Andrea Gott dang, „Vom Schalle geweckte Träume“. Gabriel von Max und die Musik, in: Althaus/Friedel (wie Anm. 1), S. 56–63, bes. S. 62 f. mit Abb. 36; 38–40.

³⁵ Thomas Bach, Über den wechselseitigen Einfluss von Wissenschaft und Kunst. Gabriel von Max und Ernst Haeckel in Briefen, in: Althaus/Friedel (wie Anm. 1), S. 282.

³⁶ Kai Artinger, Der beobachtete Mensch. Gabriel von Max' ‚Affen als Kunstrichter‘ und Paul Meyerheims ‚Affenakademie‘ im Kontext der Anfänge der anthropologischen Forschung, Münchner Jahrbuch der bildenden Künste 46, 1995, S. 163–174, Zitat S. 164.



Abb. 5 Gabriel v. Max, Pithecanthropus Alalus, Öl auf Leinwand, 1894, Ernst-Haeckel-Haus der Universität Jena (© bpk Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte, Berlin)



Abb. 6 Gabriel v. Max mit jungem Pavian, 1902, Albumin, Städtische Galerie im Lenbachhaus, München

finanziellen Erfolges und der persönlichen Anerkennung sind der Erwerb und Ausbau einer Villa in Ammerland am Starnberger See (ab 1875),³⁷ die Verleihung der Ehrendoktorwürde zum 60. Geburtstag durch die philosophische Fakultät der Universität Jena (auf Antrag Haeckels)³⁸ und die Erhebung in den Adelsstand durch den bayerischen Prinzregent Luitpold ebenfalls zum 23. August 1900.³⁹ Als v. Max im November 1915 stirbt (wenige Monate nach dem Tod seines Lieblingsaffen Paly), hinterlässt er eine natur- und kunstwissenschaftliche Sammlung aus geschätzten 60.000 bis 80.000 Objekten, die mit der Sammlung Goethes die wohl umfangreichste wissenschaftliche Privatsammlung Deutschlands im 19. Jh. bildet.⁴⁰ Sie umfasst Ethnographica etwa aus Afrika, Ozeanien, Sibirien und Südamerika (Kleidung, Masken, Waffen, Schmuck, kultische Gegenstände, Plastiken, Mumien) ebenso wie Arte- und Geofakte (neolithische Faustkeile, Versteinerungen, Knochen ausgestorbener Tiere) sowie zahlreiche Tiersklette, Affen- und Menschenschädel. Der allergrößte Teil der Sammlung wird 1917 von der Stadt Mannheim erworben und befindet sich heute im Reiss-Engelhorn-Museum.

II. Biographischer Abriss: Albert v. Keller

Albert v. Keller (* 27. April 1844 Gais [Schweiz], † 16. Juli 1920 München, seit dem 19. Juli 1898 Albert Ritter von Keller) entstammt einer alten Schweizer Familie, die sich bis ins 10. Jahrhundert zurückverfolgen lässt.⁴¹ Einer der Vorfahren, Felix, wird 1487 durch den späteren Kaiser Maximilian I. geadelt, ein anderer Altvorderer ist Johann Balthasar Keller, ein Erzgießer am Hofe Louis' XIV. Der Bruder der Mutter, Friedrich Ludwig Keller (1799–1860), ist Mitbegründer der Universität Zürich und Nachfolger von Friedrich Carl v. Savigny an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin.⁴² Albert v. Kellers Vater ist unbekannt, wahrscheinlich handelt es sich aber um den Gesangslehrer an der Kantonsschule Zürich, Wilhelm Krauskopf.⁴³ – Um keinen Anstoß zu erregen, bringt Caroline Keller ihr uneheliches, neuntes Kind nicht in Zürich, sondern im Appenzeller Gais zur Welt und übersiedelt nach zwei Monaten in das oberfränkische Aufseß. 1847 ziehen Mutter und Kind nach Bayreuth, 1854, inzwischen bayerische Staatsbürger, nach München um. Schon der 10-jährige erhält

³⁷ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 26.

³⁸ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 34.

³⁹ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 34.

⁴⁰ So Axel von Gagern zitiert nach Karin Althaus, „Das Übrige lese man im Darwin nach.“ Die wissenschaftliche Sammlung, in: (wie Anm. 1), S. 255.

⁴¹ Zu den Familienverhältnissen ausführlich: Oskar A. Müller, Albert von Keller, 1844 Gais/Schweiz – 1920 München, München 1981, S. 254–257.

⁴² Müller (wie Anm. 41), S. 255 f.

⁴³ Gian Caspar Bott und Nico Kirchberger, Biographie von Albert von Keller, in: (wie Anm. 27), S. 202.

Klavier- und Zeichenunterricht. Nach Abschluss des Gymnasiums wird Albert v. Keller 1863 in das Königliche Maximilianeum aufgenommen.⁴⁴ Zweck der Stiftung ist die Förderung besonders begabter Studenten für den höheren Staatsdienst. Er beginnt mit dem Jurastudium und tritt der schlagenden Verbindung Corps Isaria bei.⁴⁵ Seine technische Begabung zeigt sich in der Entwicklung einer Übersetzungsdrehbank, die auf einer Industrieschau ausgestellt und prämierte wird. Finanziell abgesichert bereist er Italien, Frankreich, Holland, Belgien und die Schweiz und entscheidet sich für die Malerei.⁴⁶ Am 24. April 1866 tritt v. Keller in die Antikenklasse des gerade von Weimar nach München gewechselten Arthur v. Rambergs (1819–1875) an der Akademie der Künste ein.⁴⁷ Arthur v. Ramberg wirkt „richtungsweisend“ für den angehenden Künstler.⁴⁸ Wie Hans Rosenhagen schreibt, gehörte dieser „zu den beliebtesten Lehrern der Münchner Akademie“.⁴⁹ Schon im Mai 1868 macht v. Ramberg seinem Schüler den Vorschlag, sein Atelier im Akademiegebäude mitzubenzuzen⁴⁹ und im darauffolgenden Jahr fahren beide für drei Wochen zusammen nach Venedig.⁵⁰ Eine enge Freundschaft verbindet v. Keller auch mit Mimi, der Tochter v. Rambergs und späteren Ehefrau des Bildhauers Wilhelm v. Rümhans.⁵¹ 1869 entsteht *Faun und Nymphe*, das auf der 1. Internationalen Kunstausstellung in München gezeigt wird.⁵² Im Jahr 1871 beziehen v. Keller und seine Mutter eine repräsentative Fünfstübchen-Wohnung in der Maximilianstraße 8 (heute 27), in der der Künstler bis zu seinem Tode wohnen wird.⁵³ Sein erstes Meisterwerk schafft v. Keller mit *Zur Audienz* oder *Die Dubarry führt dem König ein junges Mädchen zu*, so der Titel nach Rosenhagen.⁵⁴ Albert v. Keller versetzt den Betrachter nach Versailles in die Zeit vor der Französischen Revolution (Abb. 7 a und b). Vor einem schimmernd-goldenen Rokokointerieur mit grünlichen Marmorsäulen und zierlichen Konsolen, auf denen chinesische Vasen stehen, befindet sich ein livrierter Diener, der im Begriff ist, leise jene Tür zu öffnen, die zu den Privatgemächern Ludwigs XV. führt. Davor stehen zwei vornehmen Damen,

⁴⁴ Müller (wie Anm. 41), S. 15.

⁴⁵ Müller (wie Anm. 41), S. 15.

⁴⁶ Müller (wie Anm. 41), S. 15.

⁴⁷ Zu Ramberg vgl. Horst Ludwig, Ramberg, Arthur Freiherr von, in: *Münchner Maler im 19. Jahrhundert*, Bd. 3, München 1982, S. 323 f. Für Albert von Keller war er Vater, Freund und Lehrer, aber auch Ramberg lernte von v. Keller: Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 16; 40.

⁴⁸ Ludwig (wie Anm. 47), S. 323.

⁴⁹ Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 25.

⁵⁰ Müller (wie Anm. 41), S. 16; Bott (wie Anm. 27), S. 10. Vgl. auch das später fertig gestellte Venedig-Bild bei Müller (wie Anm. 41), S. 39 Abb. 35 bzw. Bott (wie Anm. 27), S. 23 Abb. 15.

⁵¹ Müller (wie Anm. 41), S. 16.

⁵² Müller (wie Anm. 41), S. 16; Bott (wie Anm. 27), S. 9. Das Bild befindet sich heute im Westfälischen Landesmuseum Münster.

⁵³ Müller (wie Anm. 41), S. 262–264 mit Abbildungen.

⁵⁴ Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 36.



Abb. 7 a und b (gegenüberliegende Seite) Albert v. Keller; Entwurf und Endfassung Zur Audienz oder Die Dubarry führt dem König ein junges Mädchen zu, Öl auf Leinwand, 1872, Bayerische Gemäldesammlungen, Neue Pinakothek, München, Inv.-Nr. 8496 und Kunsthaus Zürich



auf sprichwörtlich spiegelglattem Parkett:⁵⁵ Die ältere von beiden, die Dubarry, mit langem seidenglänzendem Kleid, Schühchen mit rotem Absatz, kostbarem Halsband und einer Blume im Haar, weist mit dem geschlossenen Fächer in der rechten Hand gebieterisch auf diese Tür hin und hinterfängt mit dem über ihren linken Arm dra-

⁵⁵ Bott (wie Anm. 27), S. 11.

pierten Stoffbausch, das vor ihr stehende Mädchen, so das es für sie gleichsam kein Entkommen mehr gibt. Die Hauptperson des Bildes, das ganz in schwarz gekleidete junge Mädchen, zögert sichtlich. Ihr Blick geht halb zurück, halb schaut sie nach einem auf dem Boden liegenden Taschentuch. Sie weiß, dass der nächste Augenblick ihr Leben vollkommen verändern wird, denn wenn sie durch die Tür schreitet, diese Schwelle übertritt, wird sie in der nächsten Stunde ihre Unschuld verlieren, wie eben das weiße Tuch, wenngleich dafür mit kostbaren Geschenken überhäuft und einer glänzenden Stellung bei Hofe belohnt. Die Dubarry selbst ist einmal vor diese Tür geführt worden und weiß, was kommen wird. Ihr Gesichtsausdruck ist grandios eingefangen; darin spiegelt sich eine gewisse Abschätzigkeit für dieses ‚Ding‘ aus der Provinz; „komm‘ zier Dich nicht so“, scheint sie sagen zu wollen. Gleichzeitig liegt in ihrem Blick die schmerzliche Gewissheit, dass sie von dem Mädchen an erotischer Attraktivität übertroffen wird. Deren Reiz liegt gerade in ihrer schönen Einfachheit und Natürlichkeit, die die Dubarry durch Alter und Hofintrigen verloren hat. Vielleicht triumphiert sie aber auch im Geheimen, weil sie genau weiß, dass auch dieses heute so begehrte Mädchen, zur Frau geworden, eines Tages selbst wieder eine Jüngere an jene Schwelle wird bringen müssen.

Albert v. Kellers Durchbruch zu einem eigenen Stil erfolgt 1873 mit *Chopin*. Das Gemälde verkauft er für 14.000 Mark:⁵⁶ Wir sehen eine junge Dame, die ihrer Freundin beim Pianospiele lauscht, wobei ihr vor lauter süßer Liebesträumerei die Stickereiarbeit aus den Händen gegliitten ist. Durch die Farbgebung der Kleider wird gleichsam die „Haschischstimmung“ der Chopinschen Musik eingefangen.⁵⁷

In den nächsten Jahren wechseln sich Reisen und erste Ausstellungenserfolge ab. Albert v. Keller ist oft in der Schweiz. Im Glaspalast wird 1876 *Die Maske* gezeigt; bei dem Nacktmodell mit Maske handelt es sich um Bonicella Berteneder aus Landshut (1858–1901), die spätere Ehefrau von Hans Thoma.⁵⁸ Nach v. Kellers eigener Aussage beginnt mit dem Jahr 1878 seine zweite Malperiode.⁵⁹ Am 28. September diesen Jahres heiraten er und die 20-jährige Irene Isabella v. Eichthal in der neuen protestantischen Markuskirche an der Gabelsbergerstraße. Sie gilt als eine der schönsten und elegantesten Frau Münchens (Abb. 9). Die näheren Umstände sind lange Zeit Stadtgespräch.⁶⁰ Seine Ehefrau, die er in Kitzbühl kennengelernt hat,⁶¹ ist die jüngste Tochter des sehr vermögenden Karl Friedrich Freiherr v. Eichthal, dem Sohn des Mitbegründers der

⁵⁶ Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 38.

⁵⁷ „Zu Beethoven würden diese Farben nicht passen“ meint Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 37 treffend. Vgl. außerdem Bott (wie Anm. 27), S. 24 f. Zur Wertschätzung Chopins durch Heine und Nietzsche ebenda S. 24. Der Ausdruck ‚Haschischstimmung‘ nach Josef Popp, Albert von Keller, in: *Kunst unserer Zeit* 19, 1908, S. 140 zitiert nach Bott (wie Anm. 27), S. 24.

⁵⁸ Müller (wie Anm. 41), S. 20. Abb. S. 18 Abb. 14.

⁵⁹ Müller (wie Anm. 41), S. 49.

⁶⁰ Hermann Uhde-Bernays, *Im Lichte der Freiheit. Erinnerungen aus den Jahren 1880 bis 1914*, München 1963, S. 15.

⁶¹ Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 44.

Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank,⁶² Simon v. Eichthal; dieser gilt 1854 als der größte Steuerzahler Münchens.⁶³

Anfang der 1880er Jahre entsteht „eines der merkwürdigsten Werke“: *Kaiserin Faustina im Junotempel zu Praeneste*.⁶⁴ Die 1882 fertig gestellte Endfassung, die sich im Besitz der Baronin von Hewald in Berlin befand, ist heute verschollen und nur mehr durch Reproduktionen bekannt. In der Neuen Pinakothek München befindet sich allerdings eine große Vorstudie (Abb. 8).⁶⁵

Die um 400 n. Chr. verfasste *Historia Augusta* (nicht Aurel Victor, wie sich v. Keller irrtümlich erinnert)⁶⁶ weiß zu berichten, dass die Ehefrau des Philosophenkaisers Marc Aurel (161–180 n. Chr.), Faustina II. († 176 n. Chr.), eines Tages in Liebe zu einem Gladiator entbrannt sein soll. Da sie sich vor Leidenschaft und Kummer verzehrt, gesteht Faustina II. alles ihrem Mann, der den Fall chaldäischen, d. h. östlichen, Wahrsagern, vorlegt. Diese raten, den Gladiator zu töten. Anschließend soll Faustina II. in dessen Blut baden und sich so zu ihrem Ehemann legen, um den Liebesbann zu brechen. Dies gelingt auch, doch zeugen sie mit ihrem Sohn Commodus einen Kaiser, der sich, wie der antike Leser wusste, später bevorzugt als Gladiator im römischen Zirkus produzierte (HA *vita Marci* 19, 2–6). Die Geschichte diente offensichtlich zur Verunglimpfung der Faustina II., ist aber durchaus keine Erfindung der *Historia Augusta*, sondern gibt Gerüchte wieder, die in der römischen Bevölkerung kursierten und das unstandesgemäße Verhalten des Commodus (180–192 n. Chr.) erklären sollten. Ohne engeren Rückbezug auf die antike Überlieferung, mehr aus der ungefähren Erinnerung und Phantasie heraus, verlegt v. Keller die Episode großzügig in den Junotempel von Praeneste, südlich von Rom (Abb. 8). In einer hohen antikischen Säulenkulisse sieht man links das thronende Kultbild der Göttin Juno, etwa in der Mitte, von Priesterschaft und Hofstaat umgeben, das weibliche Orakel mit erhobenen Armen. Ihren Spruch, dass die Kaiserin erst frei sein wird, wenn sie im Blute des geliebten Gladiators gebadet hat, vernimmt Faustina II. in diesem Moment. In ihrem Gesicht spiegeln sich Trauer und Schmerz, und dass sich ihr Herz förmlich zusammenzieht machen die vor der Brust verschränkten Arme deutlich. Gian Casper Bott erinnert an die einsame Frau auf Arnold Böcklins *Villa am Meer*, in der Münchner Schack-Galerie.⁶⁷

In den 1880er und 1890er Jahren avancierte v. Keller zu dem Münchner Frauenmaler.⁶⁸ Höhepunkt seiner Tätigkeit sind Porträtsitzungen mit Zarin Alexandra 1898

⁶² Die Bank hatte bis 1898 im Preysing-Palais hinter der Feldherrenhalle ihre Sitz: Müller (wie Anm. 41), S. 258.

⁶³ Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 49; Müller (wie Anm. 41), S. 258.

⁶⁴ Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 48.

⁶⁵ Vgl. auch Oskar A. Müller, Albert von Keller. Seine Zeichnungen S. 129–133 mit Abb. 131–135.

⁶⁶ Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 48.

⁶⁷ Bott (wie Anm. 27), S. 53.

⁶⁸ Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 44.



Abb. 8 Albert v. Keller: Vorstudie zu Kaiserin Faustina im Junotempel zu Praeneste. 1881, Bayerische Gemäldesammlungen, Neue Pinakothek, München, Inv.-Nr. 8496

in Darmstadt.⁶⁹ Der Künstler hat sein Thema, das seinen Ruhm begründet, gefunden:⁷⁰ elegante, reich gekleidete Damen in bürgerlich-aristokratischen Salons. Häufig steht ihm seine schöne Frau Irene Modell. Das Bild *Irene in Weiß* von 1888 wird gefeiert und mit Preisen versehen.⁷¹ Etwa in dieser Zeit entsteht das mehrfach ausgeführte und leicht variierte Porträt seiner Frau (Abb. 9). Schon 1886 tritt Keller der neugegründeten ‚Psychologischen Gesellschaft‘ bei (s. o.), der auch Adolf Bayersdorfer, der Konservator der Alten Pinakothek angehört.⁷² In den kommenden Jahren finden rund 50 Sitzungen mit Medien statt.⁷³

Anfang 1892 treten über 100 Künstler aus der Münchner Künstlergenossenschaft aus.⁷⁴ Unter Führung von Hugo Freiherr von Habermann, Bruno Piglhein, Heinrich Zügel, Ludwig Dill, Franz von Stuck, Fritz von Uhde u. a. wird die Münchner Secession gegründet.⁷⁵ Die Aufregung und Unruhe, die dieser Vorgang in der Münchner Kunstwelt auslöst und in die selbst der Prinzregent hineingezogen wird,⁷⁶ sind noch bei Hermann Uhde-Bernays zu spüren.⁷⁷ Zwei Motive, ein wirtschaftliches und ein künstlerisches, kommen dabei zusammen: Die berechtigte Sorge gegenüber den französischen Impressionisten als unmodern angesehen zu werden, und der Wunsch nach besseren Verkaufsmöglichkeiten als im laufenden Betrieb des Glaspalastes.⁷⁸ Zu den älteren Führern der Secession gehört auch v. Keller.⁷⁹ Bei der ersten, sehr erfolgreichen Ausstellung von 1893 in der Prinzregentenstraße stellt v. Max zwei Bilder aus. Es bleibt dann allerdings „bei diesem einmaligen Auftritt“.⁸⁰ Als die Münchner Secession im selben Jahr in Berlin ausstellt, darf v. Keller Kaiser und Kaiserin führen.⁸¹

Albert v. Keller findet höchste künstlerische und gesellschaftliche Anerkennung: 1887 wird ihm, nachdem im Vorjahr sein Erweckungsbild fertig geworden ist, der Titel

⁶⁹ Keller hatte sich zuvor mit Ölporträts der Zarin empfohlen Müller (wie Anm. 41), S. 110 Abb. 142 und S. 219 Abb. 273.

⁷⁰ Matthias Eberle, Albert von Keller, in: Bruno Bushart/Matthias Eberle/Jens Chr. Jensen (Hg.), Museum Georg Schäfer Schweinfurt, Schweinfurt 2002, S. 119.

⁷¹ Müller (wie Anm. 41), S. 269.

⁷² Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 62.

⁷³ Vgl. Bayerische Staatsgemäldesammlungen (Hg.), Neue Pinakothek/München, Band VI: Malerei der Gründerzeit. Vollständiger Katalog, bearbeitet von Horst Ludwig, München 1977, S. 131.

⁷⁴ Hermann Uhde-Bernays, Die Münchner Malerei im neunzehnten Jahrhundert II. Teil: 1850–1900, München 1925, S. 234; Müller (wie Anm. 41), S. 269.

⁷⁵ Uhde-Bernays (wie Anm. 74), S. 234. Erster Vorsitzender wird Piglhein, gefolgt von Dill (1894) und Uhde (1899): Uhde-Bernays (wie Anm. 74), S. 238.

⁷⁶ Uhde-Bernays (wie Anm. 74), S. 238.

⁷⁷ Uhde-Bernays (wie Anm. 74), S. 233–240.

⁷⁸ Vgl. das Memorandum des Vereines bildender Künstler München, abgedruckt in: Heidi C. Ebertshäuser (Hg.), Kunsturteile des 19. Jahrhunderts. Zeugnisse – Manifeste – Kritiken zur Münchner Malerei, München 1983, S. 158–161.

⁷⁹ Uhde-Bernays (wie Anm. 74), S. 242.

⁸⁰ Althaus/Böller (wie Anm. 1), S. 32.

⁸¹ Müller (wie Anm. 41), S. 269.

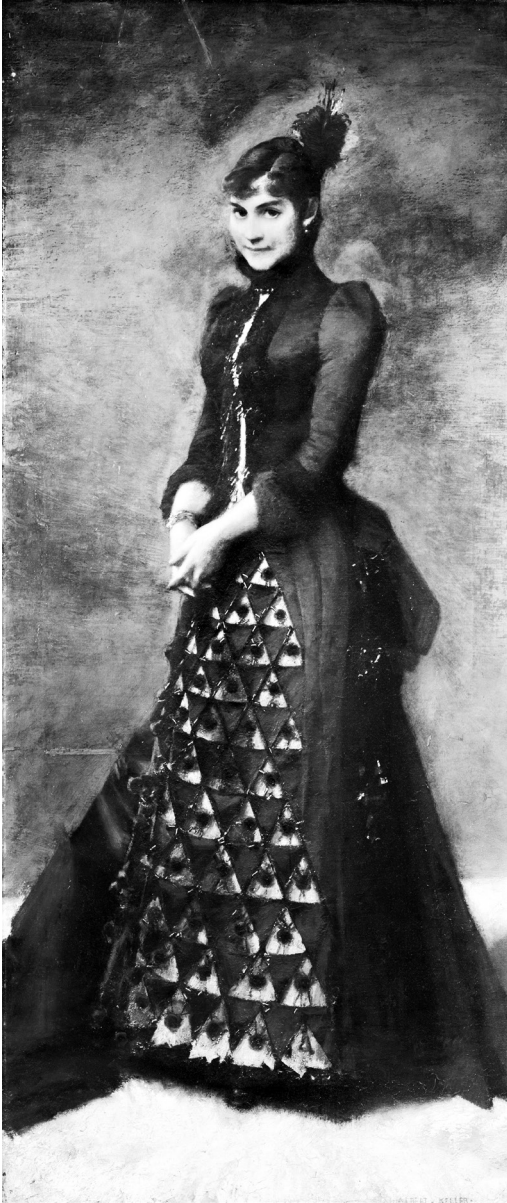


Abb. 9 Albert v. Keller; Irene v. Keller, Öl auf Leinwand, um 1888, Bayerische Gemäldesammlungen, Neue Pinakothek, München (Inv.-Nr. 12552)



Abb. 10 1918 schafft Hans Schwegerle für die Mitglieder der Secession München die abgebildete Eisenmedaille mit dem Vereinsblem, dem behelmten Kopf der Athena (W. Hasselmann, Hans Schwegerle Medaillen, München 1990, Nr. 152). Piclhein ist der erste Vorsitzende des Sesssion, ihm folgen Dill, dann Uhde (Staatliche Münzsammlung München, Photo: Nicolai Kästner)

eines königlichen Professors verliehen, und 1898 wird er durch Prinzregent Luitpold in den königlichen Verdienstorden der bayerischen Krone aufgenommen und als Albert Ritter von Keller mit Adelsmatrikel versehen.⁸² Ein vom Glück Begünstigter – aber auf den Senex legt sich der Schatten des Todes: Sein 1884 geborener Sohn Balthasar, der als Fähnrich beim III. Artillerie-Regiment dient, verletzt sich beim Hantieren mit dem Revolver schwer und stirbt am 31. Januar 1906. Über den Tod kommt Irene v. Keller nicht hinweg; sie folgt ihm kein Jahr später am 6. Januar 1907. „Ich bin allein“ heißt es in v. Kellers Tagebuch.⁸³ Mit diesen einschneidenden Ereignissen endet die zweite Malperiode; in der dritten und letzten Periode wird seine Malweise deutlich expressiver. In Gisela v. Wehner und Anni Söldner findet der Künstler nochmals zwei schöne Modelle. Ehrungen und Ausstellungserfolge werden nicht weniger. Im Katalogvorwort zur Winter-Ausstellung in den Räumen der Secession am Königsplatz 1908 schreibt v. Keller, dass Freiheit in jeder Hinsicht, sei es in der Wahl des Gegenstandes oder der Art der Behandlung sowie die Orientierung an der Natur, die Grundlagen seiner künstlerischen Arbeit seien.⁸⁴ Als 1914 die Neue Pinakothek umgestaltet und neu geordnet wird, werden 17 seiner Werke an drei Wänden gehängt.⁸⁵ Neben verschiedenen baye-

⁸² Müller (wie Anm. 41), S. 166.

⁸³ Zitiert nach Müller (wie Anm. 41), S. 271.

⁸⁴ Müller (wie Anm. 41), S. 164.

⁸⁵ Müller (wie Anm. 41), S. 271 mit Abb. auf S. 165.

rischen Orden erhält er 1910 den russischen St. Stanislaus-Orden.⁸⁶ 1918 wird mit einer Medaille des renommierten Münchner Medailleurs Hans Schwegerle an v. Kellers Einsatz für die Münchner Secession erinnert (Abb. 10). Der Maler stirbt am 16. Juli 1920 und wird im Familiengrab auf dem Münchner Südfriedhof beigesetzt (Abb. 12).

Gabriel v. Max setzt Piloty auf seine ganz eigene Weise fort, ist vor allem aber ein später Romantiker, und zwar in den Extremen: Einerseits greift er auf Themen der schwarzen Romantik zurück, andererseits können seine Affenbilder (Abb. 4) im Sinne der romantischen Ironie verstanden werden. Ganz anders Albert v. Keller, der sich keiner Strömung der Münchner Schule zurechnen lässt. Wenn Hans Rosenhagen gerade in *ihm* einen romantischen Maler in der Nachfolge Moritz von Schwind sieht,⁸⁷ wird man dieser Einschätzung heute, kaum mehr zustimmen wollen. Albert v. Keller ist in erster Linie Gesellschafts- und Frauenmaler. Seine Sphäre ist die sich selbst genügende, vornehme Welt des Großbürgertums und Adels vor der Katastrophe des Ersten Weltkriegs, aber, um es kritisch zu formulieren, ohne Theodor Fontanes Diensthofen und deshalb ohne weiteren sozialen Anspruch. Richtig stellt Hans Rosenhagen fest: „In Kellers Oeuvre gibt es weder Bauern, noch Arbeiter, noch arme Leute. Der Salon ist seine Heimat, ...“ Scharf urteilt Hermann Uhde-Bernays, der meint, für v. Keller sei „das Bildnis nur Mittel zu einer eleganten farbig umglänzten Interieurswiedergabe“ gewesen.⁸⁸ Dies trifft freilich für die innovativsten Bilder v. Kellers nicht zu, etwa für die *Hexenschlaf*⁸⁹ und *Mondschein*-Gemälde,⁹⁰ seine *Somnambulen*⁹¹ und *Kreuzigungen*⁹² oder seine Erweckung der Tochter des Jairus. Uhde-Bernays unterschätzt die stilistische Wandlungsfähigkeit und ‚Bandbreite‘ v. Kellers.

III. Die Erweckung der Tochter des Jairus im Markusevangelium

Im Neuen Testament finden sich bei den Wundertaten Jesu 15 Heilungen, neun Naturwunder, sieben Exorzismen und drei Totenerweckungen: Die Erweckung des Lazerus (Joh 11, 1–45), die Erweckung des Jünglings von Nain (Lk 7, 11–17) und die Erweckung der Tochter des Jairus.⁹³ Diese Geschichte wird von Markus in 5, 21–43 erzählt

⁸⁶ Vgl. die Liste der Ehrenpreise und Orden bei Müller (wie Anm. 41), S. 166.

⁸⁷ Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 1. Allerdings hat Rosenhagen S. 62 insofern Recht, als er die romantische Seite von v. Kellers Interesse am Übersinnlichen und Okkulten hervorhebt.

⁸⁸ Uhde-Bernays (wie Anm. 74), S. 235.

⁸⁹ Müller (wie Anm. 41), S. 88 f. mit Abb. 110–112; Bott (wie Anm. 27), S. 103 ff. mit Textabb. 10 und Abb. 79; 80.

⁹⁰ Müller (wie Anm. 41), S. 90 f. mit Abb. 113–115; Bott (wie Anm. 27), S. 115 ff. mit Textabb. 11 und Abb. 82; 84.

⁹¹ Bott (wie Anm. 27), S. 102 f. mit Abb. 76.

⁹² Müller (wie Anm. 41), S. 101 f. mit Textabb. 8 und 9 und Abb. 76.

⁹³ Statistik nach Marius Reiser, *Der unbequeme Jesus* (Biblich-Theologische Studien 122), Neukirchen-Vluyn 2013, S. 168. Vgl. außerdem Ernst Haenchen, *Der Weg Jesu. Eine Er-*



Abb. 11 Albert v. Keller im Jahr 1898 in der Ordenstracht eines Ritters des königlichen Verdienstordens der bayerischen Krone (nach Auktionskatalog Hugo Helbing am 15. Februar 1921)



Abb. 12 Grabstein der Familie v. Keller im neuen Teil des Alten Südfriedhofs München. – Gegenüber liegen Angehörige der Veduten-, Schlachten- und Katzenmaler-Familie Adam (Photo: Verf.)

und von Lukas (8, 40–56) und Matthäus (9, 18–26) nacherzählt. Lukas hält sich fast wörtlich an Markus lässt nur seiner Tendenz gemäß den Aramäismus weg,⁹⁴ während Matthäus seine Vorlage stark kürzt, aber Flötenbläser und Klageleute hinzu schreibt.⁹⁵ Ihren Namen trägt die Perikope nach einem der Synagogenvorsteher (*archisynágonos*) Jaïrus, der gräzisierten Namensform von hebräisch Ja'ir oder Ja'ir, was je nach Kontext soviel wie „die Gottheit möge erstrahlen“ oder „Er, Gott, wird erwecken“ heißt;⁹⁶ der Name des Mädchens (*korásion*, genau genommen, des kleinen Mädchens), an der das Wunder geschieht, wird in den Evangelien nicht genannt; der Leser erfährt aber, dass es zwölf Jahre alt (Mk 5, 42) und damit im heiratsfähigen Alter ist.⁹⁷ Markus schreibt wörtlich:

21.) Und als Jesus im Boot wieder ans jenseitige Ufer übergesetzt war, versammelte sich eine große Menschenmenge bei ihm, und er war am See. 22.) Und es kommt einer der Synagogenvorsteher mit Namen Jaïrus, und als er Jesus sah, wirft er sich vor seine Füße. 23.) Und er bittet ihn sehr und sagt: „Mit meinem Töchterchen geht es zu Ende, komm' und lege deine Hände auf sie, damit sie gerettet wird und lebt!“ 24.) Und Jesus ging mit ihm und es folgte ihm eine große Menge und umdrängte ihn.

[5, 25–34: Heilung der Blutflüssigen]

35.) Während Jesus noch so sprach, kommen sie vom Synagogenvorsteher und sagen: „Deine Tochter ist gestorben, warum behelligst du noch den Lehrer?“ 36.) Jesus aber, der diese Worte nebenbei hörte, sagt zum Synagogenvorsteher: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ 37.) Und keinen ließ er mitgehen, außer Petrus, Jakobus und Johannes, den Bruder des Jakobus. 38.) Und sie kommen in das Haus des Synagogenvorstehers, und er (= Jesus) sieht den Tumult und wie sehr sie heulen und weinen. 39.) Und als er hineinging, sagt er zu ihnen: „Warum lärmt und weint ihr? Das Kind ist nicht gestorben, sondern schläft!“ 40.) Und sie lachten ihn aus. Er aber trieb alle hinaus und nimmt den Vater des Kindes und die Mutter und die, die mit ihm sind und geht hinein, wo das Kind

klärung des Markus-Evangeliums und der kanonischen Parallelen, Berlin ²1968, S. 211 f., der darauf hinweist, dass die „Befreiungstat“ Jesu von Jaïri Töchterlein über den Jüngling von Nain zu Lazarus gesteigert wird. Letzterer ist schon vier Tage tot, und die Verwesung hat bereits eingesetzt. Für die frühchristlichen Gemeinden waren diese Perikopen hinsichtlich der Auferstehungsfrage von besonderer Bedeutung.

⁹⁴ Friedrich Blass/Albert Debrunner/Friedrich Rehkopf, Grammatik des neutestamentlichen Griechisch, Göttingen ¹⁸2001, S. 5 Anm. 4.

⁹⁵ Flötenbläser und Klageleute gehören „zum Requisite jedes jüdischen Begräbnisses“: Joachim Gnllka, Das Evangelium nach Markus. 1. Teilband: Mk 1–8, 26 (EKK Band II/1), Solothurn – Düsseldorf – Neukirchen-Vluny ⁴1994, S. 217.

⁹⁶ Rudolf Pesch, Das Markusevangelium I. Teil (Herders Theologischer Kommentar zum Neuen Testament). Einleitung und Kommentar zu Kap. 1, 1–8, 26, Freiburg – Basel – Wien ³1980, S. 300. Peter Dschulnigg, Das Markusevangelium (Theologischer Kommentar zum Neuen Testament), Stuttgart 2007, S. 162.

⁹⁷ Haenchen (wie Anm. 93), S. 205.

war. 41.) Und er ergriff die Hand des Kindes und sagt zu ihm: „Talita kum!“, das heißt übersetzt: Mädchen, ich sage dir, steh’ auf! 42.) Und sogleich stand das Mädchen auf und ging herum. Es war aber zwölf Jahre alt. Und sie gerieten (augenblicklich) außer sich vor großer Verwunderung. 43.) Es aber befahl ihnen sehr, dass keiner davon erfahren dürfe und sagte, man solle ihr zu essen geben.

Es handelt sich um ein altes Textstück, bei dem noch durchscheint, dass es ursprünglich in aramäischer Sprache erzählt wurde.⁹⁸ An welchem Ort sich die Geschichte zgetragen hat, weiß Markus aber schon nicht mehr; am wahrscheinlichsten wäre Kapernaum. Der redaktionellen Überleitung des zweiten Evangelisten zufolge sind Jesus und die Jünger aus der Dekapolis zurück und wieder am Westufer des Sees Gennesaret angekommen. Inzwischen sind die Wundertaten Jesu in ganz Galiläa bekannt, so dass er schon von einer großen Menschenmenge erwartet wird. Da kommt einer der Synagogenvorsteher mit Namen Jaïrus und wirft sich Jesus zu Füßen,⁹⁹ so wie sich die Untertanen ihrem in Tiberias residierenden König Herodes Antipas genähert haben werden. Weil sein Töchterlein im Sterben liegt, fleht Jaïrus den Wunderheiler um Hilfe an. Innerhalb der jüdischen Hierarchie, zumal in der kleinen Welt Galiläas, stellt der *Archisynagogos* eine herausragende Persönlichkeit dar. Jesus geht mit ihm. Auf dem Weg zum Haus des Synagogenvorstehers trifft er auf eine blutflüssige Frau;¹⁰⁰ durch ihre Heilung entsteht eine unerwartete Verzögerung.¹⁰¹ Nun kommen Angehörige oder Hausgesinde des Jaïrus, um ihm zu melden, dass seine Tochter inzwischen verstorben sei. Er solle den Lehrer (*didaskalos*) deshalb nicht länger behelligen.¹⁰² Wo aber Jesus ist, müssen Angst, Krankheit und Tod weichen.¹⁰³ Mehr nebenher hört er,¹⁰⁴ was passiert ist.¹⁰⁵ Mit einem meisterlichen Befehl, den er kraft seiner *exousia* („Machtvollkommenheit“) ausspricht, fordert Jesus Jaïrus zum Glauben auf.¹⁰⁶ Es ist eine Besonderheit christlicher Wunder, dass zur Heilung der rechte Glaube gehört.¹⁰⁷ Gemeinsam mit den Jüngern gehen sie zum Haus. Zu den dort Versammelten, die klagen und wei-

⁹⁸ Mk 5, 41. Vgl. Pesch (wie Anm. 96), S. 309.

⁹⁹ Die Proskynese gehört zu solchen Wundergeschichten, vgl. etwa auch Mk 1, 40.

¹⁰⁰ Nur hier sind in den synoptischen Evangelien zwei Wundergeschichten so eng in einander verwoben: Haenchen (wie Anm. 93), S. 205.

¹⁰¹ Mit der Verzögerung wird erzähltechnisch natürlich auch die Spannung erhöht.

¹⁰² Nur am Rande möchte ich darauf aufmerksam machen, dass Markus hier für „Lehrer“ nicht *ῥαββί* verwendet, obwohl dies in seiner Vorlage gestanden haben dürfte.

¹⁰³ Walter Grundmann, *Das Evangelium nach Markus* (Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament 2), Berlin ¹⁰1989.

¹⁰⁴ Zur Mehrdeutigkeit des Verbs *παρακούειν* vgl. Dschulnigg (wie Anm. 96), S. 164 Anm. 145.

¹⁰⁵ Das passt zum Theios Aner, der hört und sieht, was anderen verborgen bleibt: Ludwig Bieler, *ΘΕΙΟΣ ΑΝΗΡ*. Das Bild des „göttlichen Menschen“ in Spätantike und Frühchristentum, Bd. I, Wien 1935 (ND Darmstadt 1967), S. 87 f.

¹⁰⁶ Zum Glauben an den „lebendig machenden Gott“: Karl Kertelge, *Markusevangelium* (Kommentar zum Neuen Testament mit der Einheitsübersetzung), Würzburg 1994, S. 59.

¹⁰⁷ Bieler (wie Anm. 105), S. 113 ff. Das ist in heidnischen Wundergeschichten anders.

nen, sagt Jesus, um sie zu beruhigen,¹⁰⁸ dass das Mädchen nicht gestorben sei, sondern schlafe.¹⁰⁹ Die aber lachen ihn aus, die einzige Textstelle im Neuen Testament, in der Jesus verlacht wird.¹¹⁰ Er schickt die Trauernden vor die Tür, die also auf diese Weise nicht zu unmittelbaren Zeugen des Wunders werden, sondern allein die Wirkung erleben. Mit den Eltern, Petrus, Jakobus und Johannes¹¹¹ geht Jesus zu dem Mädchen hinein. Er nimmt deren Hand¹¹² und spricht die Worte „Talita kum!“. Durch die Berührung der Hand und den Befehl „Mädchen, ich sage dir, steh’ auf!“ wird das Kind ins Leben zurückgeholt. Dabei übernimmt das „Talita kum!“ jedoch nicht die Funktion einer Zauberformel.¹¹³ Ein heidnischer Wundermann wie Apollonios von Tyana bedarf der Zauberwort (Flavius Philostratos, *vita Apollonii* 4, 45), Jesus nicht. Er heilt und rettet aus eigener, nicht abgeleiteter Macht, allein durch seine ihm innewohnende, göttliche *dýnamis* („Wunderkraft“). Sobald Jesus das Mädchen berührt und seinen Befehl gesprochen hat, fließt¹¹⁴ seine *dýnamis* und geht auf das Mädchen über.¹¹⁵ Aus dem Wort kommt das Leben „und die Berührung mit der Hand vermittelt die Lebenskraft“, wie Walter Grundmann treffend schreibt. Die Wirkung tritt unmittelbar ein und gleichsam übergangslos steht das Mädchen auf und geht als Beweis seiner Lebendigkeit im Raum umher.¹¹⁶ Inzwischen kommen jene, denen Jesus die Tür gewiesen hatte, zurück, sehen das Wunder und geraten (augenblicklich) „außer sich vor großer Verwunderung“ (καὶ

¹⁰⁸ In diesem Sinne möchte man das „Rätselwort“ auffassen, dass das Mädchen nicht gestorben sei, sondern schlafe. Es bereitet den Exegeten „große Schwierigkeiten“. Nach Pesch (wie Anm. 96) S. 308 ist es in einem „metaphorisch-paradoxen“ Sinne zu verstehen, d. h. Jesus sagt dies, obwohl er weiß, dass das Mädchen tatsächlich tot ist. Gnilka (wie Anm. 95), S. 217 schreibt, dass Jesus hier als „Gottessohn“ redet, „für den der Tod nur Schlaf bedeutet“.

¹⁰⁹ Wie Dschulnigg (wie Anm. 96), S. 165 schreibt, ist das Kind *nicht* Scheintod. Vielmehr sei vom Tod als Schlaf die Rede.

¹¹⁰ Grundmann (wie Anm. 103), S. 154. Das Lachen der Trauernden ist nach Dschulnigg (wie Anm. 96), S. 165 ein „Skepsismotiv“. Spott und Unglaube sind allerdings ein bekanntes Motiv in Wundergeschichten: Otto Weinreich, *Antike Heilungswunder. Untersuchungen zum Wunderglauben der Griechen und Römer*, Giessen 1909, S. 87 f.

¹¹¹ Dschulnigg (wie Anm. 96), S. 164 nennt die Drei „Spitzenjünger“; sie gehören zu den Erstberufenen (Mk 1, 16–20).

¹¹² Legt also nicht die Hände auf, wie Jaïrus in Mk 5, 23 fordert. Vgl. auch Mk 1, 31: Jesus heilt die Schwiegermutter des Petrus durch das Fassen der Hand. Gnilka (wie Anm. 95), S. 218 (mit den Belegen) erinnert an Jahwes schützende, helfende, mächtige Hand. Zur heilenden Hand vgl. besonders O. Weinreich, *Antike Heilungswunder. Untersuchungen zum Wunderglauben der Griechen und Römer*, Heidelberg 1909 S. 1–66.

¹¹³ Gnilka (wie Anm. 95), S. 218. Allerdings behalten die aramäischen Worte für den griechischsprachigen Leser, „vom Autor wohl gewollt, den Charakter des Fremden, Ungewöhnlichen, Geheimnisvollen“, wie Kertelge (wie Anm. 106), S. 60 feststellt.

¹¹⁴ Dass die *dýnamis* als fließende Wunderkraft vorgestellt wird, geht aus Mk 5, 30 hervor. Gnilka (wie Anm. 95), S. 215 beschreibt die *dýnamis* als „geistige Dynamis, die sich wie ein Fludium dem anderen mitteilt“.

¹¹⁵ Vgl. Mk 1, 40–42: Jesus heilt einen Aussätzigen durch Berührung und den Befehl „Werde rein!“ Im gleichen Augenblick verschwindet der Aussatz.

¹¹⁶ Für Kertelge (wie Anm. 106), S. 60 Ausdruck des Erfolgs.

ἐξέστησαν [εὐθὺς] ἐκστάσει μεγάλη). Jesus erstaunt die Menschen immer wieder; er vermag sie durch seine Wundertaten zu entsetzen, und dann fürchten sich selbst die Jünger vor ihm. Das Vokabular ist θαυμάζειν („wundern, bewundern“), ἐκπλήσσεσθαι („außer sich geraten“), φοβεῖσθαι („fürchten“), ἐξιστάναι („in Verwirrung bringen, von Sinnen kommen“), ἐκστασις („Verwunderung, Entsetzen, Verzückung“). Ein echt volkstümlicher Zug ist Jesu Befehl, dem Mädchen zu essen zu geben: Wer tot war und ins Leben zurückgekehrt ist, muss mächtigen Hunger haben. Das Leben ist wieder hergestellt.¹¹⁷

IV. Die Bilder

Gabriel v. Max legt die Szene in ein kellerartiges Gewölbe (Abb. 13). Zu sehen sind nur das Mädchen und Jesus, Eltern und Jünger fehlen. Das Bild hat eine Licht-, und eine Schattenseite, aber gleichsam auf den Kopf gestellt, denn der Leben spendende Wundertäter sitzt im Dunkeln, während das tote Mädchen im Hellen liegt. Es ist auf einen Divan gebettet, der in einem bürgerlichen Wohnzimmer gestanden haben könnte und über den große weiße Tücher und Kissen drapiert sind. Das Mädchen ist noch ein Kind; es trägt ein rosafarbenes Gewand und zu seinen Füßen liegt ein Rosenbouquet in der gleichen Farbe, vielleicht ein Totenkranz. Sein schlafendes Gesicht ist der Mittelpunkt des Bildes. Vom Gesicht des Mädchens wechselt der Blick zur Gestalt Jesu, von dem der Betrachter jedoch nur die rechte Gesichtshälfte sehen kann. Jesus ist nicht blond, ‚arisiert‘, wie in der deutschen Malerei der Romantik gerne, sondern braunhaarig. Er trägt ein schwarzes Gewand. Mit seiner dunklen, von der Sonne gebräunten linken Hand hält er das helle zarte Händchen des Mädchens. Dieses ist schon vom Tod gezeichnet: Das Haar wirkt verschwitzt, die Frisur hat sich aufgelöst und eine schwere Haarlocke hängt vom Kopfkissen herab. Gabriel v. Max stellt den Augenblick dar, als Jesus seinen Befehl „Talita kum!“ gerade leise gesprochen hat (Mk 5, 41) und sie dabei ansieht. Die göttliche *dynamis*, die in diesen Worten liegt, fließt als Kraftstrom durch seine Hand in das Mädchen ein. Im selben Moment kehrt das Leben zurück; unmerklich beginnt sich das rechte Auge der Kleinen schon zu öffnen. Völlig benommen hat sie Jesus noch nicht bemerkt. Auch die winzige schwarze Fliege, die auf ihrem weißen, rechten Arm sitzt, hat zwar den Tod mit ihrem feinen Gespür schon ‚gewittert‘, aber den Wiedereinzug des Lebens spürt selbst sie noch nicht. Erst im nächsten Augenblick wird sich das Mädchen schwach bewegen und damit auch die Fliege auf seinem Arm aufscheuchen.

Jesus ist nicht nimbiert und wirkt durchaus unheimlich, wie eine Art Rasputin. Er hat nichts Triumphales. Den Tod besiegt er still, ohne viel Aufhebens. Fast ist man

¹¹⁷ Haenchen (wie Anm. 93), S. 211 Anm. 5. Darin drückt sich eine „Rückkehr zur Normalität“ aus: Kertelge (Anm. 106), S. 60.



Abb. 13 Gabriel v. Max, Die Erweckung der Tochter des Jaïrus, Öl auf Leinwand, 1878, The Montreal Museum of Fine Arts, Gift of Lord Atholstan

versucht zu sagen, dass der Betrachter eher eine Beunruhigung als echte Freude über das geschehene Wunder empfindet.

Gut neun Jahre hat sich Albert v. Keller mit dem Auferweckungsthema beschäftigt und insgesamt mehr als hundert Zeichnungen und Ölstudien angefertigt.¹¹⁸ Die ersten Skizzen gehen auf das Jahr 1877 zurück.¹¹⁹ Eine detaillierte Auflistung der in der Staatlichen Graphischen Sammlung München befindlichen Zeichnungen bietet Horst Ludwig.¹²⁰ Schon 1882 entsteht ein Ölgemälde mit den Maßen 151 mal 226,5 cm, das 1921 bei Helbing in München versteigert wird und nach Zürich kommt: Gewählt ist der Moment, als Jesus nach Markus 5,41 das „Talita kum!“ spricht und die *dynamis* durch seine Hand in das Mädchen fließt; mit dem rechten Arm wird die Bewegung des sich Aufrichtens unterstrichen und befördert. Nicht ganz deutlich wird, wie viel Lebenskraft schon in das Mädchen eingeströmt ist; doch scheinen die Finger ihrer linken Hand bereits nach etwas greifen zu wollen.

Die Hauptfassung des Bildes vollendet v. Keller im Jahr 1886 (Abb. 14) und präsentiert diese in seinem Atelier.¹²¹ Mit 213 mal 353,5 cm ist es das größte Ölwerk des Künstlers. Es hängt heute in Raum 14 der Neuen Pinakothek (über den *Affen als Kunstrichter*, dem *Anatom* und der *Ekstatischen Jungfrau Anna Katharina Emmerich*. Bei Hans Rosenhagen trägt es den schlichten Titel *Auferweckung einer Toten*, der es als das Hauptwerk des Künstlers bezeichnet.¹²² Dargestellt bzw. Ausgangspunkt der Szene ist Markus 5,42: Jesus hat sein „Talita kum!“ bereits gesagt, und das Mädchen sich schon halb aufgerichtet, worüber die Umstehenden teils in Furcht, teils in Stauen geraten.

In der Münchner Fassung ist, verglichen mit der Züricher, fast alles verändert: Gleich geblieben sind allein die architektonische Rahmung, ein offener Raum mit ionischen Säulen und das ebenfalls antikisch wirkenden ‚Möbelstück‘, auf dem sich das Mädchen befindet, und das sich zwischen Opfertisch, Altar und Sarkophag bewegt. Jesus hat seine Position getauscht, er ist jetzt ganzfigurig gegeben und hilft dem Mädchen behutsam mit beiden Händen hoch. Hinter den Beiden ist die Aussicht in die dämmerige Landschaft durch ein schwarzes Tuch verhängt; dadurch kommen das warme Rot von Jesu Gewand und das saubere Weiß der Leinentücher zum Leuchten.¹²³

¹¹⁸ Müller (wie Anm. 41), S. 51; Müller (wie Anm. 65) S. 119 mit S. 143–148 Abb. 146–148; Bott (wie Anm. 27), Abb. 47–53. Siehe auch Anm. 120.

¹¹⁹ Die erste Idee zu dem Bild ist bei Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 22 Abb. 19 und Müller (wie Anm. 41), S. 75 zu sehen. Weitere Skizzen bei Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 56 ff. Abb. 51; 52; 54 ebenda S. 75–79 Abb. 83–93

¹²⁰ Horst (wie Anm. 73), S. 131 ff.

¹²¹ Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 60.

¹²² Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 15.

¹²³ Rosenhagen (wie Anm. 6) schreibt S. 60, dass man bei diesem Bild eigentlich nur zwei Farben im Gedächtnis behält: das „unbeschreiblich schöne Weiß der Hüllen und Leinentücher ... und das ganz eigentümliche scharlachne Rot im Gewande des Heilands“. Zur besonderen Farblichkeit des Bildes vgl. auch Horst (wie Anm. 73), S. 130.



Abb. 14 Albert v. Keller; Die Erweckung der Tochter des Jairus, Öl auf Leinwand, 1886, Bayerische Gemäldesammlungen, Neue Pinakothek, München (Inv.-Nr. 7753)

Die Tochter des Jäirus ist noch ganz betäubt, obwohl sie die Augen geöffnet hat. Es scheint, als ob sie versuchen würde, sich an das Geschehene zu erinnern; ihr Gesicht drückt die Fragen aus: wo war ich? was ist geschehen? „Ihre Seele weilt noch in dem dunklen Land. Sie ist noch gar nicht bei sich selbst angelangt“, heißt es bei Rosenhagen treffend.¹²⁴ Offenbar bereitete es v. Keller die größte Schwierigkeit, Körperposition und Mimik des Mädchens überzeugend darzustellen. Deshalb sein jahrelanges experimentieren. Wie aus Rosenhagens Monographie hervorgeht, die in diesem Detail auf ein mündliches oder briefliches Zeugnis des Künstlers beruhen muss, stammt die entscheidende Idee von v. Kellers Frau Irene: „Sie machte ihm klar, daß, wenn jemand aus einem tiefen Schlafe oder einer Ohnmacht erwacht, er zuerst nicht wußte, wo er sich befände. Er würde also zunächst seine Gedanken zu sammeln suchen, sich besinnen. Und wie säße man gewöhnlich da, wenn man sich auf etwas besänne? Man bringe die Hand an den Kopf, suche diesen zu stützen. Und sie machte ihm vor, wie ein graziöses weibliches Wesen ganz unwillkürlich die Hand an die Wange legt, um sich aus einer Verwirrung ihres Denkens wieder in die Wirklichkeit hineinzufinden. Nun ging es an die Ausführung des großen Bildes“.¹²⁵ – Ohne sich dessen bewusst zu sein, sitzt das Mädchen schon fast. Sie bemerkt weder Jesus, noch die umstehenden Personen, noch, dass die Leichentücher von ihrem Oberkörper gerutscht sind und damit den Blick auf ihre Brüste freigeben. Der Bildbetrachter erkennt, dass es sich bei ihr kaum um ein *korásion* handeln kann, wie Markus in 5, 42 schreibt. Albert v. Keller möchte damit sagen: Aus der Welt des Todes kehrt man nicht als der- oder dieselbe zurück. So sind also zwei Schwellen überschritten worden: die vom Leben in den Tod und wieder zurück ins Leben und die vom Mädchen zur Frau. Mit seinem Bild geht es v. Keller vor allem um die Darstellung der verschiedenen Reaktionsweisen der Zuschauer des Wunders. Körperstellung und Gesichtsausdruck spiegeln deren ganz unterschiedliche Empfindungen wieder, die von ängstlichem Zurückweichen und furchtsamen Staunen bis zu gläubiger Freude reichen. Es ist das bei Markus 5, 42 b geschilderte außer sich geraten vor großer Verwunderung, was v. Kellers künstlerische Aufmerksamkeit erregt. Auch sonst, etwa bei den Hexenverbrennungen,¹²⁶ kontrastiert er den Gesichtsausdruck der wie in Träumen versunkenen, schönen, jungen „Hexen“¹²⁷ mit den mitleidigen bis wütenden Gesichtern der jungen und alten Schaulustigen. Die ganze mimische Bandbreite interessiert v. Keller auch an den Gesichtern der Somnambulen¹²⁸ oder Theaterschauspielerinnen wie Madeleine Guipet und Camilla Eibenschütz.¹²⁹ – Unter den umstehenden Personen fällt eine besonders auf: Der

¹²⁴ Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 60.

¹²⁵ Rosenhagen (wie Anm. 6), S. 58.

¹²⁶ Vgl. die „Hexenbilder“ Müller (wie Anm. 65), S. 149; 153; 160 mit Abb. 158; 159; 170.

¹²⁷ Die an v. Max' *Märtyrerin am Kreuz* erinnert (s. o.).

¹²⁸ Müller (wie Anm. 41), S. 83 Abb. 102; S. 84 f. Abb. 104–106 a.

¹²⁹ Müller (wie Anm. 41), S. 51 f. Ausführlich Bott (wie Anm. 27), S. 156–158 mit Textabb. 23–26 und Abb. 112–114; 116.

junge Mann mit der nach oben gerichteten Fackel, die ihn nach antiker Vorstellung und Ikonographie als Genius des Lebens ausweist. Sein Oberkörper ist ebenfalls frei und sein Blick zeigt weniger Erschütterung oder Verwunderung über das Geschehen als vielmehr unverhohlene, fragende Neugier, die dem Mädchen als erotischem Wesen gilt.

V. Resümee

Gabriel v. Max und Albert v. Keller sind zwei Münchner Maler, die sich mit übersinnlichen Phänomenen beschäftigt haben; beide treten der 1886 gegründeten ‚Psychologischen Gesellschaft‘ bei und nehmen an Experimenten teil. Die Künstler malen auch eine Erweckung der Tochter des Jäirus; v. Max vollendet sein Bild 1878 (Abb. 13), v. Keller 1886 (Abb. 14), nachdem er sich neun Jahre lang mit dem Thema auseinander gesetzt hat. Im Vorfeld haben beide Maler intensiv über die neutestamentliche Geschichte (Mk 5, 21–43) nachgedacht, aber für ihre Darstellung je einen anderen Ausgangsmoment aus Markus gewählt: v. Max geht von Mk 5, 41, v. Keller von Mk 5, 42 aus. Dementsprechend kommen beide zu konträren Bildentwürfen: Bei v. Max geschieht etwas Unglaubliches, ohne das etwas ‚geschieht‘: Obwohl die *dýnamis*, die durch Jesus in das Kind fließt, gewaltig wie ein Blitzstrahl ist, wird diese ungeheure, den Tod besiegende Kraft (fast) nicht durch äußerliche Bewegung sichtbar gemacht, sondern muss vom Bildbetrachter gleichsam erspürt werden. Bei v. Keller hingegen ist die Wirkung der rettenden *dýnamis* ganz in Aktion und Emotion umgesetzt. Er kontrastiert das aus dem Tode aufgewachte Mädchen mit den unterschiedlichen Reaktionsweisen in den Gesichtern der umstehenden Zeugen, von denen einer erkennt, dass bei der Rückkehr ins Leben eine Verwandlung stattgefunden hat: Aus dem Mädchen ist eine Frau geworden.

VI. Zusammenfassung

Ausgangspunkt der oben stehenden Überlegungen ist die im Seminarunterricht gemachte Beobachtung, dass die gemeinsame Betrachtung und Diskussion künstlerisch bedeutender Gemälde auf die Teilnehmer in hohem Maße anregend wirkt. Am Beispiel der im Markusevangelium überlieferten Perikope von der Erweckung der Tochter des Jäirus (Mk 5, 21–43) und der künstlerischen Umsetzung dieses Themas durch Gabriel v. Max (1840–1915) und Albert v. Keller (1844–1920) wird exemplarisch aufgezeigt, inwieweit ihre Bilder (Abb. 13 und 14) das Verständnis der markinischen Wundergeschichte befördern können: Während v. Max den Bildbetrachter zu der Frage drängt, von welcher Art die Wunderkraft ist, die durch Jesus in das Mädchen fließt, stellt v. Keller die Wirkung der Kraft in der Verwirrung des Mädchens und in dem ungläu-

big-ängstlichen Staunen der umstehende Menschenmenge dar. Von den mit neuen Augen gesehenen Kunstwerken kehren die Gedanken wieder zum Text zurück: die Hand Jesu, das „Talita kum!“, die *dynamis* Jesu und die *ékstasis* der Leute bekommen eine neue, geschaute Bedeutung.

FUNDSACHE

Montesquieu in Augsburg (1728/1729)

THEO STAMMEN

I.

Die Freie Reichsstadt Augsburg war in den frühneuzeitlichen Jahrhunderten des Alten Reiches ein zentraler Ort von hoher politischer, ökonomischer, finanzpolitischer, aber auch konfessioneller und künstlerischer Attraktivität und Ausstrahlung, der als Reiseziel unter den Zeitgenossen eine herausragende Reputation genoss und über den in vielen zeitgenössischen Reiseberichten entsprechend ausführlich berichtet wurde. So haben im 16. und 18. Jahrhundert u. a. auch zwei damals bereits berühmte Franzosen einige Zeit in der Stadt verbracht und in ihren Reisetagebüchern ausführliche Schilderungen vom Leben in Augsburg überliefert. Diese Berichte enthalten – neben allgemeinen politischen und ökonomischen Aussagen – auch stets interessante kulturgeschichtliche Mitteilungen, die heute noch eine informative Lektüre bilden.

Der erste der beiden berühmten Franzosen war kein geringerer als Michel de Montaigne (1533–1592), der Verfasser der berühmten Essais, der in seinem „Tagebuch über seine Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland“ (1580–1582) auch über seinen mehrtägigen Aufenthalt in Augsburg eingehend und anschaulich berichtet. Dieser Bericht von Montaigne wurde in einer früheren Ausgabe der IEK-Mitteilungen unter der Rubrik „Fundsachen“ vorgestellt und kommentiert (Mitteilungen Heft 16, 2006, S. 75–87).

Der zweite, eher noch berühmtere Franzose, der Augsburg besuchte, war Charles-Louis de Montesquieu (1689–1755), der als Schriftsteller, Staatsphilosoph und Jurist im 18. Jahrhundert eine europaweite, herausragende Reputation genoss. Montesquieu war durch seine literarischen, juristischen und vor allem staatsphilosophischen Schriften, aber auch durch seine Reisen (von denen die nach England bedeutsame theoretische Folgen haben sollte) berühmt geworden und hatte auch auf die Ideen der amerikanischen Revolution maßgeblichen Einfluss genommen. Seine literarischen Werke gewannen klassischen Rang und beeinflussten das Denken der europäischen Aufklärung nachhaltig – so zum Beispiel die „Persischen Briefe“ und „Vom Geist der Gesetze“.

Seine Reise nach Deutschland unternahm Montesquieu in den Jahren 1728/29. Nach seiner Art hatte Montesquieu von dieser Reise vielfältige Materialien gesammelt, war aber vor seinem Tode (1755) nicht mehr dazu gekommen, dieses Material literarisch zu verarbeiten; es blieb auf seinem Schloss mehr oder weniger in zufälliger Unordnung liegen – bis es vor wenigen Jahren (2012) im Rahmen der „Œuvres

complètes“ (Band 10, Mes Voyages) ediert wurde. Eine Auswahl aus dieser Edition ist 2014, ausgewählt und herausgegeben von Jürgen Overhoff, ins Deutsche übersetzt von Hans W. Schuhmacher, unter dem Titel „Charles-Louis de Montesquieu. Meine Reise in Deutschland 1728–1729“ im Cotta-Verlag erschienen. Dieser Ausgabe ist auch der nachfolgende Text über Augsburg entnommen.

Schon ein flüchtiger Vergleich der Augsburg betreffenden Passagen von Montaigne und Montesquieu lässt die Vermutung aufkommen, Montesquieu, der Spätere, habe Kenntnis vom Text des Früheren, Montaigne, gehabt; so ähnlich scheint der Zugriff beider Autoren auf die Stadt Augsburg in ihrem vielfältigen Erscheinungsbild. Die Autoren scheinen in ihrer Wahrnehmung trotz der zeitlichen Differenz ihrer Berichte erstaunlich ähnlich.

Indes: Eine direkte literarische Beeinflussung Montesquieus durch den Reisebericht von Montaigne scheidet definitiv aus: Ein Blick in die Entstehungs- und Editions-geschichte zeigt, dass Montaignes Reisetagebuch zu dessen Lebzeiten unediert blieb und in Vergessenheit geriet. Es wurde erst 1770 aufgefunden und herausgegeben, d. h. zeitlich nach dem Tod von Montesquieu im Jahr 1755: Zum Zeitpunkt von Montesquieus Tod ruhte das Manuskript von Montaignes Reisetagebuch noch in einer Truhe im Schloss Montaigne. Was den Reisebericht von Montesquieu betrifft, so haben wir es dabei, was den Bezug zu Montaigne angeht, mit einem absolut authentischen Text zu tun, der ohne Kenntnis von Montaignes Reisebericht und der Darstellung Augsburgs darin entstanden ist. Diese Unabhängigkeit ist ohne Weiteres glaubhaft, denn an der Montesquieu'schen Fähigkeit und Qualifikation zum literarischen Schreiben kann angesichts seiner Hauptschriften kein Zweifel bestehen.

II.

Montesquieu war in Begleitung am 1. Mai 1728 über Karlsruhe nach Deutschland eingereist; über Regensburg ging es dann zunächst nach Wien in die kaiserliche Hauptstadt. Das Reiseprogramm Montesquieus, wie es überliefert ist, sah so aus:

„Das Wienerische Diarium vermeldet am 1. Mai 1728: Der Präsident de Montesquieu, ein Mitglied der Französischen Akademie, ist mit dem englischen Bevollmächtigten Mylord Walgrave um den Kaiserlichen Hof zu besehen nach hier abgereist von dannen er weiters nach anderen teutschen Höfen abgehen solle, um allda alles Merk- und Sehens-Würdige in die Feder zu fassen.“

Eine schriftliche Aufzeichnung der Reiseeindrücke gehörte mithin zum Programm. Die Schwerpunkte der Deutschlandreise Montesquieus lassen sich – obwohl der Text manches Fragmentarische und Unabgeschlossene enthält – relativ leicht rekonstruieren: Einerseits geht es Montesquieu darum, einen Überblick über die südlichen Teile des Deutschen Reiches zu gewinnen; diese Tendenz drückt sich in den geografischen

Routen aus, die der Verfasser reisend durchläuft. Teils zu Pferde, teils in der Kutsche, vielfach in der Postkutsche: So bereist Montesquieu von Wien aus zunächst die österreichischen Lande, die Steiermark, Kärnten und Tirol. Es folgt ein längerer Abstecher nach Italien: Venedig, Mailand, Turin, Genua, Florenz, Siena, Rom und Neapel sind Stationen in der Zeit von April 1728 bis Juli 1729; über Verona und den Brenner-Pass gelangt Montesquieu wieder ins Deutsche Reich: nach Innsbruck und von dort nach München, das als Residenzstadt mit den Schlössern Nymphenburg und Schleißheim seine Aufmerksamkeit gewinnt. Es folgt darauf der Aufenthalt in der Reichsstadt Augsburg vom 16. bis zum 23. August 1729. Von dort geht es weiter nach Württemberg und Baden mit Heidelberg als Zentrum; über Mannheim weiter rheinabwärts über Frankfurt, die Stadt der Kaiserkrönungen, sodann nach Köln und Düsseldorf. Von dort in einem Bogen über Westfalen (mit Münster und Osnabrück) nach Hannover; Preußen wird nur gestreift. Schließlich besucht er noch Braunschweig und Wolfenbüttel, bevor er das Reichsgebiet in Richtung Niederlande verlässt. Alles in allem eine Deutschlandreise umfassenden Charakters.

Bemerkenswert ist, dass der Autor diese vielgestaltige Welt der deutschen Kleinstaaterei einmal mit dem Blick des neugierigen Reisenden wahrnimmt; dass ihm aber andererseits – wo immer es geht – die geschichtliche und politische Wirklichkeit im noch bestehenden Alten Deutschen Reich Veranlassung bietet, in Exkursen und philosophischen Vertiefungen über die für einen Franzosen doch eher befremdlichen Zustände in der deutschen Welt zu reflektieren. Hier zeigt sich schon in den Kapitelüberschriften das besondere Forschungsinteresse Montesquieus, durchaus analog zu seinem Hauptwerk über den „Geist der Gesetze“, das bekanntlich Reiseeindrücke aus England verarbeitet. Dieses Verfahren belegt, dass Montesquieu kein oberflächlicher Reisender ist, der an den Alltäglichkeiten genug hat, sondern dass es ihm im vergleichenden Erkenntnisverfahren darauf ankommt, die deutschen politischen Verhältnisse vom Grunde auf kennenzulernen. So interessiert er sich zum Beispiel für „die föderale Reichsverfassung“, aber auch für die „Gemäldesammlungen in Düsseldorf“ und die Bibliothek in Wolfenbüttel, für Zölle, Steuern und Adelsprivilegien; schließlich für die Landschaften etwa im „felsigen Tirol“ oder im Harz etc. Auch die politischen Eliten, die „deutschen Fürsten“, der „Reichsvizekanzler“, der preußische „Soldatenkönig“ und vieles andere mehr findet sein Interesse. Attraktiv sind für Montesquieu auf dieser Deutschlandreise nicht zuletzt die Städte als Zentren politischen, ökonomischen, künstlerischen und religiösen Lebens. Eine Vielzahl von größeren und mittleren städtischen Zentren wird besucht: München, Heidelberg, Köln, Düsseldorf, Münster, Osnabrück und Hannover mit seinen Verbindungen nach Großbritannien sowie Braunschweig und Wolfenbüttel.

III.

Es ist bemerkenswert und interessant, dass unter diesen Städten auch die freie Reichsstadt Augsburg auf ausgezeichnete Weise in diesem Montesquieu'schen Reisebuch Beachtung und Darstellung findet. Der Augsburg gewidmete Text wird im Folgenden abgedruckt; einige Erläuterungen sollen das Verständnis des Lesers fördern und Wichtiges hervorheben.

Montesquieu reist von München kommend nach Augsburg; am 16. August 1729 trifft er in Begleitung des französischen Geschäftsträgers in Augsburg ein. Fünf Poststationen dauerte damals die Reise von München nach Augsburg. Die ersten Sätze des Berichtes gelten dem Aussehen der Stadt; der erste Eindruck lautet: „Die Stadt ist schön; gut gebaut, breite Straßen, große Häuser. Sie hat vielleicht 20.000 Einwohner, die Hälfte davon sind Bürger ... das Rathaus ist ein recht schönes Bauwerk, besonders der Saal.“ Montesquieu interessiert sich für das Augsburger Steuersystem und kommt zu dem Ergebnis, dass die Bürger von Augsburg hoch besteuert werden, denn die Stadt erlaube sich ständig große Ausgaben – nicht zuletzt für das Militär, aber auch der allgemeine Unterhalt der Stadt für Magistrat, Minister etc., „das alles kostet viel“.

Auch die Konfessionsstruktur Augsburgs findet seine Aufmerksamkeit: „Die Stadt ist halb lutherisch, halb katholisch. Die calvinistische Konfession wird nicht geduldet.“ „Reichtum gebe es mehr unter den Lutheranern, unter den Katholiken mehr Arme.“ Gleichwohl werde mit der Zeit der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung steigen und die Lutheraner überwiegen.

In der konfessionellen Parität sieht Montesquieu durchaus kommunalpolitische Vorteile. So seien die Bürger von Augsburg „viel glücklicher“ als die von Ulm, Frankfurt oder Nürnberg, „denn es gibt alles zweifach, von der ersten Magistratsperson bis zum letzten Straßenkehrer“. Das sei auch der Grund dafür, dass diese Stadtrepublik besser verwaltet werde.

Da Montesquieu krank in Augsburg eintrifft, muss er sich privat um Ärzte und Apotheken kümmern, von deren Zustand er ein genaues Bild entwirft.

Bemerkenswert ist zum Schluss ein ziemlich kompaktes sozialpsychologisches Urteil: „Die Bayern (zu denen Montesquieu offensichtlich die Augsburger rechnet, Anm. d. Verf.) sind dümmere als die Deutschen im Allgemeinen. Tatsächlich gelingt eine Einwirkung auf den Geist dieser Nation nicht augenblicklich.“

Aus dem Text geht nicht hervor, ob diese Einschätzung auf konkreter Primärerfahrung beruht oder den zahlreichen böswilligen Vorurteilen von Franzosen über die Deutschen entspricht, die auch Voltaire reichlich in seinem philosophischen Roman „Candide“ verbreitet. Wir nehmen das Letztere an.



Der folgende Textausschnitt stammt aus Jürgen Overhoff (Bearb.):
Charles-Louis de Montesquieu. Meine Reisen in Deutschland 1728–
1729, Stuttgart: Cotta 2014, S. 88–96.

Ich verließ München am 16. August 1729, nachdem mir Herr de Rezay, der Geschäftsträger von Frankreich, den ich in Paris kennenlernte, alle Arten von Freundlichkeiten erwiesen hatte. Als ich abfuhr, hatte ich Fieber, was ich auf den Wechsel des Klimas zurückführte: Von Italien, wo ich vor Hitze starb, wechselte es zu dem von München, wo die Sommer nicht schön sind und sogar weniger schön als der Herbst. Während ich mich dort aufhielt, waren die Tage eisig. Und tatsächlich hatte mein Diener Fieber wie ich.

Von München nach Augsburg sind es 5 Poststationen.

Die Stadt Augsburg ist schön: gut gebaut, breite Straßen, große Häuser. Sie hat vielleicht 20 000 Einwohner, die Hälfte davon sind Bürger. Die Stadt liegt nicht am Lech, aber ganz in seiner Nähe. Das Rathaus ist ein recht schönes Bauwerk, besonders der Saal.

Die Bürger von Augsburg werden hoch besteuert. Da sie fast ausschließlich innerhalb der Stadtmauern über Besitz verfügen, muss das Gewerbe für die Steuern aufkommen. So entrichten fast alle Bürger zwei Prozent Steuern auf ihr Kapital. Das ist die Hälfte ihres Einkommens. Das Kapital wird unter Eid geschätzt. Die rings um die Stadt gelegenen Ländereien gehören entweder dem Kurfürsten oder dem Bischof oder anderen Herren.

Die Stadt ist halb lutherisch, halb katholisch. Die calvinistische Konfession wird nicht geduldet. Unter den reichen Bürgern gibt es mehr Lutheraner als Katholiken, unter den armen mehr Katholiken als Protestanten. Sie teilen sich die Kirchengebäude. Der Bischof (derjenige, der es im Augenblick ist, der Bruder des pfälzischen Kurfürsten) hat ein Palais in der Stadt und erhebt einen Zoll auf Handelsgüter, die die Stadt passieren. Der Bischof ist vom Magistrat unabhängig; und der Magistrat ist unabhängig vom Bischof. Er übt seine Gerichtsbarkeit nur auf dem Land rings um sein Palais aus, und der Magistrat in der Stadt.

Es gibt eine berühmte Abtei der Benediktiner namens St. Ulrich, deren Abt ein großer Herr ist. Die Abtei ist ein Asyl für Kriminelle. Man trinkt da eine Menge Wein und Bier.

Der Magistrat setzt sich zur Hälfte aus Katholiken, zur Hälfte aus Protestanten zusammen. Sie sind gezwungen, gut und in Frieden zu leben, weil sie eine kaiserliche Kommission fürchten, die viel Geld kostet, was sie schon einmal zu spüren bekommen haben.

Es gibt viele adlige Herren rund um Augsburg, die in die Stadt gekommen sind, um dort zu wohnen. Sie sind keine Bürger, sie zahlen dem Magistrat eine Kleinigkeit, um dorthin zu kommen und zu wohnen.

Der Bischof hat seinen Hof, seinen Marschall usw. Einige Leute von diesem Hof haben Privilegien, die sie völlig oder teilweise von den Zöllen der Stadt ausnehmen. In einem Wort: Bis auf den Namen der Freiheit sehe ich keinen Vorteil darin, Bürger von Augsburg zu sein. Sie verwalten die öffentlichen Einnahmen, aber diese Einnahmen sind die Hälfte der Einkünfte der Privatleute und so kommt es, dass diejenigen, die ein

Gewerbe betreiben, die ganze Last tragen. In Ulm haben die Bürger noch ein großes Terrain rund um die Stadt, das ihnen hilft, die Steuern zu zahlen, aber Ulm ist nur ein Viertel so groß wie Augsburg.

Die Stadt Augsburg liegt nicht am Lech, ist aber nur eine Viertelstunde Weges davon entfernt. Sie liegt zwischen dem Lech und einem kleinen Fluss namens Wertach. Der Lech mündet in die Donau, was eine gute Verkehrsverbindung für Augsburg darstellt. Es gibt auch noch einen kleinen Sturzbach, der nahe der Stadt fließt und manchmal ziemlich viel Unheil anrichtet.

Der Handel von Augsburg wird hauptsächlich von seinen Manufakturen getragen. Die Stadt hat bedeutende Barchent- und Tuchmanufakturen. Sie hat außerdem ihre Silber- und Zinnhandwerker. Die Goldschmiede von Augsburg werden in Deutschland geschätzt, obwohl ich kaum gut gemachte Arbeiten gesehen habe, denn sie werden eher preiswert als schön gewünscht. Es leben ungefähr 300 Meister dieses Berufs in Augsburg. Sie verstehen sich recht gut darauf, Silber zu vergolden.

Die Augsburger treiben viel Handel mit Venedig. Sie beziehen von dort Seide und Seidenstoffe, Handelsgüter der Levante, Kaffee, Leinen, Baumwolle, Gewürze, Rosinen. Diese Waren kommen auf kleinen Karren durch Tirol, was pro Zentner 8 bis 9 Gulden kosten kann. Nach Venedig schicken sie ihre Stoffe oder ihren Barchent, Silberzeug und endlich alle Waren aus Deutschland, denn Augsburg treibt einen großen Handel mit Istrien und Frankfurt. In gewisser Hinsicht ist Augsburg so etwas wie ein Zwischenposten zwischen Deutschland und Italien, was nicht verhindert, dass Ulm, Frankfurt und Nürnberg direkt mit Italien Handel treiben.

Ich habe das geheime Tor gesehen. Das ist ein Einlass, durch den ein Bürger (oder jeder andere, der einen Erlaubnisschein des Magistrats besitzt) nachts jederzeit in die Stadt eintreten oder hinausgehen kann, indem er 8 oder 10 Kreuzer zahlt. Es hat mehrere Pforten und sie öffnen sich durch eine Technik, die die Deutschen für Magie halten, denn es scheint ihnen, als ob sich die Pforte von allein öffnet.¹ An der Tür ist ein eiserner Arm angebracht mit einem anderen Arm darüber, den man dreht.

Außerdem gibt es dort eine Brücke, die sich senkt oder hebt, ohne den Anschein zu erwecken, dass jemand sie bewegt. Das kommt daher, dass der Hehebalken der Brücke verborgen ist und dass man, indem man den Balken nach oben zieht oder hebt, die Brücke anhebt oder nach oben bringt. Im Obergeschoss des Tores hängt ein Rad, das man dreht und das sich mit einem horizontalen Rad verzahnt, das wiederum in einen Balken, der darunter ist, einrastet. Dreht man das erste Rad, das im Obergeschoss hängt, bewirkt man, dass die Brücke sich hebt. Dreht man das andere, senkt man sie –

¹ Das 1514 errichtete Nachttor Augsburgs diente allen Bürgern immer dann als Einlass, wenn die anderen Stadttore schon geschlossen waren. Es verfügte über vier Pforten und eine Zugbrücke. Wegen seines raffiniert durchdachten Öffnungsmechanismus galt es im Europa der Frühen Neuzeit als Wunderwerk der Technik. Dabei war der scheinbar wundersame Automatismus seiner Maschinerie das Resultat schlichter Handarbeit der Torwächter, die im Torobergeschoss die Pforten im Verborgenen in Bewegung setzten.

woran man erkennt, dass an dem Balken zwei Seile oder Ketten befestigt sind, so dass man, indem man an der einen Kette in eine Richtung drehend zieht, die andere senkt und umgekehrt. Und mit Hilfe von zwei Flaschenzügen bewirkt ein Seil (oder eine Kette) die Senkung und das andere die Hebung. Derartiges wird von den Deutschen, die geheimnisvolle Dinge sehr lieben, für gut befunden.

Einmal nahmen die Franzosen und Bayern Augsburg ein.² In der Stadt befanden sich 5 000 Kaiserliche, die für sich alleine kapitulierten, nicht für die Stadt. So drangen wir dort nach Belieben ein. Das ganze Arsenal wurde ausgeräumt. Was die Stadt verlor oder an Kontributionen zahlen musste, wird auf 5 Millionen Gulden geschätzt. Die Stadt hat vielleicht 200 000 Gulden an Einkünften, der Bischof ebenso viel.

Wasser ist in den Häusern von Augsburg nicht rar. In jedem Haus (oder fast in jedem Haus) gibt es zwei Arten von Wasser: Brunnenwasser oder Wasser aus dem Fluss, das durch eine Pumpe kommt und gegen Entgelt in den Häusern der Stadt verteilt wird.

Wenn Sie in einer Herberge oder einer Poststation in Deutschland ein Glas Wasser zu trinken verlangen, bringt man Ihnen schlammiges Wasser zum Händewaschen. Wenn Sie zu verstehen geben, dass es Trinkwasser sein soll, kommt plötzlich der Gastwirt oder der Stationsvorsteher und sagt Ihnen, dass Ihnen das schlecht bekommen wird und dass es besser wäre, wenn Sie Wein oder Bier trinken würden. Da sie darauf bestehen, bringt man Ihnen ein wenig, aber wirklich sehr wenig, um Ihrem Starrsinn zu genügen. Sobald Sie davon trinken, beginnt das ganze Dorf zu lachen. Ich habe übrigens schon gesagt: Wasser in einem Gasthof in Deutschland zu bestellen, bedeutet, bei Darboulin Milch zu verlangen.

Als ich in München war, bekam ich Fieber. Sofort ging ein Stallknecht zum Apotheker, um für mich ein Abführmittel auszuwählen, bringt es mir und am nächsten Tag wurde mir die Rechnung präsentiert. Ich sage, dass ich sie bezahlen werde, falls er die Arznei nimmt.

Die Bayern sind dümmer als die Deutschen im Allgemeinen. Tatsächlich gelingt eine Einwirkung auf den Geist dieser Nation nicht augenblicklich. Es bedarf viel Zeit, um die Seele zu erwecken. Wenn Sie ihnen einen Befehl geben, werden Sie sehen, dass sie lange vor sich hin träumen, um ihn sich so in den Kopf zu setzen, als ob Sie ihnen eine Rechenaufgabe gestellt hätten und sie diese endlich begreifen. Aber wenn Sie ihnen eine Anweisung gegeben haben und sie diese endlich verstanden haben, sollten Sie keine zweite geben; denn bevor die zweite verstanden ist, bedarf es noch sehr viel mehr Zeit, weil sie ständig zur ersten zurückkehren. Oft habe ich in Deutschland buchstäblich die Geschichte jenes Deutschen bei Madame de Lambert geschehen sehen: »Wahrhaftig, ich lache über das, was Madame eben gesagt hat.« Es braucht eine gewisse Zeit.

Man hat mir an der Bronzetür des Augsburger Doms Flachreliefs gezeigt. Ausgeführt sind sie im schlechtesten gotischen Stil, den ich je gesehen habe. Auf einem

² Am 14. Dezember 1703.

Relief sind drei Figuren zu sehen: Sie stellen die Schöpfung der Frau dar, die aus der Rippe Adams gezogen wird. Nun ist dort aber kein Schöpfer am Werk, sondern eine Schöpferin, die heilige Jungfrau. Was wollten diese Leute da Gott tun lassen? Das Werk ist wirklich so schlecht, dass man nur schwer erraten kann, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Es scheint so, als wäre es eine Frau. Wenn es der Ewige Vater wäre, trüge er einen Bart und wäre alt. Aber die Gestalt zeigt eine Frau oder einen sehr jungen Mann.

Ich habe viel über Augsburg gesprochen, weil ich dort mit einem Fieber ankam, das mir und auch dem einzigen Diener, den ich mithatte, die Luftveränderung von Italien und Deutschland, die Hitze Roms und die kalten Winde von München beschert hatten. Von den Ärzten Augsburgs wurde ich auf ziemlich deutsche Weise behandelt. Mein Bankier sagt mir, dass er mir einen katholischen Arzt besorgen würde. Ich sage ihm, dass ich gern einen türkischen hätte, der gut wäre. Er sagt mir, dass es keinen in der Stadt gebe.

Was die Ärzte dieses Landes betrifft, sie verlangen nichts von Ihnen, sie machen keine Vorschriften über Essen und Trinken. Sie verordnen nur Medikamente. Sie fühlen Ihnen den Puls, wenn Sie es von Ihnen verlangen. Ich bin sicher, dass mein Arzt niemals wusste, von welchem Fieber er meinen Diener geheilt hat. Er glaubte, es sei das Dreitagefieber, doch es war das doppelte Dreitagefieber. Zuerst gab er meinem Diener ein Brechmittel und mir die Brechwurzel, weil es nötig ist, dass die Körper, die mit Bier und Schinken angefüllt sind, geleert werden. Im Übrigen machen sie keine Diätvorschriften: Wein nach Belieben. Sie informieren sich niemals darüber, wann man isst, noch was man isst, weil man bei den Deutschen nichts gewinnt, wenn man ihnen das Essen verbietet.

Mein Arzt gab mir Brechwurzel, um mich brechen zu lassen und meine Galle zu reinigen. Danach verabreichte er mir Chinarinde. Das vertrieb das Fieber. Als ich von Augsburg wegfuhr, war mein Magen in ziemlich schlechtem Zustand. Aber er erholte sich nach und nach. Sogar die Bewegung der Postkutsche und die offene Luft taten mir gut und selbst das Land am Neckarufer ist recht gesund.

Die Deutschen sind hydrophob. Wirklich, es scheint mir, dass mir das Wasser in Deutschland nicht so bekommt wie das in Italien und Frankreich, dass es meinen Magen mehr belastet.

In Augsburg gibt es viele Feinde des Wassers. Deswegen verabreichen sie bei Fieber die Chinarinde nie allein, sondern vermischt in einem Aperitif. Sie fürchten, es verursache Verstopfungen, entweder der Leber oder anderer Innereien, oder auch Wassersucht usw. Sie wagen bei Fieber keinen Aderlass, sie sagen, dass dies das Fieber sofort bösartig macht.

Es gibt ein Fieber, das man *febris hungarica* nennt, es ist das gefährlichste aller bösartigen, denn es bildet niemals Beulen noch andere Ausschläge, durch die der bösartige Stoff entweichen könnte. Ich habe einen Arzt in Augsburg sagen hören, dass er es durch das Anwenden von Schröpfköpfen geheilt habe. Er setzte acht auf einmal an.

Bei böartigen Fieberzuständen, die in diesem Land normal sind, applizieren sie viele davon.

Die Bürger von Augsburg sind sehr viel glücklicher als die von Ulm, Frankfurt, Nürnberg, denn da es zwei Konfessionen gibt und der Magistrat geteilt ist, wendet sich ein Mann, wenn er von einem Stadtrat geärgert wird, an den anderen, der gewiss der Feind desjenigen ist, der ihm Übles tut, und lässt ihn dieses Unrecht abstellen. Denn es gibt alles zweifach, von der ersten Magistratsperson bis zum letzten Straßenkehrer. Das ist auch der Grund dafür, dass diese Stadtrepublik besser verwaltet wird, da jeder dort seinen Aufseher hat, der entzückt ist, einen Fehler an ihm zu finden. In den anderen Städten, wo der Magistrat völlig lutherisch ist, leben die Ratsherren jedoch wie die Fürsten und sind kleine Tyrannen.

Augsburg erlaubt sich ständig große Ausgaben. Es stellt den Truppen des schwäbischen Reichskreises 400 Mann, denn die Reichsstädte werden hart veranlagt. Darüber hinaus stellt Augsburg 200 Mann für seine Garde. Der Unterhalt der Stadt, der Magistrat, die Minister, das alles kostet viel. Alles in allem findet es sich, dass man ein gutes Drittel seiner Einkünfte abgibt, wenn nicht sogar die Hälfte. Weder die Häuser noch die Geldfonds werfen diese Summe ab, nur etwa 0,5 Prozent. Aber man muss jeden Monat eine Gewerbe- und Handelssteuer entrichten, die sich auf bis zu 200 Silberlinge beläuft. Allerdings wird dieses Geld nicht allzu strikt eingefordert.

Die Zahl der Katholiken überwiegt und sie wird in Augsburg immer überwiegen. Jede Konfession nimmt die Bürger auf, die sie haben will. Nun aber können die Lutheraner kaum welche aufnehmen, denn die Ländereien bis zu zehn Meilen um Augsburg herum sind katholisch. Vom Land können also nur Katholiken kommen, und man nimmt alles auf, was sich präsentiert. So zählt man bei 5 000 Bürgern oder Familienvätern 3 000 Katholiken und 2 000 Lutheraner.

Wenn jemand durch einen Richtspruch des Magistrats belastet worden ist, appelliert er an den Hofrat, der sogar die Verfehlungen bei der Wahl des Magistrats und andere Dinge zurechtrückt. Der Magistrat muss zu mehr als drei Vierteln aus Patriziern bestehen. Zusammen sind das ungefähr vierzig Ratsmitglieder. Die Bürgerlichen lassen sich vom Kaiser adeln. In Wien tut man alles für Geld, und 2 000 Gulden machen einen Edelmann. Wegen Amtsmissbrauch ist der Magistrat voll von sehr nahen Verwandten: Vater, Sohn, Brüder. Der Kaiser hat das verboten.

Es gibt mehr Reichtum in Nürnberg als in Augsburg, obwohl es zwei oder drei Familien in Augsburg gibt, die reicher sind als irgendeine in Nürnberg.

MISZELLE

Tagungsbericht:*

„Kollektive Akteure“ und Gewalt. Macht und Ohnmacht im 20. Jahrhundert

Veranstalter

ANNE BIESCHKE, Lehrstuhl für Zeitgeschichte, Universität Mannheim;
MARKUS STADTRECHER, Institut für Europäische Kulturgeschichte, Universität Augsburg

Datum/Ort

22.01.2015 – 24.01.2015, Universität Mannheim

Bericht von

RICHARD ROHRMOSER, JOHANNES SCHNEIDER, VIVIAN SEIDEL
Lehrstuhl für Zeitgeschichte, Universität Mannheim

Die Gewalterfahrungen des 20. Jahrhunderts rückten jüngst durch die Jahrestage des Beginns des Ersten und des Endes des Zweiten Weltkriegs in die Öffentlichkeit und bildeten einen der Ausgangspunkte der Tagung „Kollektive Akteure und Gewalt“. Macht und Ohnmacht im 20. Jahrhundert“, die vom 22. bis 24. Januar 2015 an der Universität Mannheim stattfand. Veranstaltet wurde die Tagung vom Lehrstuhl für Zeitgeschichte (Universität Mannheim) und dem Institut für Europäische Kulturgeschichte (Universität Augsburg), in Kooperation mit dem Arbeitskreis Historische Friedens- und Konfliktforschung. In ihren Vorträgen fragten die ReferentInnen wie aus Ohnmacht und Gewalterfahrungen Macht entstehen kann und welche Rolle Gewalt dabei spielt. Untersucht wurden die Zusammenhänge von Protest, sozialen Bewegungen und Gewalt, die Bedeutung von Gewalt in Sprache und Kunst, aber auch der Umgang mit besonderen Gewalterfahrungen, wie sie Migranten oder Frauen erleben.

DAGMAR ELLERBROCK (Dresden) präsentierte in ihrer Keynote einen Werkstattbericht ihres laufenden Projekts, in dem sie Gewalt und Gefühle in Relation setzt. Ausgehend von allgemeinen Überlegungen zu den Begriffen Macht, Gewalt und Gefühlen entwickelte sie eine Theorie, wie aus einem Ohnmachtsgefühl Selbstermächtigung erwachsen kann. Die Intensivierung von Emotionen und Aktionen verändern Dynamiken innerhalb einer Gruppe mit weitreichenden Folgen für die Masse. Gefühle

* Copyright (c) 2016 by H-Net, Clio-online, and the author, all rights reserved. This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders. For permission please contact H-SOZ-U-KULT@H-NET.MSU.EDU.

fungieren als Katalysatoren, die den Umschlag von Ohnmacht in Macht beschleunigen können. Gesteigerte Emotionalität in der Gruppe kann individuelle Hemmschwellen absenken und damit Handeln Einzelner ermöglichen, das ohne die Gruppendynamik unvorstellbar gewesen wäre. Dabei bleibt offen, wie sich eine Gruppe von Akteuren verhalten wird: Gewalteskalation oder Deeskalation? Anhand historischer Fallbeispiele verdeutlichte sie ihre Theorie, aber machte gleichzeitig auf die methodischen Herausforderungen einer emotionsbasierten Geschichtsforschung aufmerksam.

Die OrganisatorInnen ANNE BIESCHKE (Mannheim) und MARKUS STADTRECHER (Augsburg) knüpften nach der Begrüßung an die Keynote an: Bieschke schlug für die Tagung einen weiten Gewaltbegriff als Arbeitsgrundlage vor, bei dem das Gewaltverständnis des jeweiligen Akteurs konstitutiv ist. Die Analyse von Interaktionen steht bei der Analyse von Gewaltphänomenen somit im Vordergrund. Damit stellte Bieschke die Überleitung zur ersten Sektion her, die sich mit der Verbindung von Gewalt und Protesten auseinandersetzte.

Mangelhafte Interaktion zwischen kollektiven Akteuren begünstigt den Ausbruch von Gewaltakten, so die These von ANNE NASSAUER (Berlin). Sie erforschte anhand von Demonstrationen in den USA und Deutschland, ob Gewalthandlungen aus Dynamiken innerhalb einer Gruppe von kollektiven Akteuren resultieren und sich Gewaltausbrüche an äußeren Indikatoren vorhersagen lassen. Den analytischen Quellenbestand bildeten Audiovisuelle Medien. Nassauer machte unterschiedliche „Gewalttrigger“ aus, die zu Eskalationen führen können. Um diesen vorzubeugen, ist eine reibungslose interne Kommunikation und Verständigung zwischen Protestierenden und Ordnungskräften unabdingbar. Nassauers Studie zeigte jedoch, dass genau diese Komponente bei den meisten Demonstrationen, die eskaliert sind, nicht zur Genüge sichergestellt war. Sie zeigte, dass hier „der“ kollektive Akteur nicht machtlos ist, sondern in der eingenommenen mikrosoziologischen Perspektive handlungsfähig bleibt, denn „er“ ist es, der die Fähigkeit zur Kommunikation besitzt und in der Lage ist Gewalteskalationen zu verhindern.

Den Kampf um Anerkennung von deutschen Deserteuren nach 1945 beleuchtete MARCO DRÄGER (Göttingen). Diese hatten eine doppelte Gewalterfahrung erlitten: Waren sie während des Krieges einer entfesselten Militärjustiz unterworfen, folgte nach Kriegsende eine gesellschaftliche Stigmatisierung. Die physische Gewalt ging in strukturelle Gewalt über. Deserteure galten – auch aufgrund fortgesetzter Karrieren von ehemaligen NS-Richtern – weiterhin als „Vaterlandsverräter“. Dieses Bild bekam erste Risse, als Hans Filbinger wegen seiner Mitwirkung an Todesurteilen zurücktreten musste. Der Streit um den NATO-Doppelbeschluss war eine weitere Triebfeder, das Verhältnis zu den Deserteuren zu hinterfragen. Vor allem die Friedensbewegung setzte sich für eine Rehabilitierung und das Gedenken an die Deserteure des Zweiten Weltkriegs ein. Außerdem fand ein Generationswechsel in maßgeblichen Institutionen statt. Als Meilenstein gilt der Entscheid des Bundes- und Sozialgerichts von 1991, der

Deserteuren eine Entschädigung zusprach. Problembehaftet bleibt jedoch noch heute die Frage, wie und wo an Deserteure erinnert werden soll.

Gewalt in einem aktuellen Kontext diskutierte OLEKSANDR SVYETLOV (Kiew) in seinem Referat über die Orange Revolution in der Ukraine. Ausgehend vom Zerfall der Sowjetunion argumentierte er, dass der Verlust einer staatlichen Ordnung den Zusammenbruch zivilgesellschaftlicher Aktivitäten zur Folge hatte. Unter diesem Blickwinkel betrachtete er die Proteste zwischen 2001 und 2004 in Kiew. Die Demonstrationen der Studierendenorganisation PORA dienten als Beispiel für die Interaktionsschwierigkeiten zwischen etablierten politischen Strukturen und Protestbewegungen der Revolution. Die politische Situation seit den 1990er Jahre wurde exemplarisch illustriert, um die demokratische Entwicklung der Ukraine aufzuzeigen.

Die folgende Sektion widmete sich am Beispiel von Literatur und Musik Diskursen über die sprachliche Konstruktion und Dekonstruktion von Gewalt. Aus einer literaturwissenschaftlichen Perspektive näherte sich STEFAN LINDL (Augsburg) dem Phänomen „Gewalt“ und plädierte dafür diese als Chiffre für die „-ismen“ zu verstehen. Anhand von Textpassagen aus „Mein Kampf“, die er Textklassikern der Postmoderne gegenüberstellte, zeigte er auf, dass alle sprachlichen Zuschreibungen, die unter anderem im Nationalsozialismus Ausgrenzungen, Verfolgungen und Genozid legitimierten, bloßes sprachliches Konstrukt sind. Als Beispiel wählte er das „Projekt Dekonstruktion“ französischer und US-amerikanischer PhilosophInnen und SoziologInnen, das sich als Gegenprojekt zu den „-ismen“ des 20. Jahrhunderts verstehen lässt und das genau diese Konstruiertheit entlarven will. Gewalt wird hier als eine Gestaltungsform gesehen, deren Ziel es ist, belebte, unbelebte, soziale, begriffliche Strukturen grundlegend zu erschüttern oder zu vernichten.

Auf strukturelle Gewalt fokussierte INA JESKE (Augsburg) ihren Vortrag über afrodeutsche Rapkünstler. Sie formulierte die These, dass Rap als künstlerisches Mittel des Widerstands und zur Verarbeitung von Alltagsrassismen Anwendung findet, insbesondere bei den von ihr gewählten Beispielen, dem Künstlerkollektiv Brothers Keepers sowie dem Rapper B-Tight. Beide verbindet die Ausgrenzungserfahrung in der Mehrheitsgesellschaft, die sie als spezifische Gewalterfahrung in ihren Texten thematisieren. Seit dem gewaltsamen Tod des afrodeutschen Alberto Adriano machten sich die Brothers Keepers zur Aufgabe, den offen zutage getretenen Rassismus zu bekämpfen. Sie griffen auf unterschiedliche Methoden zurück. So betonen die Brothers Keepers in ihren Songs ihren Zusammenhalt gegen Rassismus. Zugleich wird unter Androhung von Gewalt verbaler Widerstand gegen rechte Gewalt geleistet. B-Tight wiederum provoziert durch Verwendung rassistisch konnotierter Begriffe und gewaltverherrlichender Plattencover. Gewaltphantasien entspringen hier aus einem perzipierten Ohnmachtsgefühl gegenüber Rassismus und spiegeln auch Selbsterstörungstendenzen wider.

Gewalt als Katalysator des medizinischen Fortschritts stand im Mittelpunkt der nächsten Sektion. SUSANA ROCHA TEIXEIRA (Heidelberg) beschrieb unter ande-

„Kollektive Akteure“ und Gewalt

Macht und Ohnmacht
im 20. Jahrhundert



Tagung an der Universität Mannheim
22.–24. Januar 2015

UNIVERSITÄT
MANNHEIM



Stiftung die schwelle
Beiträge zum Frieden



Historisches
Institut für Europäische
Kulturgeschichte

UNI

Universität Augsburg
Institut für Europäische
Kulturgeschichte



Zentrum zur Förderung des Historischen Instituts
und der Kulturwissenschaften
an der Universität Mannheim e.V.

rem am Beispiel des Ersten Weltkriegs die historische Entwicklung der plastischen Chirurgie und begriff behandelnde Ärzte als kollektive Akteure. Massenhafte Gewalterfahrung und mangelhafte gesellschaftliche Reintegration waren ein Wendepunkt für die plastische Chirurgie. Der Vorwurf, rekonstruktive Eingriffe verstießen gegen den Hippokratischen Eid, verstummte in gleichem Maße, wie die Front entstellte Menschen produzierte. Nach dem Waffenstillstand ging der Bedarf an plastischer Chirurgie jedoch zurück, gleichzeitig kam es zu einer zunehmenden Vernetzung der Fachärzte. In den USA jedoch trug die mediale Präsenz zur Anerkennung bei. Dort wurden solche Eingriffe mit dem amerikanischen Gründungsmythos, einem „Neuanfangs“ in der Neuen Welt, in Verbindung gebracht, wie Texeira am Beispiel des Romans „Black Oxen“ verdeutlichte.

Mit psychosozialen Folgen des Ersten Weltkriegs beschäftigte sich GUNDULA GAHLEN (Berlin), denn der Krieg schuf auch einen erhöhten Bedarf an Psychiatern. Gahlen fragte, ob der kollektive Akteur „Armee“ in der Behandlung kriegsneurotischer Erkrankungen in hierarchische Strukturen zerfiel: Wurden Mannschaftsdienstgrade anders behandelt als Offiziere? Die Psychiatrie erlebte im Laufe des Weltkriegs einen Bedeutungszuwachs, der schließlich zu ihrer Anerkennung als Therapieform führte. Quellenmaterial zeigte, dass die Psychiatrie unteren Dienstgraden im Gegensatz zu Offizieren eine degenerierte seelische Konstitution attestierte, die Kriegsneurosen begünstigte. Deswegen wurden bei dieser Soldatenkohorte andere Therapien angewendet. Offizieren wurden – unter Berücksichtigung ihrer sozialen Stellung – solche Makel nicht in dieser Häufigkeit diagnostiziert. Wurden kriegsbedingte Neurosen festgestellt, so liefen die Befunde auf eine mit geringerem gesellschaftlichem Stigma behaftete Erkrankung hinaus. Einschränkend stellte Gahlen jedoch fest, dass Diagnostik und Behandlungsmethoden letztendlich von Ärzten individuell festgelegt wurden. Im Zuge der Etablierung der Psychiatrie löste sich die Ärzteschaft von den sozialen Kategorien ihrer Patienten als Determinante für eine Behandlung.

Die Gewalt bei Migrations- und Integrationsprozessen stand im Fokus der nächsten Sektion. MARKUS STADTRECHER (Augsburg) beleuchtete die Ackermann-Gemeinde als kollektiven Akteur. Sie bot eine Anlaufstelle für die katholischen sudetendeutschen Vertriebenen nach 1945. Hier wurden Nah- und Fernziele formuliert: Einerseits Integration, Zusammenhalt und Abbau der Diskriminierung, andererseits Rückkehr in die Heimat. Die Inanspruchnahme des Begriffs „Opfer“ sollte allerdings keinen Revanchismus begründen, wohl aber anzeigen, dass sich die Gruppe als Opfer von Gewalt sah. Bildungs- und Kulturangebote sollten Rachebestrebungen ein Korrektiv entgegensetzen, was dem christlichen Wertekanon des Akteurs entsprach. Ein weiteres integratives Moment war die Miteinbeziehung der Vertriebenen in politische Strukturen, um nur ein Beispiel dafür zu nennen, wie sich ein relativ machtloser Akteur Ressourcen aufbaute. Das Fernziel der Vertriebenen, in die ehemalige Heimat zurückzukehren, blieb jedoch unerreicht – es bestehen jedoch vielfältige Kontakte und Erinnerungsplaketten zeugen heute von ihrer einstigen Präsenz. Stadtrecher warf in

diesem Zusammenhang die Frage auf, ob nicht auf diesem Wege eine zumindest ideale „Rückeroberung“ der Gebiete vonstattengegangen ist.

Das Schicksal russischer Exilanten in der Zwischenkriegszeit in Deutschland stellte ARTEM LYSENKO (Moskau) dar. Er fragte inwiefern die Emigranten Opfer von Gewalt waren oder die Emigration als ein Kulturereignis gesehen werden konnte. Für Lysenko blieb dies jedoch unbeantwortet: Die Emigranten waren zwar einerseits einer Gewalterfahrung ausgesetzt, allerdings kann diese Erfahrung auch als ein Kulturereignis wahrgenommen werden. Der Referent veranschaulichte dieses Beispiel von Gewalt und Emigration durch eine journalistische Perspektive und die Berichterstattung im *Novyj Mir*.

In einem Impulsreferat stellte PHILIPP GASSERT (Mannheim) fest, dass kollektive Akteure primär in der Opferrolle, nicht jedoch als Täter berücksichtigt wurden. Er schlug eine inhaltliche Öffnung, vor allem in Hinsicht auf die imperiale Geschichte des 20. Jahrhunderts, in der die Nationalstaaten als maßgebliche Gewaltakteure im Mittelpunkt standen, vor. Weiter betrachtete Gassert Gewalt losgelöst von ihrem destruktiven Charakter: In die Analyse müssen die „positiven“ Aspekte von Gewalt Eingang finden, wie z. B. staatliche Gründungsmythen, bei denen Gewaltanwendung positiv konnotiert ist. Die Ermächtigung oder Selbstermächtigung für die Gewaltanwendung spielt eine wichtige Rolle. Je nach Standpunkt kommt eine andere Rechtfertigungsgrundlage für Gewalthandlungen zum Tragen. Daran schloss er die Frage nach der Beständigkeit oder Wandlungsfähigkeit des Gewaltbegriffs in der Historiographie an. Die Ereignisse des ausgehenden 20. Jahrhunderts scheinen diesen Prozess mit der Verschiebung von Feindbildern abzubilden: Nicht mehr klassische Nationalstaaten sind als gewaltausübende Akteure präsent, sondern transnationale Terrorgruppen oder multinationale Konzerne.

Die abschließende Sektion thematisierte das Verhältnis von Gewalt und Geschlecht. In ihrem Vortrag verglich ANNE BIESCHKE (Mannheim) die Strategien der Frauenbewegung und der Frauenfriedensbewegung im Umgang mit Gewalt. Im Kontext der Nachrüstungsdebatte ab den späten 1970er Jahren stellten Vertreterinnen der Frauenfriedensbewegung einen Zusammenhang zwischen Krieg als Zustand und der Ungleichbehandlung der Geschlechter her: Sowohl Gewalt mit militärischen Mitteln als auch strukturelle und tatsächliche Gewalt im Alltag bedeuten „Krieg“ für Frauen. Während die Friedensfrauen sich darum verstärkt für den Frieden und in der Friedensbewegung engagierten, kritisierten große Teile der autonomen Frauenbewegung diese Haltung. Sie befürchteten, dass durch die Erweiterung des Gewaltbegriffs die eigentlichen Anliegen der Frauenbewegung – Beendigung der konkreten Gewalterfahrungen von Frauen – zugunsten des Protests gegen die „abstrakte“ Bedrohung durch den Kalten Krieg in den Hintergrund gedrängt würde.

Anhand der Wiener Hungerkrawalle veranschaulichte VERONIKA HELFERT (Wien) die Rolle protestierender Frauen in Kriegszeiten. Sie wandten sich gegen das Bild der passiven Frau an der Heimatfront, während die Männer auf den Schlacht-

feldern kämpften. Helfert stellte das bipolare Geschlechterverhältnis in bürgerlichen Gesellschaften infrage und verstand die Hungerkrawalle als dezidiert weibliche Protestform. Während sich im 17. und 18. Jahrhundert Frauen und Männer gleichermaßen an den Hungerprotesten beteiligten, waren es im 20. Jahrhundert vor allem Frauen. Diese Proteste fanden häufig an Orten statt, wo ein spontanes Zusammentreffen vieler Menschen möglich war. Dabei äußerten die Demonstranten pragmatische Forderungen, die durch Kritik am Kapitalismus geprägt waren und andere Gesellschaftsmodelle propagierten. Offen blieb, ob die Proteste auch mit intersektionalen Modellen in Einklang gebracht werden können. Eine partielle Antwort lautete, dass in den Wiener Hungerkrawallen die unterschiedlichen sozialen Stellungen anhand des Protestgebarens offensichtlich wurden.

In der Abschlussdiskussion fasste CLAUDIA KEMPER (Hamburg) die Tagungsergebnisse zusammen. Analog zu Gassert schlug sie vor, den eingangs definierten Gewaltbegriff abzuwandeln und die aktive und erzeugende Funktion von Gewalt zu berücksichtigen, die auch kollektive Akteure hervorbringt. Gewalt dient demnach als Legitimationsmittel, Innovationsmotor, Produzent von neuen Ordnungen, soziales Distinktionsmittel und Mittel der Kommunikation. Sie plädierte dafür, sich auf konkrete Gewaltpraktiken zu fokussieren anstatt auf einer abstrakten Ebene zu verharren. Sie stellte zur Debatte, inwiefern Professionen, Emigranten oder Deserteure tatsächlich als kollektive Akteure gesehen werden können. Die Tagung zeigte, dass das Feld der Gewaltforschung für alle Disziplinen fruchtbar gemacht werden kann und auch in Zukunft reichhaltige Forschungsarbeiten ermöglichen wird.

Konferenzübersicht

Dagmar Ellerbrock (Dresden): Von der Ohnmacht zur Selbstermächtigung? Gefühle als Movers von Gewalthandeln

Anne Nassauer (Berlin): Mikrosoziologische Perspektiven auf kollektive Gewalt(vermeidung) – zur Entstehung von Gewalt zwischen Demonstranten und der Polizei

Marco Dräger (Göttingen): Die doppelte Gewalterfahrung von Deserteuren des Zweiten Weltkriegs: Von der direkten Gewalt in der NS-Diktatur zum Kampf um Anerkennung in der Bundesrepublik

Oleksandr Svyetlov (Kiew): Collective action and social movements. Ukraine's decade of resistance to authoritarianism. The "Orange Revolution" and beyond

Stefan Lindl (Augsburg): Gewalt im Text. Methodisch-theoretische Überlegung zu einer Geschichte der Gewalt in Texten postmodernen Denkens

Ina Jeske (Augsburg): Rap und Rassismus – Künstlerische Strategien im Umgang mit struktureller und alltäglicher Gewalt

Susana Rocha Teixeira (Heidelberg): Tilgung äußerlicher Spuren von Gewalt – Plastische Chirurgen als kollektiver Akteur im Prozess der Verarbeitung von Gewalt?

Gundula Gahlen (Berlin): Zur Bedeutung von sozialer Klasse und militärischem Rang beim Umgang der Psychiater mit „Kriegsneurotikern“ im Deutschen Reich während des Ersten Weltkriegs

Markus Stadtrecher (Augsburg): Vertriebenenorganisationen – Heterogene kollektive Akteure und die Verarbeitung von Gewalt in der Fremde. Das Beispiel der katholischen Ackermann-Gemeinde

Artem Lysenko (Moskau): Die russische Emigration in Deutschland in der Nachkriegszeit: Ein Opfer von Gewalt oder ein Kulturereignis?

Philipp Gassert (Mannheim): Impulsreferat

Anne Bieschke (Mannheim): Frauen gegen Gewalt: Konzepte der Neuen Frauen- und der Frauenfriedensbewegung im Vergleich

Veronika Helfert (Wien): Verführt und unvernünftig? Protestierende Frauen in den Umbruchsjahren 1917–1921 in Österreich

Claudia Kemper (Hamburg): Abschlussdiskussion

VORTRAG

Vom Nutzen der Geschichte

ANDREAS WIRSCHING

(Wolfgang E. J. Weber zum 28. Juli 2015)¹

War es 1914 ein entscheidender Fehler des jüngeren Moltke, den rechten Flügel der deutschen Armee zu schwächen? Wurde damit nicht der Schlieffen-Plan in fataler Weise konterkariert? Wäre der deutsche Angriff auf Frankreich durchgedrungen, wenn die Oberste Heeresleitung energischer gehandelt hätte? Solche und vergleichbare Fragen haben nach dem Ersten Weltkrieg *endlose* Historikerdebatten provoziert. Gleiches gilt für die Frage der Kriegsschuld, welche die Arbeit zahlloser deutscher Historiker belastete, ja geradezu vergiftete. Für die Geschichtswissenschaft ergaben sich daraus als „nächstliegende und dringendste Tagesaufgaben“, wie Gerhard Ritter 1949 rückblickend feststellte, vor allem die „Kriegsschuld- und die Bismarckforschung.“²

Wir Heutigen fragen demgegenüber: Ist hier überhaupt ein *Nutzen* der Geschichte erkennbar? Wäre es nicht viel nützlicher, wenn sich unerfüllte und verlorene Vergangenheit *nicht* von hinten an den Menschen anklammerte? Zögen einzelne Menschen, Kollektive und Völker nicht viel größeren Nutzen aus der Fähigkeit, einfach *vergessen* zu können: vergessen, was war, um sich desto tatkräftiger der Gegenwart und Zukunft zuzuwenden? Nicht umsonst erkannte Ernest Renan ein entscheidendes Merkmal einer Nation in der Fähigkeit zu vergessen und im Konsens darüber, was zu vergessen sei.³ Und nicht zufällig pries Friedrich Nietzsche die Fähigkeit der weidenden Herde, die nicht weiß „was Gestern, was Heute ist“ und die, „angebunden an den Pflock des Augenblicks“, weder die Vergangenheit kennt, noch sich um die Zukunft sorgt.⁴

Nutzen der Geschichte also? Oder Übermaß der Geschichte, das die Menschen hemmt, das Richtige zu tun? Als moderne, kulturhistorisch informierte Historiker wissen wir natürlich: Der Grad des Nutzens und das Ausmaß des Nachteils der Geschichte hängen vom politisch-kulturellen Umfeld ab. Wenn wir also über den Nutzen der Ge-

¹ Der Text gibt im Wesentlichen einen Vortrag wieder, den ich am 31. Juli 2015 im Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg anlässlich des 65. Geburtstags von Wolfgang E. J. Weber gehalten habe.

² Gerhard Ritter, Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft, in: Historische Zeitschrift 170 (1950), S. 1–22, hier: S. 17.

³ Ernest Renan, Was ist eine Nation, in: Michael Jeismann, Grenzfälle – Über neuen und alten Nationalismus, Leipzig 1993, S. 290–310.

⁴ Friedrich Nietzsche, Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben [künftig NNH], in: ders., Sämtliche Werke, hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, Studienausgabe München 1980, Bd. 1, S. 248.

schichte Rechenschaft ablegen wollen, so müssen wir tiefer bohren. Wir müssen den Gegenstand selbst historisieren, nach verschiedenen zeitbedingten Modi der Geschichte fragen, um am Ende vielleicht ein weiterführendes Urteil fällen zu können.

Um 1980 etwa bestand in der Bundesrepublik ein breiter gesellschaftlicher Konsens darüber, dass Geschichte – wieder – wichtig geworden war. Tatsächlich war die „Krise der Geschichtswissenschaft“, die Golo Mann noch 1975 diagnostiziert hatte, in den achtziger Jahren kein Thema mehr. 1978 kam erstmals ein deutscher Bundeskanzler auf den Historikertag in Hamburg; 1982 war es der Bundespräsident Karl Carstens. Und die Eröffnungsworte des Internationalen Historikertages 1985 in Stuttgart sprach Bundespräsident Richard von Weizsäcker.⁵

Schon in den 1990er Jahren aber begann sich der Wind wieder zu drehen, und er wehte den Geisteswissenschaften zunehmend ins Gesicht. Es entstand eine eher geschichtslose, technokratische Zukunftsvision, die sich überwiegend aus ökonomischem Wettbewerbs- und Nützlichkeitsdenken speiste. Unverkennbar etablierte sich die Tendenz zu einem utilitaristischen Begriff des Wissens. Ihre Vertreter glaubten schnell und aggressiv selektieren zu können zwischen nützlichem, erwünschtem Wissen und solchem Wissen, das entbehrlich ist und folglich auch keine Investitionen mehr erfordert. Wolfgang E. J. Weber hat diese Tendenzen klarsichtig erkannt und sie 2006 folgendermaßen formuliert: „Finanzkrise des Staates, Ökonomisierung des Bildungswesens im Sinne der Anwendung ökonomischer Kosten-Nutzen- und Angebot-Nachfrage-Kalküle sowie neuerlicher Konzentration auf ökonomisch nützliche und verwertbare Ausbildung statt nicht unmittelbar finanziell verwertbare Bildung.“⁶

Heute stellt sich die Frage nach dem Warum und Wozu der Geschichte wiederum anders dar und sie wird auch durchaus uneinheitlich beantwortet. Die ökonomistisch-technokratischen Blühträume der 1990er und frühen 2000er Jahre sind ausgeträumt; die Zukunft erscheint wieder offener, und Fragen nach der Herkunft werden wieder drängender. Deshalb erkennen wir heute vielleicht besser als noch vor wenigen Jahren, wie wichtig die Geschichtswissenschaft ist: Gerade in ihrer zweckfreien Zuwendung zur Vergangenheit demonstriert sie die Komplexität der Gegenwart und weist auf die Offenheit einer im Kern unverfügbaren Zukunft hin. Sie dekonstruiert Erfolgsgeschichten und Legenden. Sie hält das Zukurzgekommene, auch das Gescheiterte, im öffentlichen Bewusstsein. Sie zeigt, wie sich das heute Unzeitgemäße morgen doch als adäquat, das gestern Moderne heute schlicht als irrig erweisen kann.

Wir sehen also: Der Grad des Nutzens und das Ausmaß des Nachteils, die der Geschichte zugeschrieben werden, hängen vom politisch-kulturellen Umfeld ab. Entscheidend ist, die Deutungs- und Wissenschaftskultur, in der Geschichte geschrieben

⁵ Siehe mit weiteren Belegen: Andreas Wirsching, Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990, München 2006, S. 470 f.

⁶ Wolfgang E. J. Weber, Kröte Klio. Kritische Bemerkungen zur gegenwärtigen Lage der deutschen Geschichtswissenschaft, in: Bernadette Malinowski (Hg.), Probleme und Perspektiven der Geschichtswissenschaft, München 2006, S. 187–207, hier: S. 193.

und kommuniziert, in der Geschichte zum Argument wird. Jeder nun, der sein Werk nur ein bisschen kennt, wird mir zustimmen, dass sich Wolfgang E. J. Weber regelmäßig und überaus gehaltvoll zu diesen Fragen zu Wort gemeldet hat. Zahllos sind die Beiträge, in denen er sich mit Entstehung und Erkenntnisinteresse, Funktion und Methode der Geschichtswissenschaft auch und gerade an der Universität beschäftigt hat. Und eines zeigen uns Wolfgang E. J. Webers Beiträge ganz gewiss: Einfache Antworten gibt es nicht. Weder ein naives „Lernen aus der Geschichte“ noch ein ignoranten „Die Vergangenheit Vergangenheit sein lassen“ hilft weiter, sondern wir müssen tiefer bohren.⁷

Ich will dies in zwei Gedankengängen versuchen: Erstens kann uns ein Blick auf Friedrich Nietzsches berühmte Schrift „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“ aus dem Jahre 1874, die zweite seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, helfen, die Frage zu systematisieren; zweitens will ich fragen, wieweit Nietzsches Ausführungen aktuell geblieben sind, in unsere Zeit fortgedacht werden können. Dabei lasse ich mich auch von manchen Überlegungen Wolfgang E. J. Webers leiten.

I. Nietzsches Erfahrungsraum ist die zeitgenössische Ausprägung des späten Historismus. Damals, nach der Bismarckschen Reichsgründung, ist die Geschichte noch die Leitwissenschaft und umso mehr ist sie in der Öffentlichkeit und in den Bildungseinrichtungen mit übergroßem Prestige ausgestattet. Zugleich aber, so Nietzsche, übersättigt sie die Umwelt durch unnützes, ja geradezu schädliches historisches Wissen. Schädlich, weil es junge Menschen kognitiv abstumpft und zum klaren Werturteil unfähig macht. Sie werden „geblendet“ durch eine Unmasse sinnloser, auf sie einströmender historischer Fakten und reagieren darauf entweder mit „Stumpfsinn“ oder mit „Ekel“. Schlimmer noch: Der „gelehrte Wust“ führt zum historischen Relativismus und mithin zur gefährlichen moralischen Indifferenz über den eigenen Standpunkt.⁸

Schuld an der Misere sind nicht zuletzt die Gelehrten selbst, die professionellen Historiker, mit denen Nietzsche mit aller Schärfe ins Gericht geht. „Die gediegene Mittelmäßigkeit wird immer mittelmäßiger“⁹ – das ist die Folge einer übermäßig gewordenen, den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit steril vor sich hertragenden Historie. Geschichte als eitler Selbstzweck ist schädlich; wenn sie nicht dem Leben dient, untergräbt sie die Gegenwart. Die richtige und notwendige Kenntnis der Vergangenheit, die jeder Mensch und jedes Volk ganz unzweifelhaft braucht, ergibt sich demgegenüber für Nietzsche aus der richtigen *Anwendung* der Geschichte – und diese

⁷ Wolfgang E. J. Weber, Kulturgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: Bärbel Kuhn/Susanne Popp (Hg.): Kulturgeschichtliche Traditionen der Geschichtsdidaktik, St. Ingbert 2011, S. 199–239. Ders., Erkenntnis. Ihre Bildung und Verbindlichkeit. Deutung: Durch Schlüsselbegriffe und Konzepte, in: Annette Völker-Rasor (Hg.), Frühe Neuzeit (Oldenbourg Geschichte Lehrbuch), München 2000, S. 277–294.

⁸ NNH, S. 300.

⁹ Ebd., S. 301.

lässt sich nach seiner seitdem klassischen Einteilung in drei Modi des Historischen einteilen: in die monumentalische, die antiquarische und die kritische Art der Historie.

Die von Nietzsche beschriebene *Monumentalische Art* der Geschichte war Ausfluss des 19. Jahrhunderts. Dieses 19. Jahrhundert war ja ein nationalistisch-heroisches Zeitalter und ein Zeitalter, das jede Menge nationaler Mythen produzierte: Überall hoben die Nationen Europas ihre Helden auf den Sockel. Dem entsprach ein gegenwartsbezogener, aktiver Modus der Geschichte. Nietzsche hatte in seiner Zeit wahrhaftig ausreichendes Anschauungsmaterial, wenn er die Monumentalische Art als jene Geschichte beschrieb, die für den „Thätigen“, den „Mächtigen“, den „Mutigen“ da ist, für den, „der einen großen Kampf kämpft“ und daher „Vorbilder, Lehrer, Tröster braucht“.¹⁰ Die Monumentalische Art glaubt an die Gipfel und die Höhenzüge in der nationalen Geschichte. „Sie zeigt in der Gegenwart, daß das Große in der Geschichte möglich und wieder möglich ist.“¹¹

Wolfgang E. J. Weber ist ein exzellenter Kenner dieser Materie. Mehrfach hat er die epistemologische und methodische Indienstnahme der Historie herausgearbeitet, der dann die borussisch funktionalisierte deutsche Nationalgeschichte entstieg. Er erläutert die problematische Transformation der deutschen Geschichtswissenschaft vom älteren Historismus in eine Disziplin, die sich letztlich bloß als „die geistige Erscheinungsform der Nation“ versteht – so das von ihm zitierte Bonmot Gerhard Ritters.¹²

Aber das Zeitalter des Historismus pflegte eben auch das ganze Gegenteil hierzu, nämlich die *Antiquarische Art der Geschichte*. Sie gehört demjenigen, der das Alte bewahrt, es pietätvoll pflegt und mit Treue verehrt. Alles Überkommene, und sei es bloß der „Urväter-Hausrath“, wie Nietzsche sagt, gewinnt seine Dignität allein schon aufgrund seiner Herkunft aus der Vergangenheit.

Beide Modi der Geschichte sind höchst selektive Geschichtsaneignungen. Die tat- und praxisorientierte Monumentalische Art verkürzt die Geschichte für den ihr zugeordneten Einsatz im Leben – zum Beispiel für die Nation. Umgekehrt sieht und bewahrt die Antiquarische Art nur das, was ihr selbst als wichtig und verehrens-wert erscheint. Daher vermag sie auch Wichtiges nicht von Unwichtigem zu scheiden; im Extremfall

¹⁰ Ebd., S. 262 f. Vgl. zum heroischen Zeitalter: Rene Schilling, „Kriegshelden“. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813–1945, Paderborn u. a. 2002; Michael Naumann, Strukturwandel des Heroismus. Vom sakralen zum revolutionären Heldentum, Königstein/Ts. 1984.

¹¹ Martin Heidegger, Zur Auslegung von Nietzsches II. Unzeitgemässer Betrachtung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ (Wintersemester 1938/39), hrsg. von Hans-Joachim Friedrich, Frankfurt a. M. 2003, S. 360.

¹² Wolfgang E. J. Weber, Geschichte und Nation. Das ‚nationale Princip‘ als Determinante der deutschen Historiographie 1840–1880, in: Daniel Fulda, Silvia Serena Tschopp (Hg.), Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Berlin 2002, S. 343–365, hier: S. 347.

mündet die antiquarische Art daher in eine „blinden Sammelwuth“ und zerstört das Lebendige der Geschichte.¹³

Mithin ist die dritte, die von Nietzsche so genannte *Kritische Art* der Geschichte von entscheidender Bedeutung. Auch diese Art steht, so Nietzsche, im Dienste des Lebens: „[Der Mensch] muss die Kraft haben und von Zeit zu Zeit anwenden, eine Vergangenheit zu zerbrechen und aufzulösen, um leben zu können: dies erreicht er dadurch, dass er sie vor Gericht zieht, peinlich inquirirt und endlich verurtheilt.“¹⁴ Die kritische ist also gleichsam die Kehrseite der Monumentalischen Art. Allein sie verfügt über das erforderliche Instrumentarium, um Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden und um den *Konstruktcharakter* von Geschichte zu erkennen.

Aus unserer heutigen Sicht ist es interessant und vielleicht überraschend, dass Nietzsche keineswegs eine bestimmte Art der Geschichte für die absolute oder einzig richtige hält. Jeder von ihm beschriebene Modus hat seine Stärken und Gefahren; erst die Balance zwischen allen dreien sichert den Nutzen der Geschichte, das heißt den vernünftigen, kreativen und vor allem lebensnahen Umgang mit ihr. Das bedeutet eine grundsätzliche Offenheit gegenüber den verschiedenen Anwendungsformen der Geschichte, deren historische Wurzeln übrigens Wolfgang E. J. Weber sehr deutlich herausgearbeitet hat. Historisches Tatsachen-, Orientierungs- und Methodenwissen betrachtet er als gleichberechtigt nebeneinanderstehende Quellen der modernen historischen Wissenschaften, wie sie sich allmählich schon seit dem Mittelalter an den europäischen Universitäten entwickelt haben.¹⁵

II. Dies führt zum zweiten Punkt und zu der Frage, wieweit Nietzsches Ausführungen aktuell geblieben sind für die Geschichte des 20. Jahrhunderts und wie sie bis in unsere Zeit fortgedacht werden können. Zunächst fällt es nicht schwer, in Nietzsches *Monumentalischer Art* die Keimzelle jenes Umgangs mit Geschichte zu erkennen, die den totalitären Ideologien des 20. Jahrhundert zu eigen war. Den Totalitarismus kennzeichnet der Gedanke, die kompromisslose Tat, und das bedeutet konkret: die Gewalttat, könne helfen, die Weltgeschichte in ihrem Verlauf zu beschleunigen. Tatsächlich bleibt das Interesse der totalitären Bewegungen und Regime an der Geschichte rein funktional und orientiert sich ausschließlich an ihrer gewaltsamen politischen Praxis.

Lenin etwa evozierte die Geschichte nur im Sinne der dialektischen Nutzenanwendung für die Gegenwart: Aus vergangenen Kämpfen sei zu lernen, um die gegenwärtigen und künftigen Kämpfe umso siegreicher zu bestehen. Auch Hitler besaß ein rein instrumentelles Interesse an der Geschichte. Es bezog sich – wie er in „Mein Kampf“

¹³ NNH, S. 267 f.

¹⁴ Ebd., S. 269.

¹⁵ Wolfgang E. J. Weber, Universität, in: Michael Maurer (Hg.), *Aufriß der historischen Wissenschaften*, Bd. 6: Institutionen, Stuttgart 2002, S. 19–96.

festhielt – allein auf ihre „Nutzanwendung für die Gegenwart“.¹⁶ Die extremistischen Bewegungen des totalitären Zeitalters zwingen der Geschichte eine rein analogische Struktur auf: Die Vergangenheit gibt unmittelbar anwendbare Lehren für die Gegenwart. Kampf und Leid der Vorläufer sind Quellen neuer Kraft für die Kämpfe der Gegenwart auf höherer Stufe.

Aber ist die *Monumentalische Art* der Geschichte mit dem Heroismus des 19. und dem Totalitarismus des 20. Jahrhunderts heute verschwunden? Tatsächlich ist sie so wenig verschwunden, wie die Gegenwart aus der Betrachtung der Geschichte jemals verschwinden kann. Auch heute noch wird Geschichte für eine heroische Erinnerungskultur in Anspruch genommen, wie etwa in Russland. In Westeuropa allerdings hat sich die Monumentalische Art der Historie ganz überwiegend in eine postheroische, demokratische *Erinnerungskultur* verwandelt. Nach einem halben Jahrhundert grauenhafter Verbrechen blickt sie nicht mehr auf den Helden der Vergangenheit, sondern auf den zerschlagenen Menschen: auf Tod und Gewalt, Leid und Schrecken in der Geschichte. Nicht mehr die Kommemoration der *Helden* steht im Mittelpunkt, sondern die der *Opfer*. Und das ist nicht mehr das heroische Opfer im Sinne von *sacrificium*, sondern das geschlagene, hilflose Opfer im Sinne von *victima*.

Zwar unterscheidet sich die Stoßrichtung diametral: Die monumentalische Betrachtung der Vergangenheit speist sich aus der Hoffnung, dass das Große reaktivierbar ist und wieder einmal möglich sein wird.¹⁷ Die Kommemoration der Opfer steht dagegen unter dem politisch-moralischen Imperativ des „Nie wieder!“ Aber hier wie dort geht es darum, Geschichte zu aktualisieren, die Gegenwart in der Geschichte zu spiegeln und damit das konkrete Leben zu kräftigen. Gestern ermöglichte die Erinnerung an die heroische Tat die historische Orientierung für das gegenwärtige Leben; heute ist es das Gedenken an die Opfer. Beide Modi der Vergangenheitsaneignung – die monumentalische Art wie die demokratische Erinnerungskultur – sind daher selektiv. Sie fördern die Ikonisierung und Zeremonialisierung der Geschichte. Sie ringen der Geschichte Sinn und Bedeutung ab und formen sie zu einem Narrativ, das weiter erzählbar ist und schon bald den Charakter des Mythischen annimmt.

Der zweite Modus der Historie, die antiquarische Art mündet zunächst in eine *Musealisierung* der Geschichte. Wollte man die Gesamtzahl der Neugründungen historischer Museen seit Nietzsches Zeiten zusammenzählen, käme man auf beeindruckende Resultate, die dieser antiquarischen Art der Geschichte entsprungen ist. Insbesondere seit den 1970er Jahren hat in Deutschland und Europa die Wiederentdeckung der Ge-

¹⁶ Adolf Hitler, *Mein Kampf*, S. 129 [S. 123 der Originalpaginierung], dazu Christian Hartmann, Thomas Vordermayer, Othmar Plöckinger, Roman Töppel (Hg. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte), *Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition*, München 2016, Bd. 1, S. 353.

¹⁷ NHH, S. 260.

schichte eine Fülle neuer Museen und historischer Ausstellungen nach sich gezogen.¹⁸ Der geschichtsinteressierte Bürger von heute weiß kaum mehr, wohin er sich zuerst wenden soll.

Man kann ohne weiteres argumentieren, dass diese Art der Besinnung auf die Geschichte einen großen *Nutzen* hat: Denn sie schärft das Bewusstsein für die Individualität alles Gewordenen; sie macht deutlich, dass einzelne Menschen, aber eben auch größere Einheiten wie Städte und Regionen, Völker und soziale Gruppen über eine eigene, unverwechselbare Geschichte und damit *Identität* verfügen.

Beim Stichwort Identität gilt es einen Augenblick innezuhalten. Tatsächlich provoziert ja die Frage nach der Identität der Deutschen, der Identität Europas, der Identität der Regionen, der Identität von Minderheiten und so fort eine fast ununterbrochene Dauerdiskussion. Sie verläuft so intensiv und kontrovers, dass man sich fragen muss, ob die zugrunde liegende Frage überhaupt noch sinnvoll zu beantworten ist. Zumindest müssen wir uns auch die Gegenfrage stellen, und diese lautet: Hat ein Modus der Geschichte, der sich allzu eng an die Kategorie der Identität koppelt, nicht auch gravierende Nachteile? Nimmt man dem Menschen nicht die Chance zur Freiheit, wenn man ihn auf *seine* individuelle Geschichte, seine „Identität“ und damit auf eine spezifische „Rolle“ festlegt – ob als Mitglied einer Familie oder einer sozialen Klasse, als Flüchtling oder Aufsteiger, als Frau oder Mann, als Angehöriger einer Religionsgemeinschaft oder einer ethnischen Gruppe? Nimmt man dem Menschen nicht die Zukunft, wenn man seine *Herkunft* zur maßgeblichen Richtschnur erhebt? Dies sind Fragen, die in den 1960er und 1970er Jahren in den Vordergrund drängten: Ein Zeitgeist, der die *Emanzipation* von geschichtlich gewordenen Zwängen und Konventionen forderte, erblickte im Begriff der Identität ein Codewort sozialer Unfreiheit. Dementsprechend dominierten sozial- und humanwissenschaftliche Diskurse, nicht aber historisch orientierte Ansätze.¹⁹

Seit den 1980er Jahren hat sich dies erneut geändert, und heute befinden wir uns in einer neuen, im Grunde paradoxen Situation. Gruppen, die sich rechtlich zurückgesetzt und kulturell in der Minderheit fühlen, pochen gleichwohl auf ihre Identität, um kollektive Anerkennung zu gewinnen. Die autonome Selbstdefinition soll die von außen auferlegte Zuschreibung ersetzen. Identitätspolitik und „affirmative action“ dienen dazu, eigene kulturelle oder soziale Deutungen und Ansprüche durchzusetzen. Mehr als jemals zuvor stehen die westlichen Demokratien daher vor der Frage, wie weit sie zur Anerkennung kultureller und damit historisch gewachsener *Diversität* verpflichtet

¹⁸ Gottfried Korff u. a. (Hg.), *Museumsdinge. deponieren – exponieren*, Köln u. a. 2. Aufl. 2007, v. a. S. 167–178.

¹⁹ Als Überblick u. a. Friedrich Lenger, „Historische Sozialwissenschaft“: Aufbruch oder Sackgasse?, in: Christoph Cornelißen (Hg.), *Geschichtswissenschaft im Geist der Demokratie*. Wolfgang J. Mommsen und seine Generation, Berlin 2010, S. 115–132, und zur Kritik Thomas Welskopp, *Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1998), S. 173–198.

sind. Ob in diesem schwierigen gesellschaftlichen und politischen Aushandlungsprozess die Geschichte von Nutzen oder eher von Nachteil ist, muss vorderhand ungewiss bleiben.

Wolfgang E. J. Weber jedenfalls betrachtet in diesem Zusammenhang die Tendenz zu einer neuen Funktionalisierung der Geschichte kritisch, und das, wie ich meine, zu Recht. So warnt er vor einer allzu billigen Historie, die lediglich – und ich zitiere – „zahllose, je individuelle und gruppenspezifische Geschichten“ erzählt. Das Ergebnis wären „historische Restorientierungen“, die sich an die „wechselnden jeweiligen Identitäts- und Deutungsbedürfnisse“ anknüpfen und zunehmend „geradezu therapeutischen Zwecken“ dienen.²⁰

Wenn aber solche Ungewissheit über den Wert der Geschichte besteht, dann ist es sinnvoll, sich auf die dritte von Nietzsche benannte Art der Geschichte zu besinnen, und das ist die „Kritische Art“. Nun könnte man meinen, dass die kritische Historie dazu da ist, zugeschriebene Identitäten zu hinterfragen. Wenn man aber genau hinsieht, dann stellt man fest, in wie hohem Maße die kritische Historie selbst zum Aufschwung der Identitätskonstruktion seit den 1970er Jahren beitrug, und das gilt in *zweierlei* Hinsicht.

Erstens bekämpften zahllose Historiker in den 1960er und 1970er Jahren den von vielen empfundenen „Verlust der Geschichte“, den Alfred Heuß schon 1959 beklagt hatte.²¹ Einen wichtigen Kampfplatz stellten dabei die „Hessischen Rahmenrichtlinien“ für die Sekundarstufe aus dem Jahre 1972 dar.²² Geschichte ging in Hessen und in anderen Bundesländern in einem gebündelten Unterrichtsfach wie Gesellschaftslehre oder Politische Weltkunde auf.

Die Kritik hieran war scharf: Geschichte gelange unter das Joch eines „unreflektierten Relevanzaktualismus“. Die Einsicht in den historischen Gesamtzusammenhang und die situative Bedingtheit menschlichen Handelns werde verbaut, wie Thomas Nipperdey mahnte.²³ Und Hermann Lübke hat seit den 1970er Jahren immer wieder den unaufhebbaren Zusammenhang von Geschichte und Identität hervorgehoben, so u. a. in einem einflussreichen Aufsatz mit dem schönen Titel „Zur Identitätspräsentationsfunktion der Historie“, der 1979 erschien. Geschichte vermittelt demnach die unentbehrlichen Kenntnisse, „die es erlauben, eigene und fremde Identität zu charakterisieren.“²⁴

Hier wird nun deutlich, woher der *zweite* Impuls zur Renaissance der Identitätskonstruktion kam, gleichsam im Sinne einer nichtintendierten Folge: Er kam nämlich

²⁰ Weber, Kröte Klio, S. 195.

²¹ Alfred Heuß, Verlust der Geschichte, Göttingen 1959.

²² Der Hessische Kultusminister, Rahmenrichtlinien Gesellschaftslehre Sekundarstufe I, Wiesbaden 2. Aufl. 1973.

²³ Thomas Nipperdey: Konflikt – Einzige Wahrheit der Gesellschaft? Zur Kritik der Hessischen Rahmenrichtlinien, Osnabrück 1974, S. 39–116.

²⁴ Hermann Lübke, Wozu Geschichte, in: Alexander von Humboldt-Stiftung, Mitteilungen Dezember 1977, Heft 34, S. 1–7, hier: S. 3. Insgesamt siehe: Hermann Lübke, Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse. Analytik und Pragmatik der Historie, Basel 1977.

von der neuen Kulturgeschichte. Die neue, häufig ethnologisch informierte Kulturgeschichte hat einerseits den Strukturalismus der 1960er und 1970er Jahre aufgebrochen, indem sie das Subjekt in die Geschichte zurückholte: das historische Recht des Individuums, seine eigene Identität, die Bedingtheit, aber vor allem die *Relevanz* seiner eigenen Geschichte. Darüber hinaus aber nahm die neue Kulturgeschichte das Problem der Zeit- und Standortgebundenheit jeder Geschichtsschreibung ernst. Sie betont daher den Konstruktcharakter von Geschichte gegenüber dem Objektivitätspostulat. Sie legt *Geschichtsbilder* offen, seziert sie in ihren Einzelheiten und fühlt sich nicht mehr dem Deutungsanspruch großer Gesamtentwürfe verbunden. Die Fähigkeit, „eine Vergangenheit zu zerbrechen und aufzulösen“, die Nietzsche der „kritischen Art“ zuspricht, hat also die neuere Kulturgeschichte in vielerlei Hinsicht unter Beweis gestellt.

Der *Nutzen* solch kritischer Art der Geschichte ist also im Kern unbestritten, und Wolfgang E. J. Weber hat sie häufig dargelegt.²⁵ Aber es gehört zu ihren *Nachteilen*, dass sie gelegentlich das Kind mit dem Bade ausschüttet. Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts war es zweifellos erforderlich, die großen Erzählungen der Geschichte, seien sie nationaler, strukturalistischer oder anderer Art, aufzubrechen und zu dekonstruieren. Und es war die zeitgemäße Aufgabe einer kritischen Historie, auf die Identitätsbildungsfunktion der Geschichte jenseits der großen sozialen Einheiten und Kollektive hinzuweisen. Heute dagegen kann man fragen, ob die kritische Art der Geschichte nicht vielleicht auf einem anderen Feld liegt. Gehört es nicht sogar zu ihren Aufgaben, jene Identitäts-Narrative wieder zu hinterfragen, die sie selbst mit hervorgebracht hat, in jedem Fall aber deren eigenen Konstruktcharakter wieder stärker herauszuarbeiten? Sie zu historisieren und damit auch ihren Gegenwartsbezug zu relativieren?

Wolfgang E. J. Webers Oeuvre bildet in dieser Hinsicht eine Fundgrube für weiteres Nachdenken. So etwa wenn er über den Konstruktionscharakter des geschichtlich Gewordenen reflektiert und die häufig geäußerte Kritik aufnimmt, dass ein radikaler Konstruktivismus eine – und ich zitiere – „unabhängig von der menschlichen Wahrnehmung existierende ‚Realität‘“ nicht mehr zulasse und damit auch jeden Gedanken an eine „objektive“, verbindlich gültige“ – auch intersubjektiv vermittelbare ‚Wahrheit‘ verabschiede.²⁶ Über den Nutzen einer solchen Historie wird man trefflich streiten müssen.

Eines aber wird deutlich: Für das Leben brauchen wir tatsächlich im Sinne Nietzsches alle *drei* Arten der Historie. Gerade vor dem Hintergrund dessen, dass eine ein-

²⁵ Wolfgang E. J. Weber, *Historiographie und Mythographie, oder: Wie kann und soll der Historiker mit Mythen umgehen?* in: Annette Völker-Rasor/Wolfgang Schmale (Hg.), *Mythenmächte – Mythen als Argument*, Berlin 1998, S. 65–88. Ders., *Bemerkungen zum Verhältnis von Kulturgeschichte und Fachhistorie im 21. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte* 36 (2014), S. 32–44.

²⁶ Wolfgang E. J. Weber, *Einleitung und allgemeiner Überblick*, in: Ders./Silvia Serena Tschopp, *Kontroversen um die Grundfragen der Kulturgeschichte*, Darmstadt 2006, S. 1–23, hier: S. 3.

fache Objektivität nicht verfügbar ist, brauchen wir sowohl das kulturelle Gedächtnis wie auch das Bewusstsein historischer Erfahrung, die Konstruktion von Identität wie auch die kritische Geschichtswissenschaft. Erst dann kommt der volle Nutzen der Geschichte zur Geltung.

MELDUNGEN AUS DEM IEK

Neuer Geschäftsführender Direktor



PROF. DR. BERND OBERDORFER

Lehrstuhl für Systematische Theologie

Neuer Direktor und Geschäftsführender Wissenschaftlicher Sekretär



PD DR. ULRICH NIGGEMANN

Neuer Direktor



PROF. DR. LOTHAR SCHILLING

Lehrstuhl für die Geschichte der Frühen Neuzeit

Neuer Wissenschaftlicher Koordinator



DR. BENJAMIN DURST

Das IEK verabschiedet



seinen Geschäftsführenden Direktor Herrn PROF. DR. GREGOR WEBER (2012–2015), der seit dem Wintersemester 2015/16 das Amt des Dekans der Philologisch-Historischen Fakultät übernommen hat.

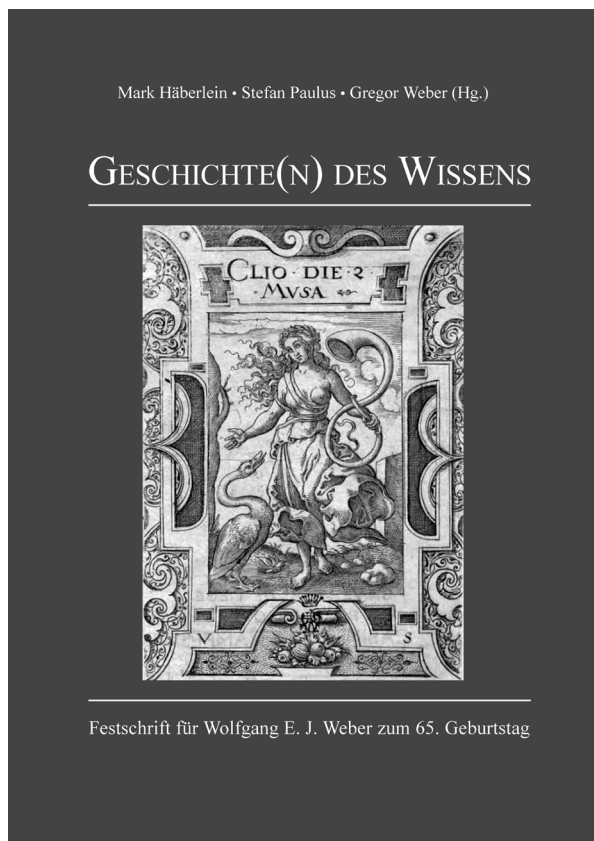


seinen ehemaligen Geschäftsführenden Direktor (2005–2007/2009–2012) und langjährigen Wissenschaftlichen Sekretär (1996–2016) Herrn PROF. DR. WOLFGANG E. J. WEBER in den Ruhestand.

Mark Häberlein/Stefan Paulus/Gregor Weber (Hg.):
Geschichte(n) des Wissens. Festschrift für Wolfgang
E. J. Weber zum 65. Geburtstag, Augsburg 2015.

Wolfgang E. J. Weber, der am 28. Juli 2015 seinen 65. Geburtstag feiert, zählt zu den wenigen deutschen Historikern seiner Generation, die in Forschung und Lehre noch die gesamte Geschichte der Neuzeit im Blick haben. Über seine beiden zentralen Arbeitsfelder – die politische Ideengeschichte des späten 16. und 17. Jahrhunderts sowie die deutsche Geschichtswissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts – hinaus reicht das Spektrum seiner Publikationen von der Frühen Neuzeit bis in die jüngste

Zeitgeschichte. Ungeachtet dieser eindrucksvollen chronologischen und thematischen Spannweite stellt die Geschichte des Wissens – in einem weiten Sinne verstanden als eine Geschichte der Produktion, Transmission und Aneignung von Wissen in spezifischen institutionellen, politischen und sozialen Kontexten – den Kern dar, den Wolfgang E. J. Webers Arbeiten fokussieren und aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten. Dies gilt



nicht nur für den produktiven Forscher und akademischen Lehrer, sondern auch für den Wissenschaftsorganisator, der als langjähriger Geschäftsführer des Instituts für Europäische Kulturgeschichte und tragende Säule des dort angesiedelten Graduiertenkollegs ‚Medien und Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der Europäischen Informationskultur‘ einschlägige Studien an der Universität Augsburg maßgeblich geprägt, betreut und begleitet hat.

Um die vielfältigen Anregungen, die von seiner Tätigkeit ausgegangen sind, zu würdigen, haben die Herausgeber über 50 Kolleginnen und Kollegen, Schüler und Freunde Wolfgang E. J. Webers eingeladen, im Rahmen einer ihm gewidmeten Festschrift über ‚Geschichte(n) des Wissens‘ zu reflektieren. Die große Resonanz, die diese Einladung gefunden hat, bestätigt eindrucksvoll, wie nachhaltig Wolfgang E. J. Weber in die Universität Augsburg und in die deutschsprachige Geschichtswissenschaft hinein gewirkt hat.

Impressionen vom Festakt für Wolfgang E. J. Weber



Am 31. Juli 2015 fand der Festakt aus Anlass des 65. Geburtstags von Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber in den Räumlichkeiten des IEK statt, wo unter reger Beteiligung die Übergabe der Festschrift stattfand



Der Geschäftsführende Direktor des IEK Prof. Dr. Gregor Weber begrüßt und führt durch das Programm



Es folgen Grußworte der Präsidentin der Universität Augsburg Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel ...



... und von Prof. Dr. Freimut Löser im Namen der Philologisch-Historischen Fakultät



Zusammen mit über 100 geladenen Gästen folgt der Jubilar gespannt den Ausführungen der Vortragenden



*Prof. Dr. Eva Matthes gratuliert
im Namen der Philosophisch-
Sozialwissenschaftlichen Fakultät*



*Prof. Dr. Andreas Wirsching, der
Vorsitzende des Universitätsrats der
Universität Augsburg, ...*



*... Inhaber des Lehrstuhls für Neuere und Neueste Geschichte an der LMU München
und Direktor des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin hält vor dem Publikum
seinen Festvortrag über „Den Nutzen der Geschichte“*



Prof. Dr. Mark Häberlein von der Universität Bamberg stellt die Festschrift den Anwesenden in kurzen Worten vor ...



... und gratuliert anschließend dem Jubilar herzlich zu seinem Geburtstag



Die drei Herausgeber der Festschrift „Geschichte(n) des Wissens“ Mark Häberlein, Gregor Weber und Stefan Paulus überreichen das umfangreiche Werk an Wolfgang E. J. Weber



*Sichtlich erfreut präsentiert der Jubilar
das Werk, ...*



*... ergreift das Wort und bedankt sich bei
allen Beteiligten*

Kapitel und AutorInnen der Festschrift

I. WISSEN IN INTERDISZIPLINÄRER PERSPEKTIVE

Mathias Mayer, Freimut Löser, Bernd Oberdorfer, Helmut Koopmann, Stefan Lindl

II. FORMEN, PRAKTIKEN UND PROBLEME DER GESCHICHTSSCHREIBUNG

Volker Dotterweich, Josef Becker, Achim Landwehr, Philipp Gassert, Wolfgang Reinhard, Eugen Kotte, Babett Kolenda, Susanne Popp

III. ANTIKE UND MITTELALTER

Gunther Gottlieb, Wolfgang Kuhoff, Thomas M. Krüger, Kay Peter Jankrift

IV. AUGSBURG ALS FRÜHNEUZEITLICHES WISSENSZENTRUM

Silvia Serena Tschopp, Rolf Kießling, Helmut Gier, Hans-Jörg Künast, Magnus Ulrich Ferber, Karl Filser

V. BEITRÄGE ZUR EUROPÄISCHEN KULTURGESCHICHTE DER FRÜHEN NEUZEIT

Mark Häberlein, Wolfgang Wüst, Hans-Otto Mühleisen, Peter Burschel, Wolfgang Schmale, Michael North, Lothar Schilling, Maria Stuißer, Iris Fleßenkämper, Theo Stammen

VI. WISSEN, HERRSCHAFT UND DIPLOMATIE IN DER FRÜHEN NEUZEIT

Merio Scattola, Johannes Burkhardt, Michael Philipp, Martin Espenhorst, Benjamin Durst, Holger Kürbis, Regina Dauser

VII. BEITRÄGE ZUR WISSEN(SCHAFT)SGESCHICHTE DES 19. UND 20. JAHRHUNDERTS

Gregor Weber, Eva Matthes, Michael Maurer, Günther Kronenbitter, Michaela Schmölz-Häberlein, Markwart Herzog, Christoph Marx, Dietmar Süß, Stefan Paulus, Dietrich Erben, Werner Lengger



In memoriam

Mit Bestürzung nimmt das IEK zur Kenntnis, dass der
Mercator-Gastprofessor des Instituts 2010/11,

Herr Prof. Dr. Merio Scattola,

Università degli Studi di Padova,
Dipartimento di Studi Linguistici e Letterari,

am 22. AUGUST 2015

einer unheilbaren Krankheit erlegen ist.

AKTUELLE FORSCHUNG

Die katholische Kirche und die Vertriebenenintegration: Das Beispiel Bistum Augsburg

MARKUS STADTRECHER

Die Dissertation zum Thema *Die katholische Kirche und die Vertriebenenintegration: Das Beispiel Bistum Augsburg*¹ untersucht ein wesentliches Kapitel der deutschen Nachkriegsgeschichte mit einem Schwerpunkt auf dem Bereich der Diözese Augsburg. Hunderttausende Menschen strömten nach dem Zweiten Weltkrieg in die Region und mussten sich eine neue Heimat aufbauen. Eine erste, oft langfristige Ansprechpartnerin war dabei häufig die katholische Kirche. Sie stürzte sich auf diese und andere Aufgaben in der Hoffnung auf eine Phase der Rechristianisierung nach der Zeit des Nationalsozialismus. Diese Hoffnung war ihre leitende Prämisse für all ihr Vorgehen. Da die Zahl der Flüchtlinge und Vertriebenen in der Augsburger Diözese besonders groß war und die katholische Kirche eine verhältnismäßig starke Position hatte, bietet sie sich als Untersuchungsraum an. Wichtigste These der Studie ist, dass die katholische Kirche trotz vielfältiger Probleme und Konflikte wesentlich zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen beigetragen hat. Dabei ordnet die Arbeit diese spezielle Migrationsbewegung in das alte und immer noch aktuelle Konfliktfeld Migration und Religion ein und leistet damit einen Beitrag über die regionale Nachkriegsgeschichte hinaus.

Um die These zu belegen, verfolgt die Dissertation mehrere methodische Ansätze. Als Ausgangspunkt zur Beschreibung der Gruppen der Einheimischen und der Vertriebenen dienen die Überlegungen zur Hybridität, die von der Vielfalt und Uneinheitlichkeit von Kulturen ausgehen, da beide Seiten in vielerlei Hinsicht (Herkunft, Geschlecht, Alter, sozialer Status) divers waren. Zudem sind für die Arbeit Ansätze aus der Netzwerkforschung fundamental. Mit ihr lässt sich zunächst die Struktur der Kirche darstellen, nämlich in Form eines Spinnennetzes: Einerseits personal mit dem Papst in der Mitte, den Bischöfen und den Priestern sowie den Gläubigen als zwei weitere Ebenen, andererseits lokal mit dem Vatikan, den Diözesen und den Pfarreien. Diese Aufteilung verleiht der Arbeit ihre Gliederung, die in vier Schritten vorgeht. Mit den Priestern und Ordensleuten stellt sie im ersten Kapitel eine Gruppe in den Mittelpunkt, die sehr eng an die Kirche angebunden war und besondere Funktionen als Vermittler im kirchlichen Netzwerk besaß. So handelt es sich bei vertriebenen Priestern

¹ Die Dissertation wird im Nomos Verlag unter dem Titel „Nicht unter Fremden?“ *Die katholische Kirche und die Integration von Vertriebenen im Bistum Augsburg* erscheinen.

und Ordensleuten durchaus um begehrte Arbeitskräfte, wobei ihrem gleichberechtigten Einsatz im Kirchendienst etliche Gründe entgegenstanden. Zumindest anfänglich mussten sie mit einer Verwendung in hierarchisch untergeordneter Position rechnen. In Diasporadiözesen war jedoch das Anknüpfen an vergangene Karrieren durchaus möglich. In etablierten Diözesen wie Augsburg hingegen, in der Strukturen, wie beispielsweise für die Priesterausbildung, bereits bestanden, praktisch ausgeschlossen. Insgesamt kann dennoch von einer privilegierten Eingliederung gesprochen werden.

Eine besondere Rolle unter den Geistlichen spielten die Diözesanvertriebenenseelsorger, ein Amt, das erst im Zuge der Vertreibung geschaffen wurde, und eine Situation, auf die das Kirchenrecht nicht vorbereitet war. In Augsburg gab es wegen der Vielzahl an Vertriebenen zwei solche Seelsorger, die für lange Jahre Norbert Hettwer (Schlesien) und Rudolf Hacker (Sudetenland) hießen. Die hier vorgestellte Arbeit kann die These ihrer Vermittlertätigkeit einerseits stützen, sie andererseits wesentlich erweitern. Gerade Hacker stellte auch Kontakte zu Einheimischen her und machte, die Transnationalität der katholischen Kirche nutzend und trotz der angespannten Situation nach dem Krieg, mit seiner Tätigkeit vor Landesgrenzen nicht Halt.

Zu dieser Gruppe zählen auch männliche und weibliche Ordensleute. Die zunächst aufgestellte These, dass eine Vertreibung aufgrund der Nationalität den Zusammenhalt eines Ordens infolge seiner starken gemeinsamen Identität nur wenig hätte schwächen dürfen, wird im Laufe der Analyse mit einer Untersuchung des Ordens der Borromäerinnen widerlegt – nationale stand über konfessioneller Identität. An dieser Stelle ergänzen einschlägige Forschungsansätze die einleitend beschriebenen methodischen Begriffe.

In einem zweiten Schritt werden die Beziehungen der Vertriebenen untereinander bzw. zu den Einheimischen untersucht sowie die Rolle, die die Kirche bei ihrer Herstellung und Aufrechterhaltung spielte. Ein Teil der Flüchtlinge und Vertriebenen engagierte sich in der Kirche und hatte dies oft schon vor 1945/46 getan. Wichtig waren dabei Flüchtlingsorganisationen, die, so die These, immer zwischen Abgrenzung und Integration standen. Zwei weitere Spannungsfelder in diesem Zusammenhang sind die zwischen den Konfessionen und den Geschlechtern. Im ersten Fall wird von der These ausgegangen, dass eine Zusammenarbeit der Konfessionen von der Kirchenführung vor allem dann toleriert wurde, wenn eng an das katholische Netzwerk angebundene Personen mit den evangelischen Christen zusammenwirkten. In anderen Fällen versuchten beide Konfessionen, solche Kontakte möglichst zu vermeiden. Spannungen ergaben sich auch durch die geschlechtsspezifischen Rollenbilder, wobei die katholische Kirche zunächst stärker zur Integration der Frauen als der Männer beitrug. Dies lag besonders daran, dass Männer weit häufiger die Möglichkeit hatten, am Arbeitsplatz Kontakte zu knüpfen. Für die Frauen hatte die Kirche hier eine gewisse kompensatorische Wirkung. Erst die Veränderung des Rollenbildes der Frau bzw. der Bruch des Konsenses über die Rollenverteilung waren dann die Ursache dafür, dass sich immer mehr Frauen ab etwa den fünfziger Jahren von der Kirche und den kirchlichen

Vereinen abwandten, was auch für Frauenabteilungen der Vertriebenenorganisationen galt. Damit werden aktuelle Erkenntnisse der Gender-Forschung, die bisher in der Vertriebenenforschung unterrepräsentiert sind, mit aufgenommen.

Eine wesentliche Rolle für alle Vertriebenen, unabhängig von Geschlecht und Intensität der Bindung an die Kirche, spielte die Versorgung mit elementaren Gütern in einer Zeit des Mangels nach dem Krieg. Die Kirche fungierte hier vor allem über die Caritas als nationales und internationales Hilfswerk mit unterschiedlichsten Aufgaben – ein Aspekt, der im Mittelpunkt des dritten Kapitels steht. Grundlegend dafür waren die Werte, die das katholische Netzwerk prägten, also insbesondere das Ideal der Nächstenliebe. Von der Kirchenführung wurden sie zur Motivation herangezogen, konnten aber ebenfalls der Disziplinierung dienen. Es steht dabei außer Zweifel, dass dieses Ideal häufig nicht erfüllt wurde. Die Caritas spielte auch beim Aufbau und der Verwaltung von Flüchtlingslagern eine wichtige Rolle. Zu Beginn war bei der Versorgung jedoch mit der Bahnhofsmision ein Akteur federführend, der in der bisherigen Forschung oftmals übersehen wird. Eine weitere wichtige Hilfe war das Engagement im Wohnungsbau, das von unterschiedlichen Organisationen geleistet wurde. Dabei war, was für Vertriebenenorganisationen genauso gilt, die hohe Dichte des kirchlichen Netzwerks ein Vorteil. Hilfe ließ sich leichter verteilen und Ortsgruppen von Vertriebenenorganisationen konnten leichter aufgebaut werden. Was also für die priesterliche Karriere eher von Nachteil war, war für die einfachen Gläubigen ein Vorteil.

Der vierte und letzte Teil weist über den Untersuchungszeitraum bis 1965 hinaus, auf den sich die ersten Kapitel weitgehend konzentrierten. Er prüft die These, dass Kirche als Institution und kirchliche Orte wie Friedhöfe oder Kirchen besonders bedeutsam für das kulturelle Gedächtnis der Vertriebenen, aber auch für die Versöhnung zwischen ihnen und den heutigen Einwohnern ihrer alten Heimat waren. Dabei wird der Begriff ‚Ort‘ im Sinne Pierre Noras weit gefasst und auch beispielsweise Wallfahrten darunter verstanden. Letztere waren eine wesentliche Artikulationsmöglichkeit der Vertriebenen in den Jahren nach dem Krieg, als die Kontrolle durch die Alliierten sehr umfassend war.

Wie eingangs erwähnt, legt die Arbeit Wert auf die wissenschaftliche Erarbeitung von Konflikten und Problemen der untersuchten Migrationsbewegung. Dies wird in jedem einzelnen Kapitel deutlich gemacht: Bei den Priestern waren es einerseits die Kollegen, die sich ihnen in manchen Fällen entgegenstellten, andererseits besonders strukturelle und kirchenrechtliche Schwierigkeiten, durch die sie benachteiligt werden konnten. Die Funktion der Kirche, bei der Herstellung von Beziehungen zu helfen, war zweifellos wichtig. Kam aber die andere Konfession ins Spiel, konnte sie zwischenmenschliche Kontakte wesentlich erschweren. Besonders bei der sog. Mischehe zwischen einem katholischen und einem evangelischen Teil war dies zu spüren. Natürlich traf dies nicht nur die Vertriebenen, aber gerade durch die Ansiedlung in konfessionsfremden Gebieten konnte die Integration erschwert sein. Bei der Verteilung von materiellen Gütern kam es in einer Zeit allgemeinen Mangels natürlich ebenfalls zu

Konflikten. Hier kam es durchaus vor, dass Geistliche und andere kirchliche Repräsentanten versuchten ihre Privilegien – soweit man in der Nachkriegszeit davon sprechen kann – zu verteidigen. Daneben entzündeten sich Konflikte an besonderen Orten wie Friedhöfen, da gerade Gräber die dauerhafte Präsenz von Gruppen bzw. Familien deutlich machen. Bedeutsam war besonders der Platz auf dem Friedhof, um den häufig gerungen wurde, etwa wenn der Anschein bestand, dass Vertriebene an schlechteren Stellen oder gar außerhalb der Friedhofsmauern bestattet würden.

Es kann also die Ausgangsthese, dass die katholische Kirche bei der Integration der Vertriebenen insgesamt eine positive Rolle gespielt hat, belegt werden. Die Schlussbetrachtung wagt weiterhin einen Ausblick auf das kirchliche Netzwerk, als dieses mit den einströmenden ‚Gastarbeitern‘ erneut gefordert wird und dabei teilweise sogar auf das Vokabular, das im Bezug auf die Vertriebenen verwendet wurde, zurückgreift. Am Beginn dieser Zuwanderungsbewegung handelte es sich um Personen aus katholischen Regionen wie Italien. Erst später rückte vor allem mit Menschen aus der Türkei der ‚Orient‘ (und damit ein wichtiges Forschungsfeld des Instituts) als Herkunftsregion in den Mittelpunkt. Auch dieser Ausblick unterstreicht den umfassenden Zusammenhang der Themen Religion und Migration, da hier vor allem Anhänger des Islams nach Deutschland kamen, deren Verhältnis zum ‚Westen‘ bis heute die Diskussion bestimmt.

Onlineveröffentlichung von Materialien zur historischen Friedens- und Konfliktforschung

BENJAMIN DURST

Von 2009 bis 2012 wurde am Institut für Europäische Kulturgeschichte Augsburg im Verbund mit dem Leibniz-Institut für Europäische Geschichte Mainz und der Staatsgalerie Stuttgart das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) finanzierte Forschungsprojekt *Übersetzungsleistungen von Diplomatie und Medien im vormodernen Friedensprozess. Europa 1450–1789* durchgeführt. Das Projekt fragte einerseits nach den Translationsdefiziten, die in der bellizistischen Frühen Neuzeit die langfristige Verwirklichung von Frieden verhinderten, andererseits nach dem Beitrag der Vormoderne zur Entwicklung von Translationsstrategien sowie Instrumenten der Konfliktlösung und -vermeidung. Das Interesse des Augsburger Teilprojekts galt dabei besonders der Rolle von (Fremd-)Sprachen und interlingualem Übersetzen in der vormodernen Mächtepolitik sowie der Vermittlung und Transformation von Friedenswissen und Friedensbotschaften durch frühneuzeitliche Druckmedien. Weitere Informationen zum Projekt finden sich auf der Internetseite des IEK.¹

Aus den Forschungen der Augsburger Projektmitarbeiter erwuchs eine Vielzahl von Vorträgen auf einschlägigen wissenschaftlichen Veranstaltungen sowie eine ganze Reihe von Publikationen. Zusätzlich wurden nun weitere Ergebnisse des Forschungsprojekts als Onlineveröffentlichung zur Verfügung gestellt. Diese seien im Folgenden vorgestellt. Zu finden sind die Inhalte auf der Internetseite des Instituts.²

Datenbank der Vertragssprachen und Unterhändler frühneuzeitlicher Mächteverträge

In der Frühen Neuzeit entstand eine große Anzahl an Friedens- und anderen politischen Verträgen, die der Regelung der politisch-rechtlichen Verhältnisse zwischen den europäischen Herrschaftsträgern dienten. Bereits den Zeitgenossen galten sie als zentrale Elemente des Völkerrechts. Sie stellen bedeutende Quellen für die Erforschung der europäischen Mächtebeziehungen in der Vormoderne dar. Diese Verträge sind Gegen-

¹ <http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/projekte/historische-friedensforschung/projektuebersetzungsleistungen.html>

² <http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/projekte/historische-friedensforschung/Materialien/>

stand der von den Mitarbeitern des Augsburger Teilprojekts erstellten Datenbank, deren Inhalte nun online veröffentlicht wurden. Die Datenbank enthält Informationen zu den Originalsprachen sowie den beteiligten Unterhändlern von über 2.000 politischen Verträgen, die im Zeitraum zwischen 1450 und 1789 geschlossen wurden. Sie liefert damit ein hilfreiches Instrument für politik-, diplomatie- und völkerrechtsgeschichtliche Forschungen, die sich mit den europäischen Mächteverträgen der Vormoderne beschäftigen. Für die Programmierung und Wartung der Datenbank war Dr. German Penzholz verantwortlich, die Sammlung und Einspeisung der Daten wurde von Prof. Dr. Kay Peter Jankrift und Dr. Andrea Schmidt-Rösler durchgeführt.

Als Grundgerüst und empirische Basis für die Augsburger Datenbank diente die im Rahmen eines DFG-Projekts erstellte Mainzer Friedensvertragsdatenbank,³ die den Zugang zu Digitalisaten von ca. 1.800 Mächteverträgen der Vormoderne ermöglicht. Ergänzt wurde sie durch eigene Recherchen und Archivanfragen.

a) Vertragssprachen

Die Augsburger Datenbank beinhaltet ein umfassendes Verzeichnis der Sprachen, in denen die wichtigsten außenpolitischen Verträge der Frühneuzeit abgefasst sind. Sie kann zum einen Auskunft geben über deren Originalsprachen, zum andern ermöglicht sie statistische Erhebungen zur Sprachverwendung in diesen Verträgen.

Hier hat die bisherige Forschung erhebliche Defizite aufzuweisen: Zum einen herrscht oftmals Unsicherheit über die tatsächlichen Sprachen vormoderner politischer Verträge. Einschlägige Handbücher und Vertragssammlungen weisen bei den Angaben zu den Vertragssprachen immer wieder Fehler auf, Übersetzungen werden als vermeintliche Originale angegeben. Zum anderen muss die bisherige Forschung zu den Praktiken der Sprachwahl bei politischen Verträgen sowie der Entwicklung der Sprachtrends im frühneuzeitlichen Europa als defizitär bezeichnet werden. Verbreitete Gemeinplätze über die Rolle der gängigsten Sprachen im frühneuzeitlichen Europa erweisen sich bei genauerem Hinsehen hinsichtlich der politischen Verträge vielfach als ergänzungs- und korrekturbedürftig. Diese Defizite zu beseitigen sollte mit dieser Datenbank ein Beitrag geleistet werden.

Die Internetpräsentation dient dabei dazu, die Kernergebnisse der Datensammlung zur Verfügung zu stellen. Dies muss in Form von Listen erfolgen, da eine Onlinestellung der Datenbank in unmittelbar bearbeitbarer Form sich als technisch zu aufwändig erwies. Sie steht jedoch für weitere Qualifikationsarbeiten und andere Forschungsbeiträge der am Institut für Europäische Kulturgeschichte tätigen Wissenschaftler zur Verfügung.

³ <http://www.ieg-mainz.de/friedensvertraege/>

b) Unterhändler

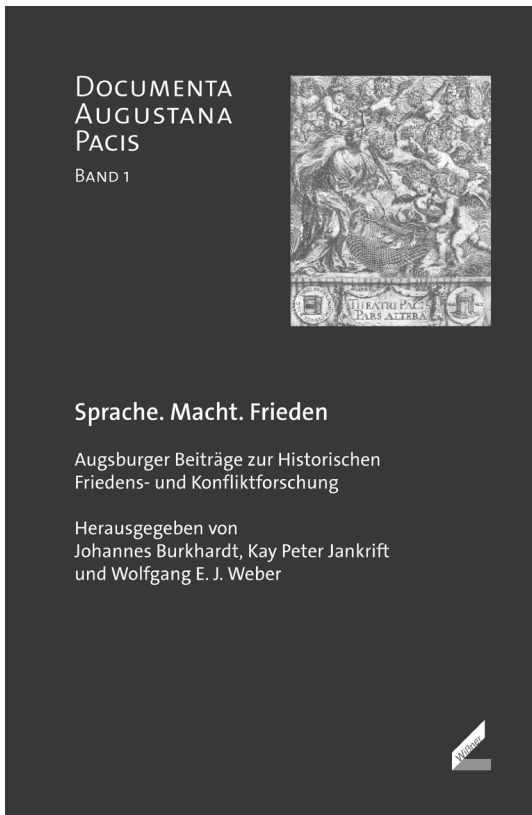
Wer waren die Gesandten, die am Abschluss der politischen Verträge im vormodernen Europa beteiligt waren? Die Augsburger Datenbank beinhaltet ein Verzeichnis von etwa 2.000 Gesandten, die zwischen 1450 und 1789 an den bedeutendsten europäischen Mächteverträgen als Unterhändler beteiligt waren. Erstellt wurde es auf der Basis von Recherchen in der Mainzer Online-Vertragsdatenbank. Den hier als Digitalisate zugänglichen Dokumenten wurden jeweils die Namen der Unterhändler entnommen, die sie unterschrieben haben und/oder im Vertragstext namentlich genannt werden. Das Ergebnis dieser Datensammlung ist ein materialreiches Nachschlagewerk zur frühneuzeitlichen Diplomatie, das ein hilfreiches Recherchemittel für diplomatiegeschichtliche Forschungen darstellt. Die Onlinepräsentation des Unterhändlerverzeichnisses erfolgt in Listenform, wobei jeweils die Namen der Unterhändler, die Verträge, an denen sie beteiligt waren, sowie die Mächte, in deren Diensten sie an den Verträgen mitwirkten, aufgeführt sind. Es umfasst 4.500 Datensätze.

Kommentierte Bibliographie themenrelevanter Forschungsliteratur

Für die Bearbeitung der speziellen Erkenntnisinteressen, die sich im Rahmen der Projektarbeit ergaben, erschien die Erarbeitung einer Bibliographie als Grundlage geboten. Die Federführung hatte dabei Benjamin Durst M. A., Nico Finkbeiner B. A. unterstützte die Erstellung der Bibliographie als studentische Hilfskraft. Ziel des Unternehmens war eine kommentierte Sammlung besonders der neueren Forschungsliteratur, die für das Thema Frieden in der Frühen Neuzeit von Relevanz ist. Der inhaltliche Schwerpunkt liegt auf der europäischen Mächtepolitik und dem „zwischenstaatlichen“ Frieden. Behandelt werden unterschiedliche Bereiche im Umfeld des Friedens und der Mächtepolitik, u. a. Diplomatie, Friedenskongresse oder das Völkerrecht, die kommunikativen und medialen Dimensionen frühneuzeitlicher Mächtepolitik, ihre strukturellen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen, Aspekte der politischen Verhältnisse europäischer zu außereuropäischen Mächten, aber auch die Theorie- und Methodendiskussion zur historischen Friedensforschung. Insgesamt umfasst die Bibliographie etwa 2.800 Einträge.

Neuerscheinungen aus dem IEK

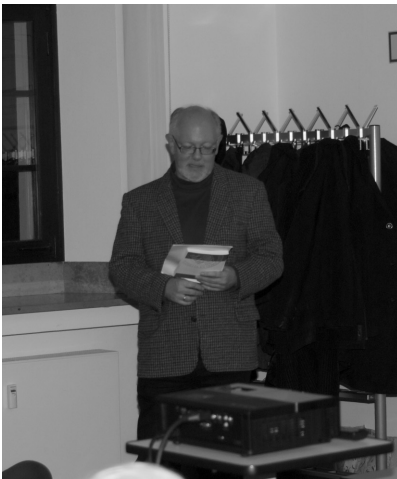
Johannes Burkhardt/Kay Peter Jankrift/Wolfgang E. J. Weber (Hg.):
Sprache. Macht. Frieden. Augsburger Beiträge zur Historischen
Friedens- und Konfliktforschung [= Documenta Augustana Pacis
Bd. 1]. Augsburg: Wißner-Verlag 2014. 336 S., 1 Abb., zahlr. Tab. u.
Grafiken, Hardcover, 24,90 €. ISBN 978-3-89639-980-9.



Der vorliegende erste Band der neuen Reihe veröffentlicht Beiträge, die im Verbundprojekt „Übersetzungsleistungen von Diplomatie und Medien im vormodernen Friedensprozess. Europa 1450–1789“ entstanden sind, das zwischen 2009 und 2012 am Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg zusammen mit dem Institut für Europäische Geschichte (Mainz) und der Staatsgalerie Stuttgart durchgeführt wurde.

Die Autoren befassen sich in neuer Weise mit den kulturellen, vor allem sprachlichen Voraussetzungen frühneuzeitlicher Friedensstiftung in ihrem Verhältnis zur politisch-staatlichen Machtdynamik. Die europaweit angelegten Fallstudien reichen von der Kreuzzugszeit bis zum Siebenjährigen Krieg 1756–1763.

Impressionen der Bücherpräsentation *



Prof. Dr. Gregor Weber begrüßt in seiner Funktion als Geschäftsführender Direktor des IEK die Gäste



Prof. em. Dr. Marianne Danckwardt macht den Auftakt mit einer neuen Ausgabe der DA Musica Bd. 10

* Neben *Sprache. Macht. Frieden.* wurden noch weitere Bücher vorgestellt: Christian und Erich Broy unter Mitarbeit von Marianne Danckwardt: *Leopold Mozart. Oratorium pro quadragesima für Sopran, Tenor und Orchester (LMV IV:9). Partitur mit Kritischem Bericht* [= Documenta Augustana Musica Bd. 10], Mettenheim 2014. Bent Jörgensen: *Konfessionelle Selbst- und Fremdbezeichnungen. Zur Terminologie der Religionsparteien im 16. Jahrhundert* [= Colloquia Augustana Bd. 32], Berlin 2014. MITTEILUNGEN des Instituts für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg, Heft 22/2014.



*Dr. Bent Jörgensen stellt seine
Dissertation Konfessionelle Selbst- und
Fremdbezeichnungen ...*



*... und Prof. em. Dr. Johannes Burkhardt
die neue Publikation Sprache. Macht.
Frieden vor*



*Dr. des. Benjamin Durst erläutert die
zugehörige Onlinedatenbank*



*Abschließend präsentiert Gregor Weber
die neueste Ausgabe der Mitteilungen*



Alle Beteiligten des gelungenen Abends Gregor Weber, Marianne Danckwardt, Benjamin Durst, Bent Jörgensen und Johannes Burkhardt (v. l. n. r.) vor dem Stehempfang

Stefanie Schoene: *Neue Heimat Augsburg. Selbstzeugnisse deutsch-türkischer Augsburgiger*, hrsg. von Wolfgang E. J. Weber [= Documenta Augustana Bd. 25]. Augsburg: Wißner-Verlag 2015. 88 S., 31 Abb., 12,80 €. ISBN 978-3-95786-020-0.

Die Stadt Augsburg zählt heute nicht nur in Bayern, sondern in ganz Deutschland zu den Städten mit dem höchsten Einwohneranteil mit Migrationshintergrund. Vier von zehn Augsburgern sind entweder selbst zugewandert oder Kinder einst eingewanderter Eltern.

Der vorliegende Band entstand im Rahmen des Forschungsvorhabens „Orient in Augsburg“ und befasst sich mit biographischen Zeugnissen, deren wichtigste histo-

rische Voraussetzung die sogenannte Gastarbeiteranwerbung war. Ziel ist es, mit dieser Auswahl an Selbstzeugnissen einen spezifischen dokumentarischen Beitrag zur städtischen Kultur und Erinnerung einer historischen, aber bis in die Gegenwart wirkenden Phase zu bieten, deren Bedeutung bislang noch kaum abschätzbar erscheint. Dieser Beitrag soll ausschließlich in der Präsentation der erarbeiteten Zeugnisse bestehen. Auf deren kulturhistorische Auswertung wird also verzichtet, auch um angemessenen Respekt und Dank denjenigen zu zollen, die sie zur Verfügung gestellt haben.

Stefanie Schoene

Neue Heimat Augsburg

Selbstzeugnisse deutsch-türkischer Augsburgiger

Herausgegeben von Wolfgang E. J. Weber



„Ohne Migration gäbe es kein Augsburg!“
 Impressionen von der Buchpräsentation

Die Integration von ausländischen Zuwanderern und hier besonders der türkisch-deutschen Gastarbeiter stand im Zentrum einer Veranstaltung, zu der das Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg (IEK) und das Textil- und Industriemuseum (tim) in dessen Räumlichkeiten geladen hatten. Die neueste Publikation des Instituts *Neue Heimat Augsburg*.



Karl Borromäus Murr und Wolfgang E. J. Weber

Selbstzeugnisse deutsch-türkischer Gastarbeiter wurde der Öffentlichkeit präsentiert und die neue Leiterin des Büros für Migration, Interkultur und Vielfalt der Stadt Augsburg, Dr. Margret Spohn, stellte sich vor.

Das Textil- und Industriemuseum sei untrennbar mit den Gastarbeitern und deren Einsatz in der Produktion von Stoffen und Geweben in Augsburg verbunden, so Dr. Karl Borromäus Murr, der als Gastgeber die Veranstaltung eröffnete. Dennoch müsse das Phänomen der Migration, das Augsburg von der Antike bis in die heutige Zeit prägte und prägt, gerade in den Museen noch deutlicher gemacht werden. Zu diesem Thema plant das tim für 2018 eine große Ausstellung auf den vorhandenen rund 1 000 qm Sonderausstellungsfläche. Mit diesem Ausblick auf die Zukunft übergab Murr das Wort an Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber. Dieser hob besonders hervor, dass in dem zu präsentierenden Band die Alltagsgeschichte der Arbeiter im Zentrum steht und keine weitere Geschichte einer Elite geschrieben wird. Er verband dies unmittelbar mit der angewandten Methode „oral history“:



Reiner Erben und Margret Spohn

Mit Hilfe möglichst freier Interviews können die Schicksale und Erfahrungen genau dieses Teils der Bevölkerung erschlossen und untersucht werden. Abschließend wies er auf das übergreifende Projekt *Der Orient in Augsburg* hin, in dessen Rahmen das neue Buch steht.

Wie seine Vorredner betonte auch Reiner Erben, der u. a. für Migration, Interkultur und Vielfalt zuständige Referent der



Stefanie Schoene und Nevin Sayin

die Leitung des Büros für Migration, Interkultur und Vielfalt in Augsburg übernommen hat, sich aber schon in ihrem Studium und bisherigen Berufsleben u. a. an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg und der Stelle für interkulturelle Arbeit der Landeshauptstadt München mit entsprechenden Fragen beschäftigte, unterstrich die grundlegende Bedeutung von Migration für Deutschland. „Ohne Migration gäbe es kein Augsburg“, so Spohn, die zugleich die mangelnde Anerkennung der Gastarbeiter und ihrer Leistungen kritisierte. Genau hier konnte Stefanie Schoene anknüpfen, die als Erarbeiterin des Bandes dessen Präsentation übernahm. Anhand der im Buch aufgezeichneten Lebensgeschichten erzählte sie von individuellen Schicksalen, die zugleich für viele Menschen repräsentativ sind. So etwa wenn ein Zeitzeuge die als demütigend empfundene medizinische Untersuchung beschreibt, der sich Ausreisewillige noch in der Türkei unterziehen mussten. Schoene nahm ihr Motto, den Gastarbeitern „eine Stimme geben zu wollen“ aber auch wörtlich und bat mit Nevin Sayin eine ihrer Interviewpartnerinnen ans Rednerpult, die einen bewegenden Auszug aus ihrer eigenen Lebensgeschichte vorlas. Schließlich kam dem Hausherrn die schöne Aufgabe zu, die zahlreichen Gäste des von türkischen Liedern stimmungsvoll umrahmten Abends (es spielten: Uwe Rachuth, Evi Heigl, Ferhat Hasgül und Yasar Dogan) zu einem kleinen Empfang einzuladen. Viele der Anwesenden, eine bunte Mischung aus Forschenden und Studierenden der Universität, städtischen und anderen Fachleuten zu diesem Themenbereich, anderen Interessierten und ehemaligen Gastarbeitern mit ihren Angehörigen nutzten die Gelegenheit, um miteinander ins Gespräch zu kommen. Am Ende war man sich einig: Auf diesem Weg der Erschließung und Sicherung der Lebenserfahrung von Migranten müssen Laien wie Experten fortfahren, um Augsburgs Geschichte und Gegenwart in ihrer tatsächlichen Fülle erfassen zu können.

Stadt Augsburg, die Bedeutung der Migration für die städtische Gesellschaft. Integration kann keinesfalls die Aufgabe nur eines Referates der Stadt sein, sondern muss viel breiter angegangen werden. In diesem Sinne begrüßte Erben die Zusammenarbeit zwischen Stadt, Universität und anderen Einrichtungen ausdrücklich. Dr. Margret Spohn, die vor Kurzem



Yasar Dogan



Spontane Tanzeinlage



Autorin Stefanie Schoene und die Beteiligten an der Publikation

Fotograf: Dr. Markus Stadtrecher

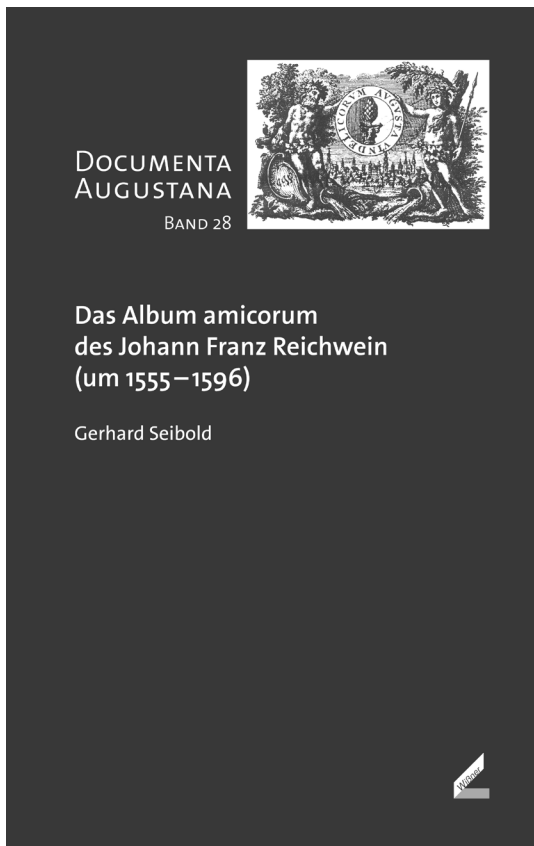
Gerhard Seibold: Das Album amicorum des Johann Franz Reichwein (1555–1596) [= Documenta Augustana Bd. 28]. Augsburg: Wißner-Verlag 2015. 190 S., 25,00 €. ISBN 978-3-95786-044-6.

Man fühlt sich an Friedrich von Schiller und seine ‚Ode an die Freude‘ erinnert, wenn Bernardinus Ubaldus aus Urbino in fünf Sprachen begeistert die „Freiundschaft den menschen himlisch gab“ rühmt, als er sich 1574 in Padua in das Stammbuch des Johann Franz Reichw(e)in einträgt.

Die Praxis ein Stammbuch zu führen, hatte sich erst wenige Jahrzehnte zuvor im Umfeld der Reformatoren an der sächsischen Universität Wittenberg entwickelt, wo-

bei diese Übung ganz rasch allgemeinverbindlich wurde. Insoweit waren vor allem Studenten dafür prädestiniert, da Bildung und Weltläufigkeit Eigner und Beiträger auszeichnete.

Reichwein war schon von Seiten seiner Eltern wohlhabend. Auf diesem Fundament konnte er weiter aufbauen. Reichweins eher durchschnittliches Leben bekommt mittels seines erhalten gebliebenen Stammbuchs dauerhaft Bedeutung, denn dessen Ausstattung geht weit über das hinaus, was allgemein üblich war. Das gilt nicht nur mit Blick auf die zahlreichen Abbildungen, mit denen der Band geschmückt ist, sondern vor allem in Würdigung der großen Zahl hier versammelter Widmungen. Reichwein hat



als Stammbuch zwei Emblemdrucke verwendet, die zunächst möglicherweise völlig losgelöst voneinander benutzt und erst in späterer Zeit in einem Band vereinigt wurden. Allerdings überschneiden sich die Zeiträume, während denen die beiden Bücher für Widmungen Verwendung fanden. So umfasst Johannes Sambucus' 1566 in Antwerpen bei der berühmten Offizin Plantin erschienene zweite Ausgabe seiner erstmals 1564 aufgelegten ‚*Emblemata, et aliqvot nvmmi antiqvi operis*‘ Inskriptionen aus dem Zeitraum 1569 bis 1586, während die im gleichen Jahr und am gleichen Ort ebenfalls in zweiter Auflage verlegten ‚*Emblemata ... Eivsdem aenigmatvm libellvs*‘ des Hadrianus Junius, nachdem 1565 das Werk ein erstes Mal gedruckt wurde, Widmungen aus den Jahren 1569 bis 1592 aufweisen.

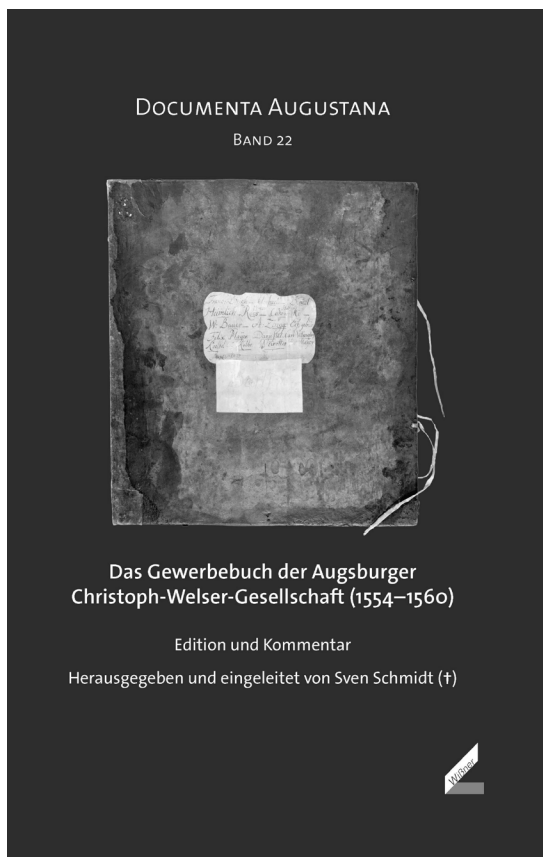
Abgebildet wurden, wie in der fraglichen Zeit allgemein üblich, die Wappen der Einträger, 108 an der Zahl, und nicht selten werden diese von Schildhaltern ergänzt. Die Darstellungen sind zumeist von deutlich überdurchschnittlicher malerischer Qualität, fallweise durchaus exzellent, häufig gold- oder silbergehöht. Neben Wappen waren vor allem Kostümbilder beliebt, welche die Kleidermode, speziell der Damen abbildeten. Die Widmungen sind in der fraglichen Zeit eher kurz gehalten. Neben der Nennung des Namens des Beiträgers, dem Ort und Datum der Niederschrift, einer Verdeutlichung der Beziehung zwischen Stammbucheigner und Inskribent, der Formulierung einer Devise fallweise auf die Anfangsbuchstaben einer Wortfolge beschränkt – alles Sachverhalte, welche dem Üblichen entsprachen – kommt es gelegentlich noch zu Zitaten aus der Bibel, der Kirchenväter, kurzum der Verbreitung christlichen Gedankengutes bzw. der antiken Philosophen Sokrates, Horaz, Cicero u. a.

Sven Schmidt (Hg.): Das Gewerbebuch der Augsburger Christoph-Welser-Gesellschaft (1554–1560). Edition und Kommentar [= Documenta Augustana Bd. 22]. Augsburg: Wißner-Verlag 2015. 495 S., 34,80 €. ISBN 978-3-95786-019-4.

Der Bearbeiter der vorliegenden Edition, Sven Schmidt, ist im November 2012 im Alter von nur 34 Jahren unter tragischen Umständen verstorben. Mit ihm hat die in Deutschland ohnehin personell schwach besetzte Handelsgeschichte der Frühen Neuzeit einen viel versprechenden Nachwuchswissenschaftler verloren.

Im Mittelpunkt seiner Forschungen stand ein fragmentarisch überliefertes Geschäftsbuch der Augsburger Christof-Welser-Gesellschaft aus den Jahren 1554 bis 1560,

das der Forschung zwar durch eine Publikation Alfred Korzendorfers und Theodor Gustav Werners aus dem Jahre 1969 bereits bekannt war, aber bislang weder kritisch ediert noch eingehend ausgewertet worden war. Peter Geffcken (München) hatte im Fürstlich und Gräfllich Fuggerschen Familien- und Stiftungsarchiv in Dillingen eine von Korzendorfer stammende Transkription dieses Manuskripts ermittelt und diese Sven Schmidt zur weiteren Bearbeitung zur Verfügung gestellt. Korzendorfers Typoskript wurde von Schmidt anhand des in der Staatsbibliothek Bamberg aufbewahrten Originalmanuskripts grundlegend



überarbeitet, vervollständigt, kritisch ediert und mit einem ausführlichen Kommentar versehen. Bei seinem Tod lag das Manuskript weitgehend vollständig vor. Die Endkorrektur des einleitenden Kommentars und die Ergänzung fehlender Belege übernahmen Mark Häberlein und Heinrich Lang; die Umsetzung der Korrekturen lag bei Matthias Baumgartl. Das von Sven Schmidt nur ansatzweise entworfene Register wurde von Magdalena Bayreuther, Fabian Fuchs und Sara Renner erstellt.

BUCHREZENSIONEN

August 2014 – 2000 Jahre Tod des Kaisers Augustus

Historische Größe! Beide, deren Todestag sich 2014 im Sinne eines Jubiläums jährte, 2000 Jahre Kaiser Augustus, 1200 Jahre Kaiser Karl der Große, gehören unbestritten und ohne den geringsten Zweifel in die Reihe der historischen Größen, mehr noch: Sie gehören zu den Größten der Geschichte! Also ist besonderes Gedenken angesagt, was sich zumal in der literarischen Produktion äußert, wo neben streng wissenschaftlichen eher populär orientierte Bücher um Aufmerksamkeit werben. Vier Augustus gewidmete Bücher sind Gegenstand dieser Sammelbesprechung, zwei Neuerscheinungen, die durchgesehene und bibliographisch aktualisierte zweite Auflage einer 2007 in der von Manfred Clauss herausgegebenen Reihe ‚Gestalten der Antike‘ erschienene Augustus-Biographie und die deutsche Ausgabe einer 2012 in englischer Sprache veröffentlichten Monographie über Augustus:

- Klaus Bringmann, Augustus, 2., durchgesehene und bibliographisch aktualisierte Auflage, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2012;
- Jörg Fündling, Das Goldene Zeitalter. Wie Augustus Rom neu erfand, Primus Verlag (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt 2013;
- Karl Galinsky, Augustus. Sein Leben als Kaiser, aus dem Englischen von Cornelius Hartz, Philipp von Zabern, Darmstadt/Mainz 2013;
- Holger Sonnabend, August 14. Der Tod des Kaisers Augustus, Primus Verlag (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt 2013.

Die vier Bücher haben ihren je eigenen Charakter und Zuschnitt. Vergleichen lassen sich am ehesten die beiden Biographien, während sich Jörg Fündlings Buch, allein schon durch die Ausstattung mit zahlreichen Abbildungen und die bisweilen ins Populärwissenschaftliche gehende Sprache, an ein breiteres Publikum wendet und Holger Sonnabends Buch nach Form und Inhalt aus dem Rahmen fällt. In der nachfolgenden kritischen Würdigung geht es mir daher einerseits darum, allgemeine Eindrücke festzuhalten, andererseits die je eigenen Besonderheiten herauszustellen.

„Gefordert war also eine Monarchie als Republik [...]“ (Fündling, S. 35) – „Die wiederhergestellte Republik des Imperator Caesar Augustus [...]“ (Fündling, S. 109) – „Die Errichtung der Monarchie in der wiederhergestellten Republik“ (Überschrift von Kap. III, Bringmann, S. 105) – „[...] das kollektive Regiment der wiederhergestellten Republik vor der Auszehrung zu bewahren [...]“ (Bringmann, S. 222). Die vier Zitate stehen stellvertretend für eine Tendenz, die, am deutlichsten bei Fündling, kaum bei Galinski, auffällig hervortritt, nämlich die Argumentation mit der römischen Republik und der Rückgriff auf dieselbe. Die republikanische Verschleierung der Monarchie (wenn das überhaupt eine angemessene Formulierung ist) ist übertrieben dargestellt, wobei nicht klar genug vermittelt wird, dass *res publica* nicht gleichbedeutend ist mit unserem Begriff ‚Republik‘, sondern den Staat, das heißt die Staatsordnung meint, wobei man getrennt davon die Frage stellen muss, inwieweit Augustus sie in ihrer

überkommenen Form in die monarchische Herrschaft eingefügt hat. Genau genommen hat, wie Gezá Alföldy hervorhebt (Römische Sozialgeschichte, 4. Aufl., Stuttgart 2011, S. 103), Caesars Alleinherrschaft bereits den eindeutigen Sieg der Monarchie über die Republik bedeutet und mit der Niederlage der Caesarmörder 42 v. Chr. sei, so Alföldy, die Republik endgültig untergegangen. So war es nur eine Frage des Obsiegens im Kampf der Konkurrenten, wer Caesars Erbe antreten würde. Endgültig hatte das Römische Reich seit 27 v. Chr. als Staatsform die Monarchie, und anders wäre es auch nicht zu regieren gewesen. Wenn Augustus bei der Einrichtung der neuen Herrschaftsform behutsam vorgeing und etwas verschleiern musste, dann aus Rücksicht auf den Senatorenstand, ohne dessen Mitwirkung in den verschiedensten Ämtern das Reich nicht hätte verwaltet werden können. Weder der Provinzialbevölkerung in Ost und West noch den stadtrömischen Unterschichten und der Armee war die Monarchie ein Ärgernis; sie war ihnen willkommen, wie schon die Reaktionen auf den Tod Caesars, der Aufstieg des Augustus und dessen erfolgreiches Bemühen um den inneren Frieden zur Genüge und eindeutig gezeigt hatten.

Ein zweites Feld, das unbedingt hätte gebührend gewürdigt werden müssen, betrifft das wegweisende Handeln des Augustus für die Einrichtung und Ausbreitung einer umfassenden Inschriftenkultur. Hier erwies er sich als Meister im Umgang mit den Medien. Karl Galinski hat wenigstens Paul Zankers Beitrag für einen anderen Bereich der Medienkultur, die Bilder und ihre Aussagekraft, gewürdigt (Augustus und die Macht der Bilder, 4. Aufl. 2003); aber Géza Alföldys grundlegender Aufsatz ‚Augustus und die Inschriften: Tradition und Innovation. Die Geburt der imperialen Epigraphik‘, in: *Gymnasium* 98 (1991), S. 289–324 wird in allen vier Büchern nicht einmal erwähnt (s. zur Bedeutung der Inschriften ders., *Römische Sozialgeschichte*, 4. Aufl. 2011, S. 127f.; Tausend Jahre epigraphische Kultur im römischen Hispanien: Inschriften, Selbstdarstellung und Sozialordnung, in: *Lucentum* 30 [2011], S. 187–220). Das Thema Inschriftenkultur ist vor allem deshalb so wichtig, weil Augustus bewusst vorbildhaft wirkte und die Untertanen, in Sonderheit die Angehörigen der Reichsstände und die lokalen Eliten, dazu anspornte, nachahmend tätig zu werden und Kunst sowie Inschriften aller Gattungen in den Dienst der Monarchie zu stellen, woraus eine die ganze Kaiserzeit prägende Kultur entstand. Die bisher bescheidene epigraphische Kultur wurde durch Augustus zur „Massenkultur“ (Alföldy), und es sind, angefangen bei der kaiserlichen Selbstdarstellung, alle Bereiche des öffentlichen und privaten Lebens, für welche die epigraphischen Dokumente Erkenntnisse liefern.

Nun zu den einzelnen Werken! Lassen sich die beiden Biographien vergleichen? Ja, es sind Bücher derselben Gattung! Nein, denn sie sind in Anlage und Zugriff sehr verschieden. Während Bringmann auf der Basis des zeitlichen Verlaufs von Aufstieg und Herrschaft den Werdegang des Augustus beschreibt; Ereignis um Ereignis, Entscheidung um Entscheidung, sorgfältig, zuverlässig, leidenschaftslos nüchtern mit klarem Urteil, am ehesten vergleichbar mit Dietmar Kienasts verdienstvollem Augustus-Buch, aneinanderreicht, hat Galinskis Darstellung einen eigenwillig anziehenden Hauch von

Genialität. Bereits der Einstieg ‚Vom Kleinstädter zum Erben Caesars‘ ist originell angelegt, informativ und kritisch. In allen Teilen des Buches diese Neugier weckende Lebhaftigkeit der Argumentation, überall spürbar der engagiert beobachtende, manchmal mit leichten Seitenhieben oder assoziierend charakterisierende und wertende Historiker! Glücklicherweise erkennt man auch in der deutschen Übersetzung die Besonderheiten und Eigenarten des englisch/amerikanischen Wissenschaftsstiles, eine Leichtigkeit bei gleichzeitig streng wissenschaftlicher Präsentation! Galinski hat den Verlauf der Geschichte in thematisch bestimmte Schwerpunkte eingebunden, wo Bringmann im Gegensatz dazu den Verlauf als Richtschnur und Gestaltungsprinzip gewählt hat.

Die Unterschiede zwischen Galinski und Bringmann liegen also in Herangehensweise, Durchführung und Stil. Ich möchte nicht missverstanden werden! Bringmanns Augustus-Biographie birgt für Solidität, methodische Korrektheit und umfassende Information in angenehmer Sprache! Den einen oder den anderen vorzuziehen, ist Geschmackssache und eine eher gefühlsmäßige Entscheidung. Jedenfalls sind sie, ganz unabhängig von Augustus, Zeugen unterschiedlicher Wissenschaftskulturen. Es ist schön, diese beiden Bücher zur Hand zu haben.

Im Blick auf die ‚Blindheit‘ der deutschen althistorischen Forschung gegenüber Korrekturen an ‚ihrem‘ hochverehrten Theodor Mommsen soll ein eindeutiger Verdienst von Bringmanns Buch eigens herausgestellt werden, nämlich die Würdigung der bahnbrechenden Erkenntnisse Adalberto Giovanninis über das ungeteilte militärisch-zivile Imperium, das die Konsuln „entgegen der von Theodor Mommsen begründeten und bis auf den heutigen Tag einflussreichen Forschungsmeinung [...]“ (Bringmann, S. 122f.) bis zum Jahre 27 v. Chr. besaßen (vgl. Adalberto Giovannini, *Consulare Imperium*, Basel 1983, S. 75–101 und S. 148–151).

Jörg Fündlings Buch, ich erwähnte es schon, will ein breiteres, nicht unbedingt auf wissenschaftliche Strenge festgelegtes Publikum ansprechen. Ob es, um diesen Zweck zu erfüllen, der zahlreichen zeitgeschichtlichen Anspielungen, der populärwissenschaftlichen Assoziationen und der modischen Formulierungen bedarf, ist die Frage. Oder will der Vf. auf diese Weise originell sein? Der überzeugenden, knappen, sprachlich vorbildlich gestalteten Darstellung des zweiten Kapitels ‚Kriege, grausige Kriege...‘ – Roms Weg durch die Spätzeit der Republik‘ steht beispielsweise ein Prolog ‚Wenn Augustus heute alt wäre...‘ gegenüber, wo Fündling mit Anspielungen und Verweisen auf fragwürdige politische Figuren unserer Zeit um sich ‚wirft‘, dass es (man verzeihe mir die saloppe Ausdrucksweise) nur so ‚kracht‘. Insgesamt geht der Autor zu ausführlich zurück in die Republik, was den Blick auf das Reich, um das es doch jetzt geht, stört. Was sollen Feststellungen wie ‚Gefordert war also eine Monarchie als Republik [...]‘ oder ‚Tatsächlich aber war es lebenswichtig, die Republik in irgendeiner Weise zurückkehren zu lassen [...]‘ (S. 35) angesichts der tatsächlichen Verhältnisse? Wer konnte, wenn schon dieser Begriff verwendet wird, die Republik noch als lebendig empfinden? Andere Kapitel wiederum, etwa ‚Von allem nur das Beste. Die ‚augusteische Klassik‘ oder ‚Der Stadtstaat und sein Reich aus Städten. Die

Romanisierung des Imperiums‘ sind erfreuliche Glanzpunkte, auch wenn man für die Zeit des Augustus nicht mehr vom Stadtstaat Rom sprechen sollte. Fündling verdeutlicht mit diesen Abschnitten die durch die Friedens- und Reichspolitik des Augustus geschaffenen Grundlagen einer glückhaften Entwicklung des ganzen Reiches.

Bleibt ein Blick auf Holger Sonnabends Beitrag zum Augustus-Gedenkjahr! Für ein breiteres Publikum zu schreiben, muss nicht heißen, dass Anlage des Buches und formale wie inhaltliche Ausführung auf ein niedrigeres Niveau abgleiten und zumal die Sprache insgesamt einen etwas saloppen und flapsigen Ton annimmt. Das Buch enthält neben einiger Effekthascherei manche Ungereimtheit: In der kurzen Übersicht über die Quellen fehlt jeglicher Hinweis auf Inschriften, Münzen und Kunstschaffen im Dienst der Monarchie, obschon diese Bereiche für Augustus von herausragender Bedeutung waren (vgl. meine Ausführungen oben zu Géza Alföldys bahnbrechenden Publikationen). Die Übersicht über die moderne Forschungsliteratur hätte unbedingt Klaus Bringmanns und Karl Galinskis Augustus-Biographien aufnehmen müssen. Zitate aus antiken Quellen sind bisweilen ganz korrekt mit den Fundstellen versehen, dann wieder hat Sonnabend, auf jegliche Angabe verzichtet. Die in der Einleitung formulierten Erwartungen (S. 11), dass das letzte Kapitel (S. 164–166) das Nachleben des Augustus in Antike, Mittelalter, Neuzeit und Gegenwart würdigen werde, werden nicht erfüllt. Der ‚Weihnachten und Hochsommer – Das Nachleben des Kaisers‘ überschriebene Schluss ist ein eher etwas magerer Ausklang. – Auch Sonnabend löst sich nicht aus der in der deutschen Altertumswissenschaft sorgsam gepflegten Tradition, die Augustus in eine angeblich wiedererweckte Republik ‚einbettet‘: So habe er sich geschickt hinter einer republikanischen Fassade verborgen (S. 7). Er habe eigentlich keinen Nachfolger haben dürfen, weil er seine Machtbefugnisse auf seine persönlichen Qualitäten und nicht auf ein neues, institutionalisiertes Herrschaftsgefüge zurückgeführt habe (S. 10). Der Prinzipat des Augustus habe nach dem Willen seines Schöpfers offiziell keine Monarchie sein sollen, eine Monarchie, die sich Mühe gegeben habe, wie eine Republik auszusehen. Nicht zu Unrecht könne man sogar behaupten, die Kaiserzeit habe erst mit Tiberius begonnen (S. 99). Den Tiberius nennt der Verfasser einen frühen Prinz Charles, weil er so lange aufs Regieren warten musste. Ein gutes Drittel des Textes widmet Sonnabend den Nachfolgern des Augustus, also der Iulisch-claudischen Dynastie. Die Nachfolger im gegebenen Rahmen einzubringen, ist einleuchtend; aber dies hätte nicht in biographieähnlichen Abschnitten, sondern mit einem methodisch ausgefeilteren, systematischen Zugriff geschehen müssen. Die Beispiele ließen sich vermehren; aber das führt auch nicht weiter! Man legt dieses Buch mit einem zwiespältigen Eindruck beiseite!

Der auf Augustus neugierige Leser, der seine Kenntnisse auffrischen, vertiefen oder erweitern will, dem daran liegt, aus der Geschichte Lehren zu ziehen und der den politischen und erzieherischen Auftrag des Faches erfahren will, hat die Wahl! Warum nicht alle vier Bücher lesen!

GUNTHER GOTTLIEB

Christoph Jamme/Stefan Matuschek (Hg.), unter Mitarbeit von Manfred Krenn u. a.: Handbuch der Mythologie. Mainz: Philipp von Zabern Verlag 2014. 308 S. 49,95 €. ISBN 3-8053-4753-7.

Der überdurchschnittlich gut ausgestattete Band des Professors für Philosophie der Angewandten Kulturwissenschaften in Lüneburg (Christoph Jamme) und des Jenaer Literaturwissenschaftlers Stefan Matuschek „führt“ nach eigenem Bekunden „in die Vielfalt, die weltweite Verbreitung und die Dauerhaftigkeit der Mythen ein. Er bemüht sich dabei um eine Balance aus stofflicher Präsentation und begrifflicher Klärung. So sollen die Mythen als Geschichten, d. h. in der Sinnlichkeit ihrer Inhalte, und zugleich in den Bedingungen und Funktionen ihrer Überlieferung kenntlich werden“ (S. 8). In der Realisierung dieses Programms werden einleuchtend systematische und chronologische Perspektiven kombiniert. Der erste Teil unter dem nicht ohne weiteres verständlichen Titel „Welten des Mythos“ (S. 11–51) bietet so einige definitorische Versuche, gattungstheoretische Erwägungen sowie Darlegungen zur Mythosauffassung wie zur Mythosforschung in Philosophie, Theologie, Ethnologie, Psychologie, Politik und Kunst. Mythen werden demnach aufgefasst als „historisch überprüfbare oder durch ihren fantastischen Charakter wunderbare Erzählungen, die dennoch als Erklärungen, Deutungen oder Sinnstiftungen funktionieren“ (S. 12) und so zwischen „Kritik“ und „Anerkennung“ (ebd. u. ö.) oszillieren. Als spezifische Denkform sei der Mythos freilich „ein theoretisches Konstrukt der europäischen Wissenschaften“ (S. 20) und begrifflich wie sachlich in der griechischen Antike entstanden (S. 54 u. ö.). Im Vergleich zu diesen Umschreibungen oder beschreibenden Annäherungen, die der Leser sich hätte präziser, systematischer und wissenschaftssprachlicher vorstellen können, erscheinen die Skizzen zum Mythos in der Politik – erwartungsgemäß unter besonderer Betonung der gut erforschten Nationalmythen – und zur Kunst – mit Akzentuierung der Mythen als Steinbrüche für die Bildproduktion – von einem empirisch-kulturhistorischen Standpunkt aus interessanter und überzeugender. Zu den gleichwohl erkennbaren Defiziten zählt eine ausdrücklichere Diskussion des Unterschiedes und der Gemeinsamkeiten von Alt- und Neumythen: Das Handbuch ist prinzipiell den Altmythen gewidmet. Im anschließenden Darstellungsteil unter dem Titel „Mythen der Welt“ wird dieser Ansatz noch deutlicher und deshalb auch in seinen Beschränkungen klar. Das Kapitel zu Europa besteht ganz überwiegend aus einem kommentierten Katalog antiker griechischer, römischer und germanischer Mythengestalten, von wenigen mythisierten Ereignissen, Raum- oder Ortsprojektionen (z. B. Walhall) und literarischen Mythenträgern (z. B. Nibelungenlied) abgesehen. Diese Perspektive beherrscht auch das Kapitel zum Alten Orient, während die altägyptische Mythologie wieder personenbezogener (Osiris) vorgestellt wird. Wieder einen anderen, auch träger- bzw. medienbezogenen Zugriff haben die Verfasser der Teile zur indischen und chinesischen Mythologie gewählt. Diejenigen zu Amerika sowie Australien und Ozeanien wiederum beziehen sich einerseits zentral auf die unterschiedlichen Geographien der My-

thenproduktion („Kulturareale“, S. 297–306), andererseits auf die jeweiligen Motive oder Stoffe unter besonderer Berücksichtigung der Kosmogonien. Zum Schluss bietet je ein Register den erschließenden Zugriff über „Mythische Namen“ und „Personennamen“. Welchen Kriterien die Auswahl der zahlreichen, mehr oder weniger gelungenen Illustrationen folgte, bleibt unklar. Für den Geschmack des Unterzeichnenden ist die germanisch-nordische Mythenwelt, auch deren Recycling durch Wagner, zu stark vertreten. Bewundernswert ist schließlich die Souveränität, mit der die Herausgeber und Hauptverfasser mit ihren Mitarbeitern, darunter bedeutende Experten, die jüdische und arabisch-islamische Welt ausblenden. Diese ‚Lösung‘ spiegelt allerdings den Tatbestand, dass die systematische und historische Debatte zum Problemkomplex Mythos und Religion hier nur gelegentlich und insgesamt eher unscharf zur Sprache kommt. Fazit: ein in zentralen Teilen wesentliche Grundkenntnisse zu Mythen und Mythenkonfigurationen vermittelndes Handbuch, aber kein Handbuch „der Mythologie“ in einem aktuellen wissenschaftstheoretisch-kulturhistorischen Verständnis.

WOLFGANG E. J. WEBER

Arnold Clapmarius: *De Arcanis Rerumpublicarum libri sex*. Editionen zur Frühen Neuzeit 4.1/4.2. Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Ursula Wehner. Stuttgart: Frommann-Holzboog 2014. 2 Teilbände. 746 S. 121,00 €. ISBN 978-3772824920.

Die in ihrem Titel auf eine Formulierung in den *Annalen* des Tacitus zurückgehende Staatsräsonsschrift des aus Bremen stammenden, in Heidelberg, Helmstedt und Marburg studierten, zeitweiligen Soldaten, Hauslehrers und dann Professors für Geschichte und Politik Arnold Clapmarius (Klappmeyer) an der Universität Altdorf, die zuerst 1605, ein Jahr nach dem Tode des Verfassers, erstmals veröffentlicht wurde, zählt unzweifelhaft zu den Klassikern des deutschen und europäischen politischen Denkens (vgl. S. XI und LXIII). Deshalb ist es außerordentlich zu begrüßen, dass die vorliegende, von einer Historikerin und Politologin erarbeitete lateinisch-deutsche Edition dieses Werk einem breiteren Publikum zugänglich macht.

Erklärtes Ziel der Ausgabe ist es, „einen zuverlässigen, zitierfähigen Text zur Verfügung zu stellen“ (S. LXV). Dieses Ziel darf trotz gelegentlicher Übersetzungslösungen, die nicht unbedingt als optimal eingeschätzt werden müssen, hier im Einzelnen aber nicht aufgezählt werden können, als erreicht gelten. Entsprechend wird der Leser auch tatsächlich in die Lage versetzt, den Ansatz, das Anliegen, die Argumentationsweise und die Perspektiven des Werkes ziemlich profilscharf zur Kenntnis zu nehmen. Der lutherische Humanist und Öffentlich-Rechtler Clapmar geht – gestützt auf seine Erfahrung der dramatischen Zuspitzung der Konfessionskonflikte im Vorfeld des Drei-

ßigjährigen Krieges, was die Einleitung der Herausgeberin noch stärker hätte betonen können – davon aus, dass es neben dem Recht des Staates und des (von Bodin erstmals eindeutig identifizierten) Souveräns im Staat noch den Massen der Untertanen oder Bürger nicht ohne Weiteres oder gar nicht erkennbarer politischer Kunstgriffe bedarf, um einen Staat in wechselvoller Zeit erfolgreich installieren und dauerhaft absichern zu können. Indem er diese Strategien, Taktiken oder Verfahren als zum *Jus publicum* gehörend einschätzt, vertritt er eine genuin politische oder politikwissenschaftliche Version der Reichspublizistik, die bekanntlich vor allem nach 1648 ebendiese politische Qualität mehrheitlich wieder verlor. Entsprechend ist das Werk aufgebaut. Das erste Buch befasst sich mit dem *Jus bzw. den Jura imperii*, von der Editorin übersetzt als „Herrschaftsrecht“. Was es bietet, ist eine teils an der älteren Regalienlehre, teils an neueren, systematischen Vorstellungen orientierte Aufzählung der Hoheitsrechte des Staates bzw. der Souveräne, allerdings erkennbarer in der Perspektive der Staatsgewalt gefasst als zeitgenössisch-reichspublizistisch üblich. Damit ist bereits das zweite Buch vorbereitet, das sich jetzt eindeutig den *Arcana imperii*, hier als „Herrschaftsstrategien“ übersetzt, widmet. Von diesen wie gesagt öffentlich-rechtlich nicht nur zulässigen, sondern für die Sicherung des Staates sogar unverzichtbaren Strategien – die sich in der Einzeldarlegung aber mit den Taktiken mischen – wiederum unterscheiden möchte Clapmar die im dritten Buch dargelegten *Arcana dominationis*, von der Editorin im besten Sinne fragwürdig übersetzt als „Vorschriften der Regierungsgewalt“, die Verfahren zur Sicherung der Machthaber im Staat (derjenigen, „*qui in Republica principatum obtinent*“, S. 192). Diese *Arcana dominationis* dekliniert Clapmar dann bekanntermaßen für die einzelnen Staats- bzw. Herrschaftsformen (Monarchie, Aristokratie, Demokratie) durch. Das anschließende Buch wiederum führt die Perspektive der Sicherung der Machthaber auf das Recht der Machthaber zu dieser Absicherung zurück (*De jure dominationis*). Die Erkenntnis, dass die Freigabe derartiger Sicherungsbefugnis und -praxis unweigerlich auch zu Missbrauch führen muss, expliziert und variiert dann das fünfte Buch. Schließlich unterscheidet und beschreibt unser Autor im sechsten Buch die neben den diversen *Arcana* anzusiedelnden *Simulacra imperii*, grundlegende „Vorspiegelungen der Herrschaft“, d. h. bewusst erzeugte, immer wieder bekräftigte bzw. im gegebenen Fall aktualisierte Scheinbilder, Trugbilder, Mythen, Propagandagebilde, konkret v. a. angeblicher Altruismus oder angebliche Selbstaufopferung der Machthaber für den Staat bzw. das Gemeinwohl, herrschaftlich-staatlich nützliche religiöse Überzeugungen oder historisch-mythische Vorstellungen, usw.

Der Späthumanist Clapmar bezieht sein historisch-empirisches Beleg- und Illustrationsmaterial erwartungsgemäß vor allem aus der römischen Antike, und zwar bevorzugt aus der ebenfalls krisenhaften Phase der Kaiserzeit. Daneben rekurriert er insbesondere auf das spätmittelalterliche Reich, was der Methode der Reichspublizistik seiner Epoche entspricht, sowie was eher innovativ erscheint – auf das Osmanische Reich. Entsprechend groß ist das Spektrum der herangezogenen Autoren und Werke. Der am häufigsten explizit herangezogene Autor ist erwartungsgemäß Tacitus. Aber

auch spätantike und mittelalterliche Rechtsautoren kommen zur Sprache. Ferner ist für Clapmar „die Bibel [...] eine Quelle wie andere Quellen auch“ (S. LXI), d. h. erst auf einer zweiten Ebene kommen christliche, konkret lutherische Perspektiven zum Tragen.

Bedenken müssen einige Einschätzungen am Schluss der Einleitung auslösen. Dass es Clapmar darum gegangen sei, darzustellen, „dass jeder Staat nach dem gleichen System, einer vergleichbaren Mechanik, funktioniert“, er jedoch eigentlich „keine Geheimlehre für Politiker und Hofleute“ habe liefern wollen (S. LXIII), erscheint so richtig wie verkürzt. Erst recht ist die Behauptung, es handele sich „um eine frühauflärerische Schrift zur Politik und zum Jus publicum Romano-Germanicum“ (ebd.), nahezu irreführend. Vielmehr lässt auch gerade diese Neuedition unmissverständlich erkennen, dass es Clapmar wie im Grunde der gesamten politisch-öffentlich-rechtlichen Debatte seiner Zeit um die *Conservatio reipublicae et imperii*, die Stabilisierung der Staatsgewalt und des Staates durch deren Aufrüstung in normativ-theoretischer wie praktischer Hinsicht, ging. Auch dem zeitweiligen Soldaten war klar, dass um des Gemeinwohls und der Staatssicherung willen die normativen Fesseln der Politik gelockert werden mussten, so vor allem durch Zulassung politischer Lüge, Täuschung usw., praktisches Herrschaftswissen gefragt war, und nicht zuletzt die Sicherung des Staates zugleich die Sicherung der Herrschenden bedeutete: „Das Gemeinwesen kann nämlich nicht wohlbehalten (*salva*) sein, während es der Princeps oder die Oberhäupter nicht sind, und ebenso anders herum“ (S. 195).

WOLFGANG E. J. WEBER

Leopold von Ranke – Grundlegung eines biographischen, werk- und wirkungsgeschichtlichen Neustarts. Zugleich Besprechung von Günter Johannes Henz: Leopold von Ranke in Geschichtsdanken und Forschung. Bd. 1: Persönlichkeit, Werkentstehung, Wirkungsgeschichte, 679 S. Bd. 2: Grundlagen und Wege der Forschung. Berlin: Duncker & Humblot 2014. 800 S. 169,90 €. ISBN 978-3428143726.

2008 musste die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften bekanntermaßen eine ihrer schlimmsten Niederlagen erleben. Der erste Band der von ihr verantworteten Gesamtausgabe der Briefe Leopold von Rankes (1795–1886), des als Gründervater der modernen Geschichtswissenschaft angesehenen Berliner Geschichtsordinarius und u. a. Ratgebers König Maximilians II. von Bayern, erwies sich als „von einigen tausend Fehlern geradezu bakteriell befallen“ (Bd. I, S. 261) und musste wenig später zurückgezogen werden. Der Verfasser der Denkschrift zum 150jährigen Bestehen der Historischen Kommission, die den entscheidenden Mängelnachweis führte, der beruflich außerhalb der Universität tätig gewesen, aber 1968 mit

einer Dissertation zu Rankes Frühzeit promovierte Günter Johannes Henz, legt nun eine zweibändige kommentierte Dokumentation vor, die an dieser editions- und wissenschaftshistorischen Bruchstelle ansetzt. Sein Werk „unternimmt auf der Grundlage einer ausgedehnten bibliographischen Recherche und Durcharbeitung sowie der Heranziehung Rankescher und rankenaher Bestände aus einer Vielzahl von Archiven eine durchgreifende Revision und Erweiterung des bisherigen Kenntnisstandes vor allem in den Bereichen Biographie, Werkbestand, Werkentstehung und nicht zuletzt Wirkungsgeschichte, damit auch Wissenschafts- und Geistesgeschichte, soweit sie mit Ranke in Zusammenhang stehen“ (I, S. 14).

Die Darstellung ist – im Endeffekt etwas unübersichtlich – in zwei Teile, in diesen Teilen je unterschiedlich zahlreiche Abteilungen und in diesen Abteilungen in bis zu zehn Kapitel gegliedert. Der erste Band ist zugleich der erste Teil. Hier geht es unter dem Titel „Wissenschaftler oder Literat? Eine kritische Studie zu Persönlichkeit und Werkentstehung“ zunächst um diejenigen Grundanlagen und Hauptdimensionen, die Henz aus den ihm vorliegenden Quellen und Darstellungen als entscheidend destilliert und identifiziert: Rankes „äußerst geringe körperliche Wertigkeit“ als ein wesentliches Motiv für einen „ausgeprägten Öffentlichkeitsdrang, der sich zunächst als gesellschaftlicher Konversationsdrang, sodann als popularitätsorientierter Veröffentlichungsdrang“ niederschlug und „dazu beigetragen haben (dürfte), das Bewusstsein seiner zweifellos in Fülle vorhandenen geistigen Fähigkeiten bis zur Selbstüberschätzung zu steigern“ (I, S. 30); eine Menge von Fehlplanungen und unvollendeten Projekten, darunter eine Lutherbiographie Rankes; Hilfe und Helfer in seiner Werkstatt; seine Kontakte mit Buchgestaltern und Verlegern; die Anlage seiner Werke oft „ohne ‚System und Regel‘“; seine „fachlichen Mängel und fachlichen Sünden“; werkkonzeptionelle und darstellerische „Widersprüchlichkeiten“; die Mittel und Versuche, „die Gunst des Publikums“ zu erwerben, und schließlich Rankes Streben „zeitlebens“ nach „Nähe zu den beiden höchsten Instanzen, die er zu kennen und erkennen glaubte: zur weltlichen und zur himmlischen Herrschaft. Er suchte die persönliche Unmittelbarkeit zu den gesellschaftlich, politisch und staatlich Herrschenden oder zumindest Einflussreichen – und zu Gott“ (I, S. 21, 23, 32, 40, 48, 54, 62, 74, 86, 96). Was auf diese Weise hervortritt, ist ein ganzer Mensch in seinen Prägungen, Bedürfnissen und Interessen – definitiv ein grundlegend anderer Ansatz als die übliche Ranke-Hagiographie oder „Idolatrie“, wie sie Henz erfrischend kritisch benennt (I, S. 13 u. ö.).

Im zweiten Teil, der in fünf Abteilungen aufgegliedert ist, geht es um „Ranke in Deutung und Selbstbesinnung des Geschichtsdenkens“ (I, S. 109). Wieder stellt der Autor die wesentlichen Aspekte und Dimensionen dieses kaum mehr übersichtlichen, weil äußerst zerfaserten Komplexes zusammen. Vom Frühwerk und der „Gründungs-sage der Geschichtswissenschaft“ (I, S. 127) spannt sich der Bogen zu den Themen der historischen Kritik, der Geschichtsdarstellung als Kunstwerk und zum Scheitern der historisch-politischen Publizistik Rankes über die Werke zur Papstgeschichte und zur Reformation, zur preußischen und der französischen und englischen Geschichte

bis zum preußisch-deutschen Spätwerk, der Weltgeschichte und den Äußerungen und Darstellungen der letzten Lebenszeit; auch die Nachrufe sind einbezogen und in einem knappen Durchgang kritisch kommentiert. Nur eine Kostprobe sei gegeben: Eine evangelische Kirchenzeitung begründete Rankes „Fähigkeiten und Erfolge“ wenig überraschend so: „Weil Ranke ein vom Geiste Christi erfüllter evangelischer Christ war, ist er der größte Geschichtsschreiber geworden“ (vgl. I, S. 377).

Die zweite Abteilung ist der Rezeption Rankes im chronologischen Ablauf gewidmet: im Geschichtsdanken der Wilhelminischen Zeit, in demjenigen Weimars, in der NS-Zeit und seit 1945. Die Fülle der Bezugsstellen und erfassten Themen ist so groß, dass sie hier nicht einmal ansatzweise reproduziert werden kann. Das Schwergewicht ist freilich auf Geschichtstheorie und Geschichtsmethodik im engeren Sinn gelegt. Erst die letzte Abteilung zur Rezeption seit 1945 befasst sich eingehender auch mit Komponenten wie z. B. den großen Gestalten Preußens und Preußen-Deutschlands, auf die Ranke einging und deren Einschätzung durch Ranke weiter wirkten oder – weniger häufig – kritisch hinterfragt wurden. Noch weiter vertiefungsfähig wäre an dieser Stelle aus der Sicht des Unterzeichnenden v. a. der Komplex Bismarck gewesen, dessen Einfluss auf die politische Kultur und historisch-politische Einschätzung Deutschlands ja kaum zu überschätzen ist. Ranke hinterließ zu ihm schon aus zeitlichen Gründen vergleichsweise wenige Äußerungen, bemühte sich aber offenkundig auch um Nähe zu ihm; Bismarck selbst notierte 1862 einmal trocken: „Gestern aß der kleine Ranke bei mir, der Professor“ (II, S. 487).

Band II, der sich wie gesagt mit den Grundlagen und Wegen der Forschung beschäftigt, kann seine Zusammenstellungen und Ausführungen naturgemäß nicht immer trennscharf von der Rezeptionsgeschichte abheben. Sein Teil I ist der Erforschung des Werkes Rankes gewidmet; hier geht es v. a. um die großen selbständigen und unselbständigen gedruckten Werke. Henz bietet seinen Lesern zentrale werkgeschichtliche Hinweise und Befunde, die regelmäßig Ergebnis geradezu akribischer Recherche sind. Besonders wichtig erscheinen z. B. die Hinweise auf die Grundlagen und Entstehungszusammenhänge der *Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg* (erschienen 1877 in fünf Bänden). Sie lassen die teilweise doch recht eigenartige Arbeitsweise Rankes besonders plastisch hervortreten; die ersten vier Bände sind übrigens Bismarck gewidmet.

Die Teile 2 bis 9 sind (in dieser Reihenfolge) dem handschriftlichen Nachlass, Briefwechsel, den Denkschriften, Vorlesungen und Übungen, Vorträgen und Ansprachen, Begegnungen und Gesprächen, der Druck- und Handschriftensammlung Rankes sowie der bibliographischen Erfassung der Schriften von und zu Ranke gewidmet. Für die künftige Ranke-Forschung besonders wertvoll sind die Darlegungen zum handschriftlichen Nachlass und zum Briefwechsel. In beiden Fällen hat der Verfasser erneut höchst bewundernswerte Grundlagenarbeit geleistet. Ein wenig überschießend könnte manche Kritik an bisherigen Rekonstruktions- und Editionsversuchen erscheinen. Sie waren zwar unzweifelhaft meist oder gar durchweg defizitär, in das Urteil miteinzuz-

beziehen sind aber doch die jeweiligen Zeitumstände, beginnend bei äußeren Hemmnissen wie Informationsdefiziten und Zugangsbeschränkungen zu Archivalien. Henz verzichtet richtig auch nicht darauf, über die Vernichtung dieses oder jenes Schriftstückes durch Ranke selbst zu spekulieren (II, S. 259). Besonders hervorzuheben sind von den Verdiensten auch die Rekonstruktionen zu Rankes Bibliothek und deren Schicksal sowie zur Handschriftensammlung. Ein eigener Abschnitt ist den venezianischen Relationen (Gesandtenberichten) als einer Hauptquelle für die frühneuzeitliche Mächtegeschichte weit über Ranke hinaus gewidmet. Henz bescheinigt seinem Helden hier durchaus realistische Einschätzungen, d. h. nimmt ihn mit überzeugenden Argumenten gegen entsprechende kritische Anwürfe in Schutz (II, S. 526f.). Aufmerksamkeit muss der Tatbestand erregen, dass in Rankes heute als solche betrachteter Bibliothek auch zahlreiche frühneuzeitliche Flugschriften einerseits (vgl. II, S. 526) und mehrere hundert medizinische Dissertationen des 19. Jahrhunderts andererseits zu finden sind. Henz bezweifelt, dass die letzteren „zum eigentlichen Bestand der Rankeschen Bibliothek gehört“ hätten (II, S. 514). Entsprechende Zuschreibungen und Deutungen, wie sie seit jüngstem eine Medizinhistorikerin vornimmt, wären damit hinfällig. Hinsichtlich der Flugschriften (vgl. z. B. zum Umfang der französischen des ausgehenden 16. Jahrhunderts nur II, S. 529) steht die Untersuchung ihrer Verwertung durch Ranke noch vollständig aus; zu vermuten ist, dass ihnen Ranke wesentliche Ideen für seine Rekonstruktion von Akteursmotivationen entnommen hat. Bemerkenswert ist aber auch der Befund des Autors hinsichtlich der Quellennutzung Rankes insgesamt: „Wenn Ranke etwas ‚vorzuwerfen‘ ist, so ist es wohl kaum ein naiver Quellen-Empirismus als vielmehr eine vorgelagerte Geschichtsanschauung, welche auf dem Boden die im Lebensganzen praktizierten ‚natürlichen Hingabe gegen die Oben‘ vorzugsweise den ‚legitim‘ Herrschenden und dem von ihnen geleiteten Staatenleben galt, das beiläufig auch Rankes materielle und wissenschaftliche Existenz sicherte“ (II, S. 528; das eingeschobene Zitat ist einem Brief Rankes entnommen).

Ein eigener, definitiv hoher Stellenwert kommt der Erarbeitung und kritischen Kommentierung der Ranke-Bibliographik, also der Dokumentation der Schriften Rankes und der Schriften über Ranke, zu (II, S. 535–753). Die vom Verfasser nüchternakribisch erfassten offenkundigen Fehler und sonstigen Mängel der vorliegenden Darstellungen sind geradezu Legion und werfen kein gutes Licht auf die Ranke-Forschung im Speziellen wie auf die Historiographiegeschichte insgesamt. Auch spezifisch-theoretisch-methodengeschichtliche Studien jüngerer Datums, die sich ihrer Grundlagen doch besonders präzise versichern müssten, so die insgesamt eher überschätzte Dissertation von Horst-Walter Blanke (vgl. Bd. 1, S. 591f.), weisen zahlreiche, frappierende Irrtümer auf. Bei Henz' eigener Zusammenstellung der Literatur bis 2013 hingegen, die gegen Schluss wohl doch etwas ausdünn, lassen auch einige vertiefte Stichproben keine Auslassungen oder Mängel erkennen, wenn man die naturgemäß auch vom Verfasser eingeräumte Schwierigkeit beiseitelässt, nicht auch noch alle diejenigen Darstellungen aufnehmen zu können, die Ranke lediglich erwähnen oder streifen. Zu-

verlässigkeit ist schließlich auch dem angefügten, über 40 Seiten umfassenden Personenregister zu beiden Teilbänden zu bescheinigen.

Die angestrebte Revision unseres bisherigen Kenntnisstandes zu Ranke und dessen historiographischer Wirkung ist mit diesem beeindruckenden Werk zweifellos erreicht worden. Ein wesentlicher Beitrag zur Entzauberung und Historisierung der Person wie des Werkes wurde geleistet, ein Beitrag, der im Rahmen der Historikerzunft beunruhigender Weise bislang nur höchst ansatzweise erreicht wurde. Der Unterzeichnende ist dankbar, seine diesbezüglichen eigenen Bemühungen durch Henz gewürdigt zu sehen (Bd. 1, S. 116). Er fühlt sich aber auch erheblich bestätigt in seinem Plädoyer dafür, endlich Historiographiegeschichte nach den Standards moderner Wissenschaftsgeschichte zu betreiben. Dazu muss vor allem zählen, sich von der lähmenden übersteigerten Bewunderung der großen Geister zu lösen; deren Arbeitsweise unvoreingenommen bis kritisch, und nicht grundsätzlich affirmativ zu rekonstruieren; endlich eine ebenso unvoreingenommen-kritische Geschichte des Rezensionswesens des Faches anzupacken, und nicht zuletzt den Komplex der historiographischen Schulbildung und Lehrer-Schüler-Verhältnisse kritisch-nüchtern unter die Lupe zu nehmen. Auch dazu bietet diese bemerkenswerte, entsagungsvoll erarbeitete Dokumentation und Untersuchung für den Rankeschen Fall weiterführende Erkenntnisse und Hinweise (vgl. die Hinweise zu „Atelier und Amanuesen“ I, S. 40–48, zur Schüler- und Hörerbeteiligung bei der Entstehung insbesondere der Weltgeschichte I, S. 345–351, und die Ansprachen zu persönlichen Anlässen II, S. 447). In seiner Dankesrede bei der Feier zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum 1867 z. B. formulierte der Meister: „...und so bilden wir denn Alle gewissermaßen eine historische Familie, zusammengehalten durch den gemeinsamen Cultus der Wahrheit“ (ebd.). Der Niederschlag dieses Selbstverständnisses v. a. im Begutachtungswesen lässt sich bislang nur unscharf fassen (vgl. II, S. 321–337).

WOLFGANG E. J. WEBER

Aleida Assmann: *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München: C. H. Beck Verlag 2006. 320 S. 19,95 €. ISBN 3-406-54962-4,

Seit den 1990er Jahren hat sich nicht zuletzt dank der Bemühungen von Jan und Aleida Assmann in Deutschland ein Diskurs um Gedächtnis und Erinnerung etabliert, der sich vor allem durch seinen Holocaust- und NS-Bezug auszeichnet. Ungeachtet aller Bemühungen um begriffliche Präzisierungen und Abgrenzung des Konzepts vor allem gegenüber im eigentlichen Sinne geschichts- und sozialwissenschaftlichen Konkurrenzansätzen fehlte diesem kulturwissenschaftlichen Diskurs jedoch eine überzeugende methodisch-theoretische Grundlegung. Sie zu leisten war von dem vorliegenden,

erstmals 2006 erschienenen, hier weder ergänzten noch überarbeiteten Band erwartet worden. Diese Erwartungen waren freilich, wie die ernsthaften Rezensionen – im Gegensatz zu den zahlreichen Gefälligkeitsbesprechungen – der Erstauflage unmissverständlich herausarbeiteten, enttäuscht worden. Im Lichte dessen, was seither an neuen Beiträgen vorgelegt wurde, ist diese kritische Einschätzung noch zu vertiefen. Das „erste methodische [?] Ziel dieses Buches“, nämlich „die unterschiedlichen disziplinären Ansätze des sich zum Teil recht disparat entwickelnden Gedächtnisdiskurses zusammenzuführen“ (S. 17), ist weder in der Argumentation des Buches erreicht, noch konnte der Band eine integrierende Weiterführung des Diskurses initiieren. Das zweite Ziel mag eher eingelöst worden sein, nämlich neuerliche Begriffspräzisierungen. Ob die angestrebte „Verknüpfung von theoretischer Begriffarbeit und historischen Fallstudien“ (ebd.), das dritte Ziel, erreicht worden ist, lässt sich kaum sagen. Dazu wird zu viel Vages und Ungefähres formuliert, entzieht sich das Vorgebrachte über lange Strecken hinweg einer dezidierten Diskussion und verweigert sich die Darlegung sowohl einer ernsthaften Erweiterung des Blickes über den Holocaust- und NS-Bezug hinaus als auch einer entschiedenen historisch-empirischen Sachverhaltsfeststellung. Mit den Fällen Schneider/Schwerte einerseits (S. 141–144) und dem Fall Dössecker/Wilkomirski (S. 144–149) andererseits lässt sich nicht so oberflächlich umgehen. In der Darstellung des Falles Philipp Jenninger (S. 163–166) müssen noch immer allgemeine philologische Befindlichkeitsäußerungen die nüchterne sprach- und kommunikationswissenschaftliche Analyse ersetzen, die z. B. schon 1990 Hans-Jürgen Heringer geliefert hat. Assmanns Versuch, den Holocaust zum „Gedächtnis Europas“ zu machen (S. 255–258), blendet wesentliche Dimensionen und Aspekte aus. Von der jedes historische Gedächtnis zumindest herausfordernden, wenn nicht bedrohenden Tendenz der kulturellen Ökonomisierung, die nur noch Gegenwart und Zukunft kennt, erfährt man erwartungsgemäß so gut wie gar nichts, die Einschätzung der Rolle des Internet bleibt auf dem Niveau eines Kurzreferats stehen (S. 243–246).

So lässt sich auch für die Neuauflage, die von achtjähriger Kritik und weiterer Forschungsarbeit nichts wissen will, im Grunde nur das Urteil von Norbert Frei aus dem Jahre 2006 wiederholen: Hier liegt ein Werk vor, das sich in seinen eigenen Konstruktionen gefällt und unbeabsichtigt die Grenzen des kulturwissenschaftlichen Gedächtnisdiskurses erkennen lässt. Auf die eklatanten Zumutungen, die Frau Assmanns Konzept z. B. für Menschen bereit hält, die nach Deutschland migrieren und deren Großväter per definitionem nicht Nazitäter sein konnten, sei nur hingewiesen. Es bleibt unerfindlich, woher die Gedächtnisbastler eigentlich das Recht nehmen, das Leben der kommenden Generationen auf unabsehbare Zeit unter einen derartigen düsteren Schatten zu stellen, statt ihnen grundsätzlich freie Orientierung und Selbstbestimmung zuzugestehen.

WOLFGANG E. J. WEBER

Lauro Martines: Blutiges Zeitalter. Europa im Krieg 1450–1700. Aus dem Englischen von Cornelius Hartz, Darmstadt: WBG-Konrad Theiss Verlag 2015. 320 S. 29,95 €. ISBN 978-3-806-23018-5.

Der gut übersetzte, ebenso flüssig wie spannend zu lesende Band des 1927 geborenen, ehemaligen Professors für Europäische Geschichte an einer kalifornischen Universität ordnet sich der „neuen Art der Militärgeschichte“ zu, die „sich eingehender mit dem Leben der Menschen beschäftigt“ statt mit dem „Krieg bloß als Geschäft von Fürsten und Ministerpräsidenten“ (S. 266). Er verspricht sich von dieser seiner Konzentration „auf die Beziehungen zwischen Soldaten und Zivilisten“ (S. 14) nichts weniger als zu einer neuen Basis für moralische Bewertung zu kommen: „Inmitten“ des so erfassten und zum Ausdruck kommenden Leidens „verlieren die faktischen Fähigkeiten von Generälen jegliche Bedeutung [...]. Zu wissen, welche ‚Waffensysteme‘ zur Anwendung kamen, wird nahezu bedeutungslos. Dynastische Rechte sind nur mehr juristische Abstraktionen. Die ‚Ehre‘ der Fürsten wird zur hohlen Phrase. Die Staatsräson – der ‚Gott‘ der hohen Politik – isoliert sich selbst und stellt sich an den Pranger“, usw. Stattdessen würfen Leid und Gewalt unerbittlich neue „moralische Fragen auf“, die den Historiker dazu berechtigten und zwingen, noch entschiedener „über die Taten“ der „Staatsmänner“ zu urteilen. „Die Entscheidungen von Fürsten und Ministern sind alles andere als sakrosankt, und es gibt überhaupt keinen Grund für uns anzunehmen, dass irgendeine Form der ewigen politischen Weisheit hinter ihnen steckt“ (S. 269). Der aktuelle US-amerikanische Erfahrungsraum dieser Ausführungen liegt auf der Hand.

Die Darstellung nimmt insbesondere die großen Kriege des gewählten historischen Ausschnitts in den Blick: die Italienischen Kriege 1494–1559, die Hugenottenkriege 1562–1598, den Niederländischen Sezessions- bzw. Befreiungskrieg 1567–1648 und den Dreißigjährigen Krieg. Die Türkenabwehr fehlt ebenso wie die Nordischen Kriege. Eine eingehendere Diskussion der Periodisierung und Eigenart des Untersuchungszeitraums findet nicht statt; die Schutzumschlagtexte nennen ihn mehr oder weniger erläuterungslos einerseits frühe Neuzeit (Adjektiv in Kleinschreibung), andererseits Renaissance. Der Aufbau der Darlegung ist jedoch ohnehin nicht chronologisch, sondern systematisch, wobei die Aufeinanderfolge der Kapitel nicht unbedingt einleuchtet.

Das erste Kapitel („Ein Kriegsmosaik“) bemüht sich um die Erarbeitung eines „Musters der Kriege“, dessen Komponenten „leidende Zivilisten, grausamer Hunger, mittellose Soldaten, sterbende Armeen und gnadenloses, ja unmenschliches Handeln“ sind (S. 17). Das zweite Kapitel arbeitet das doppelte Profil der zeitgenössischen Soldaten als Pöbel oder gar „Abschaum“ (S. 39 u. ö.) und Adelige heraus; besonders der ungehemmte Bereicherungswille des Offiziersadels und Kriegsunternehmertums erfährt eingehende Schilderung. Anschließend geht es um drei geplünderte Städte, nämlich Brescia 1512, Antwerpen 1576 und Magdeburg 1631. Die Einsicht, dass der Beutegier der Plünderer regelmäßig ausgebliebene Soldzahlungen und härteste Entbehrungen zugrunde lagen, führt zum Komplex der Rüstung durch die Fürsten im

nachfolgenden vierten Kapitel. Als kriegstreibenden Faktor in diesem Zusammenhang benennt der Autor wenig überraschend an erster Stelle das dynastische Prinzip. Am umfangreichsten ist das fünfte Kapitel zu den Belagerungen ausgefallen, in denen sich die Beziehung von Soldaten und Zivilisten in Kriegszeiten besonders deutlich und dramatisch fassen lässt. Neben Siena 1554/55, Sancerre 1572/73 und Paris 1590 ist auch Augsburg 1634/35 exemplarisch aufgeführt. Im Anschluss daran geht es (in dieser Reihenfolge) um die Armeen, „Plündergut und Beute“, „Die Hölle in den Dörfern“ und das „Töten für Gott“, d. h. die konfessionelle Aufladung des Hugenottenkrieges und der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges, dabei in deutlich distanziert-ablehnender Diktion. Das zehnte und letzte Kapitel ist „Leviathan erhebt sich: der Staat“ betitelt. Verlag und Übersetzer haben an seinem Beginn das Motto „Die militärischen Abenteuer Amerikas werden mit geliehenem Geld bezahlt“ stehen lassen, dessen Herkunft aus dem fundamentalismuskritischen, linken Klassiker von John Gray (*Black Mass: apocalyptic religion and the death of Utopia* [zuerst 2007]) nicht ohne weiteres erkennbar ist. Es spielt auf die überwiegende Kriegsfinanzierung der Frühen Neuzeit über Kredit bzw. Bankiers und Untertanenauspressung v. a. mittels Steuern an. Weitere in diesem Kapitel zumindest angerissene Aspekte der Staatsbildung sind die politisch-rechtlichen Prinzipien der Souveränität, der Staatsräson und des ‚Gleichgewichts der Kräfte‘; das Verhältnis der Monarchen zu den Eliten zieht dabei besondere Aufmerksamkeit auf sich. Eine Bezugnahme auf die längst auch in englischer Sprache zugängliche Debatte um die ‚Bellizität‘ der Frühen Neuzeit findet nicht statt.

Dem Frühneuzeitkenner dürften in der Argumentation dieses Sachbuchs einige wesentliche Forschungsbeiträge, eine kohärentere Diskussion der angesprochenen Forschungsprobleme und die Türkenkriege fehlen. Er wird darüber hinaus die Marginalisierung bestimmter Aspekte und einige überzogene Urteile bedauern. Insgesamt erscheint die eingangs skizzierte Gegenüberstellung einer älteren und einer jüngeren kriegshistorischen Perspektive etwas holzschnittartig. Ganz wenige kleine Sachfehler haben sich ebenfalls noch eingeschlichen (z. B. war G. Botero [S. 267] nie Mitglied des Jesuitenordens). Schließlich dürfte nicht jeder Leser von des Autors nur halb verborgenem Anliegen überzeugt sein, die Politik der US-Republikaner auf diese Weise historisch-kritisch zu spiegeln.

WOLFGANG E. J. WEBER

Annette Gerstenberg (Hg.): Verständigung und Diplomatie auf dem Westfälischen Friedenskongress. Historische und sprachwissenschaftliche Zugänge. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2014. 298 S. 4 s/w-Abb. 39,90 €. ISBN 978-3-412-21004-5.

Aspekte der Kommunikation in europäischer Diplomatie und Mächtepolitik der Frühen Neuzeit erfahren als Gegenstände historischer Forschung aktuell zunehmendes Interesse. Einen Teilbereich dieses Forschungsfeldes stellt die (Fremd-)Sprachenpraxis in der Diplomatie dar: Welche Sprachen wurden bei diplomatischen Verhandlungen genutzt? Welche Praktiken, Gewohnheiten und Konventionen des Spracheneinsatzes gab es? Wie wurde der Einsatz spezifischer Sprachen beurteilt und legitimiert, wie wurde darüber gedacht und gestritten? Welche Herausforderungen stellten sich den Akteuren angesichts der Vielsprachigkeit? Wie, von wem und zu welchen Zwecken wurden Übersetzungen angefertigt und genutzt? Nach welchen Maßgaben wurden sie beurteilt? Diese und ähnliche Fragen sind gerade verstärkt Thema wissenschaftlicher Veröffentlichungen. Ein kürzlich erschienener Sammelband, der sich diesem Gegenstand widmet, soll hier rezensiert werden.

Der Band dokumentiert die Beiträge zu einem im März 2011 in Bochum veranstalteten wissenschaftlichen Kolloquium. Zentraler Gegenstand sind die „sprachlichen Werkzeuge der Diplomatie“ (7) auf dem Westfälischen Friedenskongress, die hier anhand des reichhaltigen im Rahmen dieses mächtropolitischen Großereignisses produzierten Aktenmaterials – die wichtigste Forschungsgrundlage bildet die Edition der *Acta Pacis Westphalicae* (APW) – untersucht werden. Hervorzuheben ist an diesem Projekt allem voran der interdisziplinäre Zugang: Der Band enthält Beiträge sowohl von Historikern als auch von Sprachwissenschaftlern, die den gemeinsamen Gegenstand jeweils gemäß den genuinen Zugängen, Methoden und Fragestellungen ihrer Disziplinen untersuchen, woraus naturgemäß bisweilen große Unterschiede in der Herangehensweise resultieren müssen. Zu Recht wird bereits auf der ersten Seite der Einleitung betont, dass ein solches Projekt für beide Disziplinen angesichts der Möglichkeit zur thematischen, theoretischen und methodischen Erweiterung große Chancen bietet, zugleich aber auch mit Schwierigkeiten der wechselseitigen Rezeption verbunden ist. Ob der interdisziplinäre Ansatz gefruchtet hat, gilt es hier zu prüfen. Dabei erfolgt diese Beurteilung aus der Perspektive eines Historikers und entsprechend vornehmlich im Hinblick auf die Geschichtswissenschaft.

Der Band beginnt mit einer ausführlichen Einleitung der Herausgeberin, in der Ansatz und Inhalt des Bandes differenziert erläutert werden. Die darauf folgenden Aufsätze sind auf drei thematische Sektionen verteilt, die jeweils Beiträge sowohl von Historikern als auch von Sprachwissenschaftlern enthalten. Die erste Sektion ist den diplomatischen Verhandlungssprachen gewidmet. Die Beiträge untersuchen Praktiken der diplomatischen (Fremd-)Sprachenverwendung und Übersetzung, Streitigkeiten um die Wahl der Verhandlungs- und Vertragssprachen sowie verhandlungsstrategische

Funktionen von Fremdspracheneinsatz und Übersetzungen. Hervorzuheben ist hierbei vor allem der Beitrag des Historikers Guido Braun, der anhand einer Untersuchung der Verwendung des Französischen und Italienischen auf dem Westfälischen Friedenskongress eine differenzierte Fallstudie zu unterschiedlichen Dimensionen der (Fremd-) Sprachen- und Übersetzungspraxis auf dem Kongress liefert. Die Romanistin Amina Kropp untersucht das Sprachbewusstsein der spanischen Diplomaten, die sich – gerade im Vergleich etwa zur französischen Delegation – beachtlich wenig mit Sprachfragen auseinandersetzen, so dass dieses Thema bei ihnen nur selten zum Gegenstand der Reflexion oder von Verhandlungen wurde. Dietmar Osthus, ebenfalls Romanist, untersucht anhand metasprachlicher Konflikte innerhalb der französischen Delegation, wie der Sprachenstreit als Austragungsfeld für persönliche Konflikte – in diesem Falle zwischen dem Comte d’Avaux und Abel Servien – dienen konnte.

Die Beiträge zur zweiten Sektion legen den Fokus auf grammatische und semantische Aspekte sprachlicher Äußerungen, richten den Blick also auf deren Formen und Bedeutungsdimensionen: Der Historiker Peter Arnold Heuser untersucht die Verwendung des Souveränitätsbegriffs im Rahmen des Kongresses, wobei er den Fokus auf unterschiedliche Varianten des Terminus legt und dabei Auseinandersetzungen um deren Bedeutungsgehalte, die Kontexte ihrer Verwendung sowie die Funktionen der Nutzung dieser Varianten untersucht. Sein Beitrag fügt sich somit in die aktuell Konjunktur erfahrende Erforschung politischer Sprachen in der Frühen Neuzeit, die sich insbesondere mit der Semantik von politischen Schlüsselbegriffen auseinandersetzt. Der Romanist Franco Pierno untersucht Fragen von Graphie und Phonetik sowie stilistische Entscheidungen in einer 1648 angefertigten italienischen Übersetzung des Friedens von Osnabrück. Einen sprachwissenschaftlichen Vergleich ausgewählter Übersetzungen des Friedensvertrags von Münster ins Deutsche, Französische und Spanische unternimmt der Romanist Martin Becker. Annette Gerstenberg schließlich, ebenfalls Romanistin, untersucht sprachliche Formen und Funktionen des *Gérondif* und des *Participe présent* in ausgewählten französischsprachigen Texten in den Kongressakten.

Die Beiträge zur dritten Sektion legen den Fokus auf die „Materialität der Quellen“ (16). „Dazu gehören die Fragen nach dem Entstehungskontext, nach ihrem medial bedingten Variantenreichtum und nach zeitgemäßen Formen ihrer Präsentation.“ (16f.) Die Sektion beginnt mit einem Beitrag der Historikerin Maria Elisabeth Brunert, der sich mit der Entstehung der reichsständischen Protokolle auf dem Kongress befasst. Die differenzierte Analyse der Bedingungen und Modalitäten ihrer Anfertigung liefert einen wichtigen Beitrag zur Quellenkunde der Kongressakten. Eng auf diesen Beitrag bezogen ist die historisch-linguistische Untersuchung sprachlicher Variationen in „identischen“ Protokollen, die von der Germanistin Sandra Waldenberger durchgeführt wird. Sie erprobt dabei den Nutzen der Akten des Westfälischen Friedenskongresses für die Erforschung der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache und Orthographie. Daran schließt sich der interessante Beitrag des Romanisten Gerald Bernhard an, der sich mit Ortsnamen in den Tagebucheinträgen des päpstlichen Nuntius Fabio

Chigi auf seiner Reise von Rom nach Köln befasst. Die Schreibvarianten spiegeln die Bemühungen Chigis um die Interpretation und Einordnung fremdsprachlicher Benennungen wider. Anhand einer Analyse ihrer Eigenheiten zieht Bernhard Rückschlüsse auf Formen des individuellen Sprachkontakts des Nuntius und dessen Strategien der sprachlichen Aneignung einer fremden Umgebung. Im letzten Beitrag stellen Maximilian Lanzinner, Tobias Schröter-Karin und Tobias Tenhaef das aktuell laufende Projekt zur Digitalisierung der APW vor. Ein Register und eine Gesamtbibliographie beschließen den Band. Was leider fehlt, für eine leichtere disziplinäre Verortung der Beiträge jedoch nützlich gewesen wäre, ist ein Verzeichnis der Autoren.

Kann nun das interdisziplinäre Unternehmen als gelungen, das Anliegen zum Austausch und zur Zusammenarbeit zwischen den Disziplinen als erfüllt bezeichnet werden? Im Hinblick auf die erste Sektion kann dies bejaht werden: Gerade Sprachbewusstsein und Sprachreflexion sind Gegenstände, die sowohl von Linguisten als auch von Diplomatiehistorikern erforscht werden. Angesichts einer großen Nähe im Hinblick auf Erkenntnisinteresse und Methodik ist ein Austausch ohne Schwierigkeiten möglich. Für die Linguistik, die hierbei bislang vornehmlich literarische Texte sowie literatur- und sprachtheoretische Abhandlungen als Quellen heranzog, bietet der Einbezug diplomatischer Verhandlungen die Möglichkeit zur Erweiterung ihres Gegenstandsbereichs um den bedeutenden fachsprachlichen Bereich der Mächtspolitik, und für die Historiker bietet sich die Chance, das sprachreflexive und praktische Denken und Handeln der diplomatischen Akteure differenzierter kontextualisieren und somit besser verstehen zu können. Die wohl wichtigste Aufgabe, die sich hierbei stellt, besteht nach Ansicht des Rezensenten darin, die aktuell noch bestehende Kluft zwischen Forschungen zu vormodernen literatur- und sprachtheoretischen Diskursen auf der einen und Forschungen zum Sprachwissen und -handeln der Diplomaten auf der anderen Seite zu schließen: Hat das, was die Literaten und Sprachtheoretiker in ihren Abhandlungen formulieren, eine Entsprechung im sprachreflexiven Denken und sprachlichen Handeln der Diplomaten? Waren die Diplomaten über diese Diskussionen informiert? Kannten sie die einschlägigen Traktate? Hatte dies Auswirkungen auf ihr Sprachdenken und -handeln? Oder allgemeiner gefasst: Was sind die Quellen des sprachreflexiven Denkens der Diplomaten?

Ebenfalls gewinnbringend erscheint eine vertiefte interdisziplinäre Zusammenarbeit mit Blick auf die Beiträge zur dritten Sektion. Hinsichtlich der Methodik ist hier besonders der höchst instruktive Beitrag von Gerald Bernhard hervorzuheben. Der von ihm vorgestellte linguistische Ansatz könnte der diplomatiegeschichtlichen Forschung als methodische Erweiterung in unterschiedlichen Feldern dienen, insbesondere bei der Erforschung von Fremderfahrungen und -wahrnehmungen sowie von Verstehen und Missverstehen. Zudem verdient die Frage nach dem Hörverstehen sowie der Interpretation fremdsprachlicher Ausdrücke mit anschließender schriftlicher Fixierung im Hinblick auf die Interpretation entsprechender Quellen, besonders von Protokollen,

vertiefte Reflexion. Hierfür liefert der Band mit den Beiträgen von Maria Elisabeth Brunert und Sandra Waldenberg eine wichtige Grundlage.

Deutliche Unterschiede in den Herangehensweisen und Erkenntnisinteressen von Historikern und Sprachwissenschaftlern treten hingegen in der zweiten Sektion bei der Untersuchung semantischer und grammatischer Aspekte hervor: Bei historischen Analysen politischer Sprachen sowie der Semantik von Schlüsselbegriffen stehen – trotz des Fokus auf sprachliche Zeichen, ihre Erscheinungsformen und Bedeutungsdimensionen – die Akteure und ihr Handeln (wozu auch Sprache in jeglicher Form gehört) im Zentrum des Interesses. Gefragt wird nach den historischen Entstehungs- und Nutzungskontexten der Texte und sprachlichen Phänomene, nach ihren Urhebern, Adressaten und vor allem ihren politischen Funktionen und Wirkungen. Die sprachwissenschaftlichen Beiträge in dieser Sektion hingegen konzentrieren sich auf die Analyse sprach- und textinterner Phänomene, die in einen linguistisch-sprachhistorischen Kontext gestellt werden. Sie legen den Fokus auf Textsorten, grammatische Phänomene und Fragen der Sprachentwicklung im Zuge der Herausbildung der modernen Nationalsprachen. Eine direkte Verbindung zu politik- und diplomatiegeschichtlichen Erkenntnisinteressen wird jedoch nicht hergestellt und erscheint auch dem Rezensenten nicht ohne Weiteres möglich. Zwar wird der Mehrwert linguistischer Methoden für die Geschichtswissenschaft auch in diesen Beiträgen mehrfach betont, doch bleiben überzeugende Konkretisierungen aus. Stattdessen treten die besagten Schwierigkeiten, die der interdisziplinäre Austausch eben auch mit sich bringen kann, deutlich zutage. Dass dieses Problem auch den Teilnehmern des Kolloquiums bzw. den Beiträgern zu diesem Sammelband nicht verborgen blieb, macht folgende Bilanz von Martin Becker deutlich: „[Das linguistische] Instrumentarium kann für die Exegese bzw. Interpretation historischer Schlüsseltexte [...] erhellend nutzbar gemacht werden. Dazu muss die Geschichtswissenschaft aber noch mehr ihre konkreten Fragen, Erwartungen und Erkenntnisinteressen im Hinblick auf einen interdisziplinären Dialog deutlich machen.“ (172) Damit ist eine klare Aufgabe benannt, der sich die Geschichtswissenschaft im künftigen interdisziplinären Austausch anzunehmen hat. Dass eine weitere Vertiefung dieses Austauschs sehr gewinnbringend zu sein verspricht, steht nach Lektüre des Bandes außer Frage.

BENJAMIN DURST

Aleida Assmann: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention. München: C. H. Beck, 2013. 230 S. 16,95€. ISBN 978-3-406-65210-3.

Aleida Assmann: Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne. München: Hanser, 2013. 334 S. 22,90€. ISBN 978-3-446-24342-2.

Dass sich jenseits der Individuen und ihrer somatisch-kognitiven Fähigkeit zu erinnern auch im sozio-politisch, kulturellen Raum der Gesellschaft Strukturen ausbilden, die man – metaphorisch gesprochen – als „Gedächtnis“ bezeichnen könnte, stellt die zentrale Prämisse der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung dar, die seit bald drei Jahrzehnten zu einem zentralen Forschungsparadigma im Zuge des „cultural turn“ avanciert ist. Sie hat den Geisteswissenschaften jenseits abstrakter Theoriemodelle der Postmoderne eine neue Relevanz gegeben, da sie nicht nur ein analytisches Instrumentarium zur Beobachtung gesellschaftlicher Vorgänge zur Verfügung stellte, sondern auch ein Mittel der Bewältigung komplexer Probleme im Umgang mit der Vergangenheit versprach. Denn Vergangenheit, so eine weitere Prämisse, stiftet Identität. Gefiltert durch kulturelle Texte und Medien aller Art – von der mündlichen Erzählung von Zeitzeugen bis hin zu staatlich gestifteten Monumenten oder dem Historienfilm – prägt sie unser Bild von der Vergangenheit und weist implizit in die Zukunft, indem sie verbindliche Selbstbilder und Handlungsmaximen bzw. -verbote an die Hand gibt. Zumal in Deutschland hat die „Erinnerungskultur“, wo sie mit normativen Formeln des „Nie wieder!“ bzw. des „Nie vergessen!“ aufgeladen ist, eine dezidiert politische Stoßrichtung und ist zu einem Grundpfeiler der Bundesrepublik geworden. Nach der Erfahrung zweier Diktaturen und zweier zeithistorischer Umbrüche (1945 und 1989) ging es gerade in Deutschland um die Frage, wie mit divergenten und heterogenen Vergangenheitsbildern umgegangen werden und wie sich auf Grundlage der Vergangenheit eine neue nationalstaatliche Identität bilden sollte. Neben der Wiedervereinigung als positiv konnotierter „Wende“ waren es v. a. der Holocaust und der Genozid an den Juden, die für die junge Bundesrepublik zu einer zentralen Wegscheide wurden – wie ließ sich das Unausprechliche in überzeitliche Formen des Gedenkens gießen und wie konnten die Stimmen der Zeitzeugen auch für die Zeit bewahrt werden, wenn sie lange gestorben sein würden?

Die erinnerungskulturelle Forschung beschäftigte sich intensiv mit diesen Fragen und gab Modelle an die Hand, um das „kollektive Gedächtnis“ der Gesellschaft kritisch zu überprüfen. Es ist kein Zufall, dass sich jenes Paradigma zu einer Zeit ausbildete, als auch auf tagespolitischer Ebene die Erinnerung zu einem ganz und gar gegenwärtigen Thema wurde. Die mittlerweile emeritierte Konstanzer Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann bildete von Anfang an eine der aktuellsten und einflussreichsten Stimmen im wissenschaftlichen Gedächtnisdiskurs und lieferte zahlreiche wichtige Beiträge ab, die die Theorie und Praxis der Erinnerungskul-

tur nachhaltig geprägt haben (so etwa das Standardwerk „Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses“, München 1999). In zwei neueren Publikationen blickt sie sowohl zurück als auch nach vorn, indem sie eine kritische Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Erinnerungskultur versucht und die Frage stellt, wie sich unsere Zeitorientierung im Zuge der Moderne verändert hat.

Die erste zu besprechende Publikation greift im Kern jene Themen auf, die im einleitenden Abschnitt bereits zur Sprache kamen. „Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention“ ist ein wichtiger und höchst facettenreicher Überblick über zentrale Momente der politischen und fachwissenschaftlichen Debatte um das kollektive Erinnern und bietet vielerlei Anknüpfungspunkte für künftige Forschungen und Diskussionen. Der Titel ihres Werkes ist einerseits eine Anspielung auf Sigmund Freud, der in seiner Schrift „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930) die sozialpsychologische Grundverfassung der Gesellschaft gegen die individualpsychologischen Wünsche und Hoffnungen ihrer Mitglieder ausspielte, und andererseits ein Verweis auf einen von der Historikerin Ulrike Jureit und anderen herausgegebenen Sammelband („Das Unbehagen an der Erinnerung. Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust“, Frankfurt a. M. 2012), der die vielfältigen Konjunkturen der kollektiven Erinnerung an den Holocaust einer kritischen Diskussion unterzieht. Assmann gibt damit implizit zwei Grundtendenzen vor, mit denen sie sich in ihrer Darstellung auseinandersetzt: Erstens sei die Erinnerungskultur eine relativ neue Erscheinung, da nach dem Zweiten Weltkrieg die Zeichen in Deutschland zunächst auf Vergessen oder Verdrängen gestellt waren. Erst die sog. „68er Generation“ markierte einen Umbruch, da sie die Schuldfrage an den Verbrechen der Nazizeit öffentlich thematisierte. Durch weitere Entwicklungen wie den Eichmann-Prozess (1961) oder die US Serie „Holocaust“ (1978) sei es zu einer intensiven Beschäftigung mit und Aufarbeitung der Vergangenheit gekommen, die das opferzentrierte Gedenken in den Mittelpunkt rückte und auf Seiten der Täter und ihrer Nachfahren zu einem erhöhten Schuld- wie auch Verantwortungsbewusstsein geführt habe.

Zweitens erscheint die Erinnerungskultur dadurch gerade in Deutschland negativ konnotiert und es werden vermehrt Stimmen laut, die ihre normative Deutungsmacht in Frage stellen, eine Umorientierung auf positivere Inhalte fordern oder ihre Notwendigkeit grundsätzlich anzweifeln. Dass diese Aspekte nicht nur die Auswüchse eines Intellektuellendiskurses sind, lässt sich beispielsweise anhand des sehr erfolgreichen, mehrteiligen ZDF-Fernsehfilms „Unsere Mütter, unsere Väter“ sehen, der die Zweite Weltkriegs-Generation zwar kritisch in den Blick nimmt, die Verantwortung für den Holocaust aber nicht dezidiert auf Seiten der deutschen Protagonisten verankert. Neben der medienzentrierten Perspektive, die die Debatten immer wieder anschaulich an aktuellen Beispielen aufzeigt, ist es v. a. die Erweiterung des nationalen hin auf einen europäischen bzw. transnationalen Blickwinkel, der in Assmanns Werk für neue Impulse sorgt. Die Botschaft ist dabei stets klar: Ein Festhalten an der Erinnerungskultur ist unbedingt notwendig. Da sie aber dynamisch ist und sich im Wandel befindet, gilt

es, sie stets auf ihre normativen Prämissen hin zu überprüfen und sie dialogisch in einem Raum auszuhandeln, der zunehmend heterogener wird und längst mehr und mehr „Gedächtnisse“ in sich vereint. Als „Intervention“ verstanden, will Assmanns Buch folgerichtig „zu einer (...) Übersetzung von Unbehagen in kritische Auseinandersetzung (...) beitragen“ und „damit zugleich auch einen Beitrag zur Selbstaufklärung und Erneuerung des gemeinsamen Projekts der Erinnerungskultur (...) leisten“ (15).

Die Monographie gliedert sich insgesamt in drei Teile. Der Zugang zum Thema ist dabei jeweils im besten Sinne „problemorientiert“, d. h. Assmann identifiziert kritische Stimmen, die sie ausgiebig zu Wort kommen lässt, und gibt ihnen (meist) überzeugende Gegenargumente an die Seite, womit bereits im Aufbau des Werkes ihr eigener „dialogischer“ Zugriff zum Vorschein kommt. Die Opposition zwischen „Geschichte“ und „Gedächtnis“ etwa, wie sie v. a. von Historikern wie dem 2006 verstorbenen Reinhart Koselleck vorgebracht wurden, weist Assmann mit dem Hinweis zurück, dass beide Aspekte als komplementäre Operationen des Vergangenheitsbezugs anzusehen sind, als „symbolische Praktiken“ (22) – so hilft das Gedächtnis Individuen und Kollektiven die aus der Vergangenheit kommenden Inhalte emphatisch aufzuladen und durch eine Auswahl Identität zu stiften, während die Geschichte – als kritische Wissenschaft verstanden – diese Inhalte „kritisch überprüfen“ (24) soll, um etwaigen revisionistischen oder mythifizierenden Tendenzen einen Riegel vorzuschieben. Überhaupt geht es Assmann in ihrem Werk darum, Kategorien und Ansätze zu verbinden und, wo möglich, zu vereinen, die sich auf den ersten Blick ausschließen. Und auch wenn man sich manchmal eine noch stärkere Positionierung gewünscht hätte, so weiß Assmanns erinnerungskulturelle Dialektik im Großen und Ganzen zu überzeugen. „Vergessen, Beschweigen, Erinnern“ (16–106) gibt die wichtigsten Begrifflichkeiten und Diskussionen vor und bietet eine gute Einführung für LeserInnen, die sich zum ersten Mal mit der Debatte beschäftigen – aus fachwissenschaftlicher Sicht findet sich hier allerdings nicht viel Neues. Neben allgemeinen „Problemen mit der Gedächtnisforschung“ geht es um die Konjunkturen des „Familiengedächtnisses“ und die medienzentrierte, oft normativ ausgedeutete „deutsche Erinnerungskultur“.

„Problemfelder der deutschen Erinnerungskultur“ (107–141) wendet sich der für Deutschland spezifischen „Erinnerung an zwei Diktaturen“ zu und untersucht zugleich, wie sie sich im Zuge der Europäisierung und im Kontext einer „Migrationsgesellschaft“ verändert. Angereichert sind die analytischen und theoretischen Ausführungen immer wieder durch Debatten wie den „Historikerstreit“ oder die sog. „NSU Morde“, die die Aktualität und Brisanz des Themas verdeutlichen sollen. Assmann sieht dabei insgesamt zwei Modi der Erinnerung am Werk, wenn es um die DDR auf der einen Seite und den Holocaust auf der anderen Seite geht, die sie seit längerem unter den Begriffen „Vergangenheitsbewältigung“ und „Vergangenheitsbewahrung“ (114–118) eingeführt hat, wobei offen bleibt, ob beide Varianten tatsächlich so klar voneinander geschieden werden können und ob sie nicht zum Teil nahtlos ineinander übergehen, zumal dann, wenn Zeitzeugen fehlen. „Transnationale Perspektiven“ (142–203) greift

das Thema der „Opferkonkurrenzen“ im Rahmen einer gemeinsamen europäischen Erinnerung auf und meint damit v. a. konkurrierende Erinnerungen an Holocaust und Stalinismus. Ihre Wunden und Traumata sind längst nicht überwunden und das Gedächtnis ist gerade in Bezug auf eine Gewaltgeschichte emotional aufgeladen, ohne dass der erinnerte Schrecken dadurch begreiflicher oder darstellbarer geworden wäre und so skizziert Assmann abschließend „Vier Modelle für den Umgang mit traumatischer Vergangenheit“. Da die Erinnerung im vereinten Europa die Grenzen überschreitet und sich durchaus divergierende Formen des Vergangenheitsbezugs finden, spricht sie sich für ein „dialogisches Erinnern“ aus, das Opfer- und Täterperspektive in den Blick nimmt und beide gleichsam integriert.

Obleich diese transnationale Perspektivierung ein willkommener Ansatz ist, der klar in die Zukunft gerichtet ist, bleibt offen, wie sich die Erinnerungskultur tatsächlich von nationalen Bezugsrahmen lösen lässt – schließlich stellt die „Nation“ seit langem einen wesentlichen Bezugspunkt des Gedächtnisses dar. Besonders die neuen Medien des „digital age“ könnten dabei eine zentrale Rolle spielen – diese Perspektive fehlt in Assmanns Buch allerdings völlig. Und obwohl das Werk den Erinnerungsdiskurs in einer beeindruckenden Breite abbildet, wirkt manches doch rudimentär und auch Wiederholungen bleiben nicht aus. Man hätte sich stärkere Schwerpunktsetzungen gewünscht, ebenso eine ausführlichere Analyse von Beispielen wie „Unsere Mütter, unsere Väter“, die stattdessen immer nur kurz, an unterschiedlichen Punkten angesprochen werden. Freilich bleibt auch unklar – und das ist ein Problem der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung allgemein –, ob die analysierten Diskurse und Medien Rückschlüsse darüber zulassen, wie es um die „Erinnerungskultur“ tatsächlich bestellt ist. Spielt die Erinnerung an den Holocaust oder den Kommunismus jenseits der politischen Ebene wirklich jene Rolle, die ihr beigemessen wird? Und gilt es nicht, die politischen Prozesse, die Vergangenheit auf einer symbolischen und offiziellen Ebene verankern, einer kritischen Überprüfung zu unterziehen? Mehr Empirie und ein stärkeres „kritisches Geschichtsbewusstsein“ (Volkhard Knigge) wären hier durchaus angebracht. Das schmälert allerdings nicht den guten Gesamteindruck, den Assmanns „Intervention“ hinterlässt – sie kommt zur rechten Zeit.

Auch in ihrer (ebenfalls 2013) erschienenen Monographie „Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne“ geht es Assmann um die Erinnerungskultur und wie sie unseren Zugang zu Vergangenheits- und Zukunftsentwürfen verändert. Allerdings steht dabei nicht alleine ein kollektives Gedächtnis im Zentrum, sondern vielmehr, wie es gleich eingangs heißt, „das Auseinanderbrechen und neu Zusammensetzen des temporalen Zeitgefüges von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (7). „Zukunft“ ist dabei ein Schlüsselwort, das, wie die Autorin bemerkt, an „Glanz verloren“ habe (7). Waren die 1960er und 1970er Jahre noch in einem Fortschrittlichkeitsdenken und -optimismus gefangen, so hat sich spätestens seit 1989 das Blatt gewendet: Nach dem Zusammenbruch der bipolaren Machtblöcke und der politischen Groß Erzählungen sowie einer neuen Sensibilität für die dunklen Seiten der

Technologisierung (man denke an Tschernobyl 1986 oder den Bericht „Die Grenzen des Wachstums“ des Club of Rome im Jahre 1972 – beide Wegmarken fehlen in Assmanns Werk) verlor die Zukunft ihren Glanz. An seine Stelle ist Unsicherheit getreten, die Zukunft ist mehr Hypothek denn Utopie. Hinzu trat aber, so Assmann, noch ein Zweites, nämlich „eine in dieser Form ungekannte Wiederkehr der Vergangenheit“ (13), sodass sich „gar von einer ‚Kontinentalverschiebung‘ in unserer Zeitordnung sprechen“ lässt: „Während die Zukunft an Strahlkraft verloren hat, macht sich die Vergangenheit immer stärker in unserem Bewusstsein breit“ (13). Die Autorin begibt sich auf die Suche nach den Gründen für diese „Orientierungs-Wende“ (15) und bietet dabei einen gewohnt breiten, oft etwas assoziativ anmutenden Überblick über die Theorien der Moderne und der Modernisierung und eine kulturwissenschaftliche Analyse der Wegmarken ‚unserer‘ Zeitordnung, die sie anhand unterschiedlicher Quellen und (literarischen) Texten nachvollzieht. Als analytischen Oberbegriff wählt sie dabei den des ‚kulturellen Zeitregimes‘ (19), in den Vorstellungen, normative Ausdeutungen und Handlungsmaximen eingelassen sind. Wie wir uns in der Zeit bewegen und uns zu ihr verhalten ist demnach kulturell konditioniert, ohne dass wir uns als Individuen darüber bewusst wären – und so werden zeitliche Zäsuren oder Epochengrenzen auch erst im Nachhinein als solche ‚erfahrbar‘. Allerdings belässt es Assmann nicht bei der Diagnose einer gewandelten Zeitorientierung und einer kulturpessimistischen Sichtweise, sondern sie versucht der Neuausrichtung auch eine positive Seite abzugewinnen: Indem wir die Vergangenheit neu entdecken, können wir sie selbst als eine Art revitalisierende Kraft in die Kultur zurück einfließen lassen, sodass sie uns die Möglichkeit der Selbstreflexion bietet, Identität in der Gegenwart gestaltet und neue Perspektiven für die Zukunft ermöglicht.

Um zu zeigen, wie und an welchen Punkten die Zukunft an Orientierungspotential eingebüßt hat und wie durch die Umkehr auf die Vergangenheit das Modernitätsparadigma erlischt, stellt Assmann in den ersten Teilen ihres Buches den Triumph und den Niedergang des modernen Zeitregimes dar. Obgleich dabei vieles nicht neu ist und sich u. a. auf Reinhart Kosellecks klassische Untersuchungen zu historischen Zeitverhältnissen bezieht, so gelingen Assmann doch eigene Akzentuierungen. Indem sie, etwa durch die Analyse literarischer Texte, zeigt, wie der Zukunftsbegriff emphatisch aufgeladen war, gelingt es ihr, den Zeitbegriff zu historisieren und den Erwartungen und Emotionen nachzuspüren, die jeweils mit ‚Wandel, Erneuerung, Fortschritt‘ (23) verbunden waren. Dies stellt, in Assmanns Augen, etwas genuin ‚modernes‘ dar – erst durch das Abhandenkommen dieses Optimismus und der Trennlinien zwischen den Zeitstufen in der ‚Spätmoderne‘ geriet die ‚Zeit aus den Fugen‘, da sie auf einmal in eins fielen. Überspitzt könnte man formulieren: Die Vergangenheit holte die Gegenwart ein und so kam es zu einer Konjunktur der Erinnerung ab den 1980er Jahren. Diese Thesen werden nach und nach entwickelt. Während zunächst ‚Zeit und Moderne‘ (23–46) in ihrem Wechselverhältnis untersucht werden, geht es anschließend um die ‚Arbeit am modernen Mythos der Geschichte‘ (47–130). Angelehnt an zeitphilosophi-

sche und geschichtswissenschaftliche Arbeiten wird die Etablierung des linearen Zeitverständnisses nachempfunden, das mit dem modernen Fortschrittsdenken und einem veränderten Erwartungshorizont zusammenhing. Dass die Moderne dabei durchaus unterschiedliche Methoden entwickelt hat, um mit dieser neuen Orientierungsachse umzugehen bzw. sie zu erschaffen, zeigen die „Fünf Aspekte des modernen Zeitregimes“ (131–208). Unter den Stichworten „Das Brechen der Zeit“, „Die Fiktion des Anfangs“, „Kreative Zerstörung“, „Zerstören und Bewahren“ und „Beschleunigung“ benennt Assmann fünf Modi moderner ‚Zeitkultur‘. Sie beschreibt damit kulturelle Operationen, die zunächst die Ablösung der unterschiedlichen Zeitstufen voneinander bewirken, den Anfangspunkt der modernen Aufbruchsstimmung bestimmen und die Moderne insgesamt dynamisieren. Die Autorin zeigt damit zugleich vielfältige Anknüpfungspunkte an, die noch einer vertiefenden Untersuchung zugeführt werden könnten – auch komparatistische Arbeiten wären hier durchaus denkbar. Interessant wäre etwa, wie sich das Modernisierungsparadigma in kolonialisierten Ländern auswirkte und ob De-Kolonisation und Post-Kolonialismus selbst Brüche im kulturellen Zeitregime markieren.

Um die Krise des modernen Zeitregimes geht es dann folglich im weiteren Teil von Assmanns Monographie. „Zeitkonzepte der Spätmoderne“ (209–244) stellt zwei unterschiedliche Zugänge vor, um sie zu überwinden: Die sog. „Kompensationstheorie“, die u. a. eine neue Verklammerung von Herkunft und Zukunft suchte, um Langsamkeit zu generieren und zu verhindern, dass sich die Moderne selbst enteilt, und die „Gedächtnistheorie“, die die Vergangenheit als eine Kraft stark machte, die durch die jeweilige Gegenwart immer neu hervorgebracht und gleichsam konstruiert wird. Sie setzte an die Stelle ‚einer‘ Vergangenheit, die es durch Geschichtswissenschaftler zu studieren gilt, gleich mehrere Vergangenheiten, die nebeneinander existieren – und zwar ganz gegenwärtig. Erinnern ist immer ein präsentischer Akt. Er fordert heraus, etwa indem vergangene Traumata in der Kultur reflektiert werden oder in sie hinein brechen, indem es unterschiedliche Sichtweisen und Zugänge zur Vergangenheit gibt, die sich teils widersprechen, und indem Erinnerung identitätsstiftend und normativ wirkt und Lebensentwürfe mitbestimmt. Die „Memorialkultur“ als eine krisenhafte Erscheinung der Spätmoderne gerät in Auseinandersetzung mit Denkern wie Hans Ulrich Gumbrecht, François Hartog und John Tropey in den Blick („Ist die Zeit aus den Fugen?“, 245–280) und wird am Ende doch positiv gewendet. „Vorbei ist nicht vorüber – Reparaturen am Zeitregime der Moderne“ (281–312) untersucht unter den Stichworten „Kultur“, „Identität“ und „Gedächtnis“ – den Hauptthemen im Assmann’schen Oeuvre –, wie die Erinnerungskultur als eine Art heilende Kraft innerhalb des kulturellen Zeitregimes wirksam wird. Diese „Schlüsselbegriffe“ hätten unser „Weltverständnis und unsere Geschichtsorientierung“ (288) grundlegend verändert. Kultur bildet dabei den Rahmen, in dem sich Zeit überhaupt fassen und denken lässt, wobei das Gedächtnis Inhalte bereitstellt, aus denen im Dienste der „Selbst-Reproduktion“ (290) oder Erneuerung geschöpft werden kann, und Identität dadurch erzeugt wird, dass sich Gruppen an

Ereignisse binden, die zwar als geschichtlich, also vergangen begriffen werden, aber doch emphatisch und emotional aufgeladen sind. So ist Vergangenheit längst nicht mehr ein Ort der Abwehr oder „Konversion“ (294), sondern der Aneignung und Auseinandersetzung, der der linearen, naturwissenschaftlichen Zeitvorstellung enthoben ist. Diese These hat einiges für sich und wirft auch ein neues Licht auf den zeithistorischen Ort der Erinnerungskultur selbst, allerdings ist fraglich, ob sich die Erinnerungskultur tatsächlich als Heilsformel eignet. Werden im Zuge der Erinnerungskultur nicht auch Brüche zur Vergangenheit geschaffen (die ursprüngliche Definition des Nora'schen „Erinnerungsortes“ baut auf dieser Vorstellung auf), Narrative des Aufbruchs, ja sogar Heilsversprechen artikuliert? Ein kritischeres Beleuchten des eigenen Projektes bzw. der eigenen Theoreme wäre hier durchaus angebracht gewesen. Außerdem scheint sich im „digital age“ von Google und Konsorten ein neues Fortschrittsdenken anzukündigen, das eng mit technologischer Innovation zusammenhängt. Die mittlerweile allgegenwärtige Rede vom „Menschenzeitalter“ (dem „Anthropozän“, vgl. etwa Christian Schwägerl, *Menschenzeit. Zerstören oder gestalten? Wie wir heute die Welt von Morgen erschaffen*, München 2010) scheint eine weitere ‚Orientierungs-Wende‘ anzukündigen. Das ist freilich nicht Assmanns Gegenstand und aus kulturwissenschaftlicher Sicht ist ihre Studie höchst anregend und zeitgemäß.

CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE

RÜCKBLICK

Colloquium Augustanum

VORTRAGSREIHE DES INSTITUTS

Wintersemester 2014/15

6. OKTOBER 2014

PROF. DR. VOLKER DEPKAT
(REGENSBURG)

Das Alte Reich und die Geburt des amerikanischen Föderalismus

In seinem Vortrag „Das Alte Reich und die Geburt des amerikanischen Föderalismus“ diskutierte Professor Volker Depkat, Historiker und Amerikanist an der Universität Regensburg, die Rolle, die das Alte Reich als föderalistisch verfasstes Gemeinwesen für die Entstehung des amerikanischen Föderalismus während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gespielt hat. Dieses Thema ist in zweierlei Hinsicht brisant, und zwar einerseits weil die „Geburt“ des modernen Föderalismus vielfach als „Erfindung“ der US-Amerikaner dargestellt wird, die im Zuge ihrer Revolution die erste moderne

Demokratie etablierten. Andererseits gibt es in Deutschland eine breite und hoch kontroverse Diskussion über den staatlichen Charakter des Alten Reiches. Während die Historiker der Gegenwart sich teils erbittert darüber streiten, ob das Alte Reich überhaupt ein Staat gewesen und, wenn ja, wie seine Staatlichkeit zu beschreiben sei, stand es für die amerikanischen Revolutionäre in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts völlig außer Frage, dass „the Germanic Empire“ neben den Niederlanden und der Schweiz eines der drei großen zeitgenössischen föderalen Gemeinwesen sei, mit dem man sich bei der Gestaltung der eigenen, auf die revolutionären Grundsätze des „life, liberty, and the pursuit of happiness“ zu gründenden Republik auseinanderzusetzen habe. Volker Depkat diskutierte in seinem Vortrag die vielfältigen Rollen, die das Alte Reich bei der „Erfindung“ der amerikanischen Demokratie spielte, die immerhin am Anfang der politischen Moderne steht.



20. OKTOBER 2014

DR. ULRICH HOHOFF
(AUGSBURG)

Die erfundenen Bücherkataloge der Frühen Neuzeit. Ein ungewöhnliches Medium der Zeitkritik in Deutschland

In der wissenschaftlichen Arbeit ist die Nutzung virtueller Bibliotheken aus dem Internet heute Alltag. Die virtuellen Bibliotheken haben aber eine lange Vorgeschichte, die erst in Teilen erforscht ist.

Der Vortrag zeigte dies am Beispiel der erfundenen Bücherkataloge, die in der Frühen Neuzeit als angebliche Kataloge von Bibliotheken, des Buchhandels und des Antiquariats erschienen. Über Jahrhunderte waren sie kritische Begleiter der Entwicklung des Buches und des Buchmarktes in Deutschland und Europa. Leider hat keine Bibliothek sie gesammelt. Heute sind nur noch einzelne Exemplare greifbar.

Wozu denkt ein Autor sich einen Bücherkatalog aus, dessen Buchtitel von A bis Z erfunden sind? Der Vortrag bot ein breites Spektrum von Antworten auf diese Frage.

Die Geschichte dieses Mediums beginnt in Deutschland mit dem „Catalogus Catalogorum“ (1590) des sprachlich sehr kreativen Schriftstellers Johann Fischart. Die Buchtitel in diesem

Katalog sind teils in deutscher, teils in lateinischer Sprache. Die Grundidee stammt aus dem Roman „Pantagruel“ von François Rabelais. Fischart nimmt wissenschaftliche Autoren aus Tradition und Gegenwart aufs Korn, aber auch die deutschsprachige Volksliteratur.

Erfundene Bücherkataloge sind Kinder ihrer Zeit; sie haben ihre Leser aber auch beeinflusst. Ihre Autoren setzten ihren Scharfsinn und ihren Witz im 17. und 18. Jahrhundert für unterschiedliche Aufgaben ein. Eine dieser Aufgaben war die Forschung, wie sich am Beispiel des Augsburger Arztes Georg Hieronymus Welsch und an der angeblichen Bibliothek des Urvaters Adam („Bibliotheca Adami“) zeigen lässt. Den Einsatz für politische Ziele veranschaulichen ein Zensurfall im Dreißigjährigen Krieg und ein Katalog von 1689, der lange als Werk des Philosophen Leibniz galt. Ab 1750 setzte auch die Aufklärungsbewegung erfundene Bücherkataloge für ihre Zwecke ein. Daneben gab es immer Titel, welche die Modeerscheinungen am wissenschaftlichen Buchmarkt hinterfragten.



3. NOVEMBER 2014

PROF. DR. FRITZ PETER KNAPP
(HEIDELBERG/WIEN)

„Von der wälsche in diutsche zungen.“ Kleine Blütenlese aus dem sechsbändigen Handbuch zur ‚theodiskens‘ Dichtung à la française

Der Vortrag präsentierte Befunde und Bewertungen aus dem neuen, in sieben Bänden erschienenen Handbuch ‚Germania litteraria mediaevalis francigena. Handbuch der deutschen und niederländischen mittelalterlichen literarischen Sprache, Formen, Motive, Stoffe und Werke französischer Herkunft (1100–1300)‘, herausgegeben von G. Claassens, F. P. Knapp und R. Pérennec.

Er griff dabei drei Themenkreise allgemeiner Art heraus:

1. Das Verhältnis von Sprachraum und Kulturraum.
2. Das Verhältnis von Mehrsprachigkeit und Literaturtransfer.
3. Die Rolle der Mündlichkeit beim Literaturtransfer.

Gleichsam als Anhang folgten dann noch Bemerkungen zur lateinischen Gelehrsamkeit aus Frankreich.



1. DEZEMBER 2014

PROF. DR. BERND GREINER
(HAMBURG)

„You ain't seen nothing yet!“ Perspektiven der Forschungen zum Kalten Krieg

Ob Krim, Ukraine oder russische Kampfflugzeuge im internationalen Luftraum zwischen dem Baltikum und Portugal: Verlässlich taucht die Frage nach einer Wiederkehr des Vergangenen auf. Das Verlangen nach einer eindeutigen Antwort geht indes am Problem vorbei. Wie alle historischen Epochen tritt auch der Kalte Krieg in schillernder Gestalt auf. Er ist in vielerlei Form noch immer präsent und zugleich unwiderruflich vorbei. Der Vortrag setzte Vergangenheit und Gegenwart in Bezug und fragte insbesondere, wie eine ihrer Zeit bewusste Geschichtswissenschaft das Verständnis für eine untergegangene Epoche schärfen kann. Auf diese Weise wurde klar, warum die Forschung zum Kalten Krieg auf vielen Feldern erst am Anfang steht.



15. DEZEMBER 2014

PROF. DR. RENE PFEILSCHIFTER
(WÜRZBURG)

Kosmas der Indienfahrer. Christliche Welterklärung in der Spätantike

Kosmas Indikopleustes stellte sich die Welt als zweistöckiges Gebäude vor: Darin befand sich eine viereckige Erde, die Sonne ging hinter einem großen Berg unter, und im oberen Stockwerk wohnte Jesus Christus. Auf uns wirkt das skurril, und tatsächlich ist Kosmas, ein ägyptischer Mönch des sechsten Jh. n. Chr., in der Neuzeit meist belächelt worden – falls er überhaupt Beachtung fand. Pfeilschifter erklärte anhand zahlreicher Bilder aus den Handschriften, wie Kosmas zu seiner Weltdeutung kam, inwiefern diese seine Zeit charakterisiert und warum sie doch nicht so abstrus ist, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Der Vortrag richtete sich an Hörer, die

- sich für das Werden Europas interessieren (insb. für die Umwege dabei);
- kurz vor Heiligabend Lust auch auf andere Bibeltexte verspürten als die Weihnachtsgeschichte;
- Tiere mögen;
- sich fragten, was all das mit Indien zu tun hat.

Sommersemester 2015

Das Wetter.

Wahrnehmungen und Wirkungen im historisch-kulturellen Wandel

4. MAI 2015

PROF. DR. CHRISTIAN PFISTER
(BERN)

Der Schwarze Schwan von 1540. Wie Europa die Megadürre von 1540 erlebte und welche Bedeutung sie für die Gegenwart hat

Ein Schwarzer Schwan ist ein völlig unerwartetes Ausnahmeereignis mit katastrophalen Folgen. Mehr als 300 Chroniken belegen, dass Europa im Jahre 1540 von einer elf Monate langen Hitze- und Dürreperiode heimgesucht wurde, die den heißen Sommer von 2003 in den Schatten stellte. In einem Gebiet vom Atlantik bis Polen und von Mittelitalien bis Norddeutschland fiel kaum Niederschlag. Selbst große Ströme wie Elbe und Rhein waren so klein, dass man sie zu Fuß durchwatete. Und dann kam das Feuer. Der trockene Boden entzündete sich, Wald- und Buschbrände loderten übers Land, große Teile des Kontinents waren in stinkenden Rauch gehüllt. Der Vortrag legte dar, wie die Megadürre

rekonstruiert wurde, warum sie bisher nicht zur Kenntnis genommen wurde, welche Folgen sie für die Menschen nach sich zog und wie diese im damaligen kulturellen und politischen Kontext darauf reagierten (konfessionelle Spannungen, Verfolgung von Fahrenden als „Mordbrenner“). Abschließend wurde gezeigt, was eine jederzeit mögliche Wiederholung des Desasters für die Energieversorgung (Kühlung von Kraftwerken), die Landwirtschaft und die Gesundheit bedeuten könnte.



1. JUNI 2015

PROF. DR. STEFAN EMEIS
(GARMISCH)

Klimawandel – brauchen wir eine neue Aufklärung? Überlegungen zur Wahrnehmung des Klimawandels

Der Vortrag begann mit einer ausführlichen Übersicht der historischen Entwicklung des Klimaverständnisses und der Klimaforschung seit der Antike. Dabei wurde diese ab der industriellen Revolution mit den steigenden Kohlendioxidkonzentrationen in der Erdatmosphäre kontrastiert. Es ist rückblickend schon erstaunlich, wie weit diese Konzentrationen über das vorindustrielle

Niveau ansteigen mussten, bis der Klimawandel als Tatsache akzeptiert wurde. In den letzten beiden Jahrzehnten ist die Klimaforschung dann Teil einer umfassenderen Erdsystemforschung geworden. Dieser Übergang und die kurze Darstellung einiger Methoden der heutigen Erdsystemforschung bildeten den Mittelteil des Vortrags. Im Schlussteil wurde dann die gegenwärtige Rolle der Erdsystemforschung in unserer Gesellschaft angesprochen. Es wurde die Frage diskutiert, ob die Erdsystemwissenschaft eine regelsetzende (oder sogar moralische) Wissenschaft ist. Zum Ende wurde eine neue Aufklärung gefordert, da heutzutage zwar der Klimawandel als Tatsache akzeptiert sei, aber es noch nicht wirklich gelungen sei, durchgreifende Maßnahmen gegen das ungehinderte Fortschreiten dieses Wandels auf den Weg zu bringen.



15. JUNI 2015

PD DR. CORNELIA LÜDECKE
(HAMBURG/MÜNCHEN)

Aussichten: heiter bis wolkig.
Eine Wissenschaftsgeschichte der
Wolken seit 1800

Die erste Anleitung zur systematischen Beobachtung von Wolken stammte

aus dem Jahr 1780, als die Societas Meteorologica Palatina ein schon heutigen Ansprüchen genügendes modernes meteorologisches Messnetz mit Sitz in Mannheim einrichtete. Mit der Erfindung der Montgolfiere im Jahr 1783 begann durch die Einführung der wissenschaftlichen Ballonfahrt die Untersuchung der Wolken in situ. Der Franzose Joseph Gay-Lussac stellte 1804 nicht nur einen Höhenrekord von 7 000 m auf, sondern notierte bei seinen Flug auch Temperatur- und Luftdruckmessungen. Zur selben Zeit entwickelte der Brite Luke Howard sein lateinisches System zur Beschreibung der Wolken mit cumulus, stratus und cirrus, das bis heute Gültigkeit hat. Ein weiterer Pionier war der Brite James Glaisher, der in den 1860er Jahren systematisch Ballonaufstiege durchführte und dabei auch mehrmals Wolken untersuchte.

Nach Einrichtung der international koordinierten Wetterdienste Ende des 19. Jahrhunderts wurden Wolkenbeobachtungen zum festen Bestandteil der Wettervorhersage. Zunächst dienten Wolkenatlanten mit gezeichneten und teilweise emotional aufgeladenen Wolkenbildern als Beobachtungsvorlage, die später durch nüchterne Schwarzweißfotografien ersetzt wurden. Unklar war jedoch, ob die aus Europa bekannten Wolkenformationen auch in anderen Regionen der Erde wie in den

Tropen vorkamen. Aus diesem Anlass wurde von Mai 1896 bis Mai 1897 ein Internationales Wolkenjahr veranstaltet und an 18 ausgesuchten Wetterstationen Wolken mit automatischen Wolkenkameras fotografiert.



29. JUNI 2015

DR. URS BÜTTNER
(HANNOVER)

„Philosophie [...] ist das freiwillige Leben in Eis und Hochgebirge“.
Nietzsches Wetterkunde

In den 1870/80er Jahren gelingt es nach längeren Bemühungen im Deutschen Reich, in der K.-u.-k. Monarchie und der Schweizer Republik ein flächen-deckendes Messnetz für die Erhebung von Wetterdaten einzurichten. Diese Infrastruktur erlaubt es zum ersten Mal in der Geschichte im großen Stil Wetterdaten zu erheben. Die Möglichkeiten der Wetterstatistik führen dazu, dass in den Tageszeitungen Wettervorhersagen verbreitet werden können. Alles in allem eine Situation in der der wissenschaftliche und technische Fortschritt auf dem Gebiet der Meteorologie unübersehbar zu sein scheint.

Friedrich Nietzsche ist da anderer Meinung. In einer Kritik positi-

vistischer Wissenschaft versucht er nachzuweisen, dass der Fortschritt nur ein vermeintlicher ist und die wissenschaftliche Weltaneignung ihrem Wesen nach lebensfeindlich ist. Der aufgrund seiner Krankheit stark wetterfühlige Philosoph entwirft daher in seinen Schriften das Gegenprojekt einer ‚philosophischen Meteorologie‘, die dem Leben dient. Sie zielt darauf ab, das Wetter nicht als schlichte Gegebenheit anzunehmen, sondern sich bewusst Reizklimaten auszusetzen, um die eigenen Vitalkräfte zu steigern.



13. JULI 2015

PD DR. JOHANNES STÜCKELBERGER
(BERN)

Landschaft als Luftschafft – Wolkenbilder in der Kunst

Dem englischen Meteorologen Luke Howard gelang um 1800 die Formulierung von Gesetzmäßigkeiten in der Wolkenbildung, was dazu führte, dass er den Wolken die bis heute gebräuchlichen Namen gab. Zur gleichen Zeit ist eine verstärkte Beschäftigung der Künstler mit dem bewölkten Himmel festzustellen, was einen Freund des Malers Caspar David Friedrich veranlasste, in Bezug auf dessen Bilder

statt von Landschaften von Luftschafften zu sprechen. Der Vortrag ging der Frage nach, wie sich moderne Künstler von der Romantik bis heute mit dem bewölkten Himmel auseinandersetzen und warum sie dies tun. Die These lautete: Moderne Wolkenbilder sind mehr als Darstellungen meteorologischer Phänomene. Sie bieten Interpretationen komplexer Wirklichkeit. Moderne Künstler nehmen den Himmel wahr und deuten ihn als große, alles umfassende Einheit, als Spiegel menschlicher Verfassung und Imagination, als Ereignis und Überwältigungserlebnis, als Chaos und Zufall. Wolken interessieren die modernen Künstler als Metaphern einer diesseitigen Unendlichkeit.

Wintersemester 2015/16**Ludwig XIV. und Europa**

16. NOVEMBER 2015

**DR. LEONHARD HOROWSKI
(BERLIN)****Warum man in Marly vom Regen nicht nass wird. Das seltsam logische Hofleben von Versailles (1682–1789)**

Wenn vom Schloss Versailles die Rede ist, geht es fast immer entweder nur um Kunstgeschichte oder nur um Könige. Tatsächlich war es jedoch zugleich Wohnort und Arbeitsplatz auch für Tausende von Hofbedienten, die zusammen einen kompletten sozialen Mikrokosmos bildeten. Vom untersten Bratspießdreher bis zum Grand-seigneur folgten sie Spielregeln, die sich einerseits vollkommen logisch aus den Ausgangsbedingungen dieses großen sozialen Experiments ergaben, andererseits aber schon den Zeitgenossen mit Recht seltsam vorkamen. Die Höflinge bezeichneten den Hof nicht ohne Grund als „dieses Land hier“: Sie lebten gut davon, dass nur sie diese Regeln verstanden. Es war ihnen selbstverständlich, dass das Spielzeug der Königskinder Besitz ihrer Gouver-

nante blieb, die Schweizergarde eines elfjährigen Königs einen dreijährigen Kommandanten haben konnte oder Etiketteanweisungen beispielsweise „die Königin küßt nur die Hocker“ lauteten. Vor allem aber wussten sie, dass sie auch ganz ohne Fachkompetenz, Ideologie oder Vornamen die Mächtigsten des Königreichs werden konnten, wenn sie nur Beziehungen und psychologisches Geschick mitbrachten. Wie all das zustande kam, warum es funktionierte und woran es zugrundeging, war Thema dieses Vortrags. Er lud die Zuhörer ein zu einem Spaziergang durch die soziale und architektonische Geographie einer Welt, der wir nicht nur Menuett und Mayonnaise, sondern auch den psychologischen Roman verdanken.



30. NOVEMBER 2015

**PROF. DR. DIETRICH ERBEN
(MÜNCHEN)****Antike und Affront. Antikenrezeption und Gewaltkultur in der französischen Hofkunst unter Ludwig XIV.**

Ausgehend von der bereits von den Zeitgenossen geteilten Einschätzung der eigenen Zeit als „martialisches

Saeculum“ und von der in der historischen Forschung konstatierten „bellizistischen“ Disposition frühneuzeitlicher Staatsgewalt, stellte der Vortrag am Beispiel der Hofkunst unter Ludwig XIV. von Frankreich die Frage nach dem militanten Gehalt höfischer Repräsentationskunst. Er stellte die These zur Diskussion, dass durch die Aneignung von aus der Antike stammenden mythologischen Stoffen und architektonischen Modellen ein ausgesprochen konfrontativer zeitgenössischer Politikstil ideologisch beglaubigt wurde. Zugleich kompensiert die frühneuzeitliche Antikenrezeption fundamentale Strukturschwächen der Entwicklungsdynamik des frühmodernen Staates. Damit stellen antike Modelle eine ideologische Legitimationsbasis für ein in der Frühen Neuzeit nicht nur akzidentiell, sondern strukturell auf Konfrontation angelegtes politisches Handeln dar. Aus dieser Sicht erhält jene Friedlosigkeit und Bellizität, die für die gesamte Epoche als bestimmend anzusehen ist, aus der rezeptiven Aneignung und Verwendung antiker Modelle eine wesentliche Begründung.



14. DEZEMBER 2015

PROF. DR. MARTIN WREDE
(GRENOBLE)

Die Marke Ludwig. Von Größe, Grenzen und Mythen des Sonnenkönigs

Ludwig XIV. war ein Modellherrscher, der die Auffassung, welche Zeitgenossen wie Nachlebende vom Königsamt hatten, dauerhaft prägte – und zwar nicht allein in Frankreich. Doch es ist schwierig, seinen eigentlichen konkreten Beitrag zu all dem zu bestimmen, was sich in seinem Namen vollzog. Denn weder war er selbst Feldherr noch Gesetzgeber. Und auch seine „absolute“ Macht blieb letztlich relativ.

Tatsächlich konzentrierte sich Ludwig im wesentlichen darauf, die politischen Grundsatzentscheidungen zu treffen, das Führungspersonal, das mit der Umsetzung betraut wurde, auszuwählen und im Laufe des Geschehens zu „inspirieren“ bzw. zu kontrollieren. Der Vortrag betrachtete die Taten seiner Regierungszeit und seine eigene Regierungstätigkeit betrachten, denn es handelt sich dabei um unterschiedliche Dinge. Und er erklärte Maße wie Maßstäbe, die an Ludwig angelegt wurden oder die er selbst setzte.

Dabei ging es gerade auch um seine „Inszenierung“ bzw. um seine Platzierung auf dem Markt der frühneuzeitlichen Öffentlichkeit. Denn der Mo-

dellherrscher wurde dort zur „Marke“. Nicht zuletzt für seine Gegner ...



18. JANUAR 2015

PROF. DR. CHRISTOPH KAMPMANN
(MARBURG)

Kaiser Leopold I. (1658–1705) –
der mächtigste Kaiser des Reichs?
Das neue Bild des großen Rivalen
Ludwigs XIV.

Kaiser Leopold I., der das Heilige Römische Reich deutscher Nation von 1658 bis 1705 regierte, darf als wichtigster Gegenspieler König Ludwigs XIV. gelten. In den letzten Jahren hat sich sein Bild in der Geschichtsschreibung vollständig gewandelt. Lange Zeit wurde Leopold als entscheidungsschwacher, unkriegerischer, machtvorgessener und weltabgewandt-bigotter Herrscher dargestellt. Die neuere Forschung ist sich inzwischen einig, dass er ein in Krieg und Frieden geschickt und außerordentlich erfolgreich agierender Monarch gewesen ist. Neueste Darstellungen gehen sogar davon aus, dass Leopold dem römisch-deutschen Kaisertum eine Machtstellung verschafft habe, die so keiner seiner Vorgänger und Nachfolger besessen habe. Jeden-

falls hatte er am Ende seiner langen Regierungszeit – mit Beharrlichkeit, zuweilen aber auch mit großer Härte – sein Herrschaftsgebiet, vor allem durch seine erfolgreichen Kriege gegen das Osmanische Reich, deutlich erweitert, war im Reich wie in Europa respektiert und hatte die Grundlagen österreichischer Großmachtbildung in Mitteleuropa gelegt.

Der Vortrag zeichnete den Weg dieses Herrschers nach, von den schwierigen Anfängen seiner Herrschaft hin zum ebenbürtigen, gefürchteten Rivalen Ludwigs XIV. Besondere Aufmerksamkeit fanden Herrschaftsziele und Politik des Habsburgers in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit, die bis heute erstaunlich stiefmütterlich behandelt wird. Dabei wurde die charakteristische Ambivalenz seiner Herrschaft deutlich. Die politischen Ziele Leopolds, gerade in Hinblick auf das konsequente Streben nach Stärkung seines Kaiseramts, seiner Dynastie und seiner Konfession, waren traditionell. Die Methoden, mit denen er dabei vorgeht, waren dagegen – gerade in seinen späteren Herrschaftsjahren – unkonventionell und innovativ. Das zeigt etwa die Wahl seiner Machtmittel, die häufig ohne Rücksicht auf Recht und Tradition eingesetzt wurden; das zeigt auch Leopolds politische Rhetorik und Propaganda, die wirkungsvoll an den

Patriotismus und das Sicherheitsstreben im Reich appellierte.



25. JANUAR 2015

PROF. DR. ANDREA GREWE
(OSNABRÜCK)

„Vergnügungen mit sehr vielen Unannehmlichkeiten“ – Sophie von Hannover am Hof Ludwigs XIV.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird der französische Hof zu einem der beliebtesten Reiseziele europäischer Reisender. Kaum einer kann sich der Faszination entziehen, die von Versailles ausgeht. Zu den deutschen Adligen, die sich ein eigenes Bild vom Glanz des französischen Hofes machen wollen, gehört auch Sophie von Hannover (1630–1714), die Ehefrau des späteren Kurfürsten und Herzogs Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, die 1679 zusammen mit ihrer Tochter nach Paris reist. In ihren 1680 verfassten Memoiren widmet sie ein eigenes Kapitel der Beschreibung dieser Reise, auf der sie nicht nur ihre Nichte Liselotte von der Pfalz besucht, die Schwägerin des Königs, sondern auch die Gelegenheit erhält, an einem gesellschaftlichen Ereignis ersten Ranges,

der Hochzeit der Nichte Ludwigs XIV. mit dem spanischen König, teilzunehmen. Im Mittelpunkt des Vortrags stand das farbige Bild, das Sophie mit spitzer Feder vom Sonnenkönig und seinem Hof zeichnet.

Stadtkolloquium
des IEK im
Sommersemester 2015



27. MAI 2015

PROF. DR. MARK HÄBERLEIN
(BAMBERG)

„Allerhand seltsame und denckwürdige Sachen“: Was der Augsburger Leonhard Rauwolf während seiner Orientreise 1573–1576 sah und an den Lech zurückbrachte

ORIENT IN AUGSBURG

13. MAI 2015

PROF. DR. WOLFGANG E. J. WEBER
(AUGSBURG)

1530/936 – Der Orient im Umfeld
des Augsburger Reichstages

Der Augsburger Reichstag von 1530 ist uns als Reichstag der Confessio Augustana, der Formulierung des lutherischen Glaubensbekenntnisses, ins historische Gedächtnis eingebrannt. Tatsächlich war für die Zeitgenossen die Bedrohung durch das Osmanische Reich in vielen Hinsichten wichtiger. Daher bestimmte dieses Problem und seine Voraussetzungen, das Wesen und der Weg der türkischen Machtentfaltung, die Reichstagsdebatte. Mit dieser Debatte, die das Orientbild der Augsburger entscheidend prägte, sowie ihren Trägern und wichtigsten Werken befasste sich der Vortrag.

Die Reise des Augsburger Arztes Rauwolf stellt nicht nur deshalb eine entscheidende Wegmarke in der Entwicklung des Augsburger und europäischen Orientbildes dar, weil sie weit über den traditionellen Pilgerweg ins Heilige Land hinausging. Sie wurde vielmehr auch von einem besonders scharfen Beobachter durchgeführt und resultierte in entsprechend genauen Berichten, die über ihren Druck europaweit zur Kenntnis genommen werden konnten. Der Vortrag des ausgewiesenen Experten stellte diesen Fall detailliert vor.



8. JULI 2015

DR. HELMUT GRASER

(AUGSBURG)/

PROF. DR. ANN TLUSTY

(BUCKNELL UNIVERSITY, LEWISBURG,
USA)

„Der teüffellische Machomett“:
Türkenphobie in der Augsburger
Handwerkerschaft im Jahr 1583

Beim Umzug des Augsburger Stadtarchivs kam ein lange vermisstes Spruchgedicht des Augsburger Webers und Hochzeitsängers Jonas Losch zum Vorschein, das einen einzigartigen Einblick in die Wahrnehmung und Einschätzung der Türken in der Augsburger Handwerkerschaft des ausgehenden 16. Jahrhunderts gewährt. Der Vortrag führte nicht nur diese Vorstellungen vor, sondern ging auch auf das leidvolle Schicksal des Autors und die Geschichte der Wiederauffindung des Werkes ein.

Anschrift der Autoren

DR. BENJAMIN DURST

Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

PROF. DR. KAY EHLING

Staatliche Münzsammlung München
Residenzstraße 1
80333 München

PROF. EM. DR. DR. H. C. GUNTHER GOTTLIEB

Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

PROF. DR. BERND OBERDORFER

Lehrstuhl für Systematische Theologie
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

DR. CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE

Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

LISA SCHUHMAIR

Ort 6
94032 Passau

DR. MARKUS STADTRECHER

Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg

PROF. EM. DR. THEO STAMMEN

Lehrstuhl für Politikwissenschaft
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

PROF. DR. ANDREAS WIRSCHING

Institut für Zeitgeschichte München-
Berlin
Leonrodstr. 46 b
80636 München

PROF. DR. GREGOR WEBER

Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg

PROF. DR. WOLFGANG E. J. WEBER

Institut für Europäische Kulturgeschichte
Universität Augsburg
Eichleitnerstraße 30
86159 Augsburg